Commentar

über die

natürliche Politik,

oder über

das Werk:

La Politique Naturelle, ou Discours sur les vrais Principes du Gouvernement.

II. und letzter Band.

Germanien, 1796.

Vorrede.

Das Original dieses Werkes handelt im **zweiten** Bande zuerst **von den Mißbräuchen der Souverainität, von der unumschränkten Gewalt, von dem Despotism und der Tyranney.** Lange nahm ich bey mir selbst Anstand, ob ich bey dieser Abhandlung nicht blos den Uebersetzer machen sollte, da die Despoten und Tyrannen die Schilderungen des Despotism und der Tyranney so gerne als Pasquille auf sie ansehen. Endlich gab der Muth auch mir als Commentator den Pinsel in die Hand, und nun rief ich mit **Correggio** aus: „Auch ich bin Maler.“ Schon **Aristoteles** sagt in seinem fünften Buche von den Regierungs-

arten: „Der Tyrann muß Muth und Recht-
„ schaffenheit nicht aufkommen lassen, muß
„ große und brave Männer bey Seite schaf-
„ fen, öffentliche Zusammenkünfte und Gast-
„ male verbiethen, überall Spionen ausstellen,
„ Zwietracht säen, und Vornehme und Ge-
„ ringe zusammen hetzen, muß das Volk arm
„ machen, es in harter Arbeit erhalten, da-
„ mit es nicht Zeit habe, über seine Lage
„ nachzudenken, und es immer mit neuen
„ Steuern und Auflagen belegen; muß nicht
„ frey denkende Leute dulden, und lieber
„ Fremde als Bürger um sich haben. Das
„ alles, sagt er, kömmt einer tyrannischen Re-
„ gierung gar trefflich zu statten; aber freylich
„ ist sie eine schändliche Regierung.“ Will man nun behaupten, daß **Aristoteles** vor mehr als achtzehnhundert Jahren ein Pasquill auf die teut-

schen Fürsten des achtzehenden Jahrhunderts schrieb, weil man an manchen Höfen die noch lebende Originale der aristotelischen Copie findet? — Nein! ich wiederhole, was ich schon in der Vorrede zum ersten Bande nur mit andern Worten sagte: **Aristoteles, der Verfasser der natürlichen Politik und ich** malen, ferne von Personalitäten, die Laster der Despoten und Tyrannen nach ihrer Natur; sie können nach dieser nicht anders als mit grellen Farben geschildert werden. Was können wir dafür, wenn das Gewissen manchem Fürsten dieses Gemählde wie einen Spiegel vorhält, in dem er sich selbst erblickt? Klagen sie ihr Gewissen, nicht uns an. Wen's juckt, der kratze sich.

In der zweyten Abhandlung **von der Freyheit** wird der Menschenfreund die nämlichen Begriffe näher entwickelt finden, die schon im ersten Bande durchgängig ausgestreut waren. Ich hoffe,

man wird mir Wahrheitsliebe nicht absprechen; denn ich habe immer die Mittelstraße einzuhalten gesucht, und nur auf dieser findet man die Wahrheit.

Die drey letzten Abhandlungen **von der Politik im Allgemeinen, von der auswärtigen Politik, von der Auflösung der Staaten** sind nach den darin aufgestellten Grundsätzen natürliche Folgen der Prämissen in den sechs ersten Abhandlungen.

Vielleicht giebt Mancher mir zu, daß die in diesem ganzen Werke enthaltene Politik zwar wahr und wohlgemeynt sey, daß sie aber ihren Endzweck nicht erreichen werde, und daß ich unpolitisch handle, indem ich die natürlichen Grundsätze der wahren Politik zu verbreiten suche. Vielleicht sagt Mancher: Die meisten grossen Herren seyen von den entgegengesetzten Grundsätzen der Schmeicheley schon so sehr geblendet, daß sie das Licht auch beym hellen Tage

nicht sehen: vielen ließen ihre angewöhnten Ausschweifungen nicht Zeit, das zu lesen, was zu ihrer Aufklärung und Herzensbesserung diente: viele nähmen sogar aus Werken, die ihnen die Wahrheit sagten, Anlaß, die Schöpfer dieser Werke zu verfolgen, und ihre Ungnade empfinden zu lassen.

Allein soll es ewig Nacht bleiben, weil die Blinden doch den Tag nicht sehen? Darf und muß man nicht für die Nachkommenschaft säen, wenn die gegenwärtige Generation nicht ärndten will? Soll man das Erdreich, das vorher lauter Unkraut trug, nie umgraben, um brauchbare Pflanzen darin zu ziehen? Und soll der so nützliche Botaniker nie mehr heilsame Kräuter suchen, weil er sich die Hände an Nesseln sengte? Mögen auch die Fürsten und Großen dieses Buch nicht lesen, so schenken ihm doch einige von ihren Räthen ihre Aufmerksamkeit; und o! besäßen nur alle Räthe und

Staatsbeamten Einsichten, Muth und Redlichkeit; widersetzten sich nur alle Landescollegien, Mann für Mann, den Unbilligkeiten, den Ungerechtigkeiten, den Unmenschlichkeiten ihrer Fürsten; so würde es bald besser gehen: ein Kopf ohne Hände kann nicht zuschlagen: es gäbe keine Tyrannen, wenn die Räthe der Fürsten keine Schurken oder Schwachköpfe wären, die sie unterstützten. Das persönliche Interesse muß weichen, wenn von dem Interesse der Menschheit die Rede ist. Es ist möglich, daß mir die Tyrannen tödtliche Streiche versetzen, weil ich sie bekämpfe. Aber muthig besteh' ich den Kampf mit ihnen, unerschrocken halt' ich ihre Schläge aus, und unterliegend noch ruf' ich wie Themistocles: „Schla„get zu, aber saget, daß ich recht habe!“

Inhalt
der fünften Abhandlung.

Von den Mißbräuchen der Souverainität. Von der unumschränkten Gewalt. Von dem Despotism und der Tyranney.

§. I. Bestimmung des Despotism. Seite 1
II. Von der Tyranney. 3
III. Zeichen der Tyranney. 5
IV. Von der Herrschsucht. 6
V. Ursprung des Despotism. 9
VI. Ursachen der Sclaverey. 10
VII. Würkungen des Aberglaubens. 11
VIII. Uebermuth des Despoten. 13
IX. Schwäche des Despoten. 16
X. Unvernünftige Maximen des Despotism. 18
XI. Thorheiten des Despotism. 19
XII. Seine Macht ist precaire. 21
XIII. Vaterlandsliebe verträgt sich nicht mit dem Despotism. 22
XIV. Seine Würkungen auf den Ackerbau und Handel. 24
XV. Von dem Adel unter dem Despotism. 25
XVI. Der Despotism vernichtet alle Gerechtigkeit. 27

§. XVII. Große Staaten sind dem Despotism ausgesetzt. Seite 29
XVIII. Die militärische Regierung führt dazu. 30
XIX. Die Priester begünstigen den Despotism. 32
XX. Despotism der Meynungen. 34
XXI. Einfluß des Despotism auf die Wissenschaften. 35
XXII. Auf die Sitten. 37
XXIII. Schläfrigkeit der Despoten. 38
XXIV. Einfluß des Despotism auf den Character der Völker. 40
XXV. Er arbeitet an seinem eignen Untergange. 41
XXVI. Von dem occidentalischen Despotism. 44
XXVII. Von dem gemilderten Despotism. 46
XXVIII. Von den wahren Zeichen des Despotism. 48
XXIX. Er kann keine Regierung genannt werden. 53
XXX. Er reitzt die Völker selbst zu seiner eignen Vertilgung. 54
XXXI. Widersprüche des Despotism. 57
XXXII. Die Völker können nie aufrichtig darein willigen. 59
XXXIII. Gefahren für diejenigen, die ihn ausüben. 61
XXXIV. Der Despot fürchtet die Tugend. 64
XXXV. Der Despotism erfodert keine Talente. 68

Inhalt

der sechsten Abhandlung.

Von der Freyheit.

§. I. Von der Liebe zur Freyheit. Seite 71
II. Ihre Bestimmung. 73
III. Sie muß von der Zügellosigkeit unterschieden werden. 75
IV. Ursachen des Verlustes der Freyheit. 77
V. Gefahren der Zügellosigkeit. 81
VI. Mittel dagegen. 82
VII. Freyheit muß sich auf Vernunft gründen. 85
VIII. Richtige Begriffe von Freyheit. 86
IX. Vortheile, die sie dem Souverain gewährt. 89
X. Sie ist allen Bürgern vortheilhaft. 90
XI. Von der Sicherheit. 92
XII. Von den willkührlichen Auflagen. 93
XIII. Die Freyheit ist die Mutter des Kunstfleißes. 95
XIV. Von der Religions-Freyheit. 97
XV. Tyranney der Intoleranz. 99
XVI. Von der Freyheit im Schreiben. 103
XVII. Von der Ausgelassenheit im Schreiben. 104
XVIII. Kühnheit im Schreiben. 110
XIX. Alle Völker haben Anspruch auf Freyheit. 112
XX. Von den Factionen in freyen Ländern. 115

§. XXI. Von dem National = Glücke. Seite 118
XXII. Es giebt kein Vaterland ohne Freyheit. 120
XXIII. Keine Macht ist ohne Freyheit dauerhaft. 124
XXIV. Ohne Freyheit giebt es keine Tugend. 127
XXV. Von dem Gemeingeiste. 130
XXVI. Schluß. 132

Inhalt
der siebenten Abhandlung.

Von der Politik im Allgemeinen.

§. I. Bestimmung der Politik. Seite 135
II. Eine und dieselbe Gesetzgebung paßt nicht auf alle Völker. 137
III. Noch auf die nämlichen Völker zu allen Zeiten. 140
IV. Die Gesetze können nicht ewig seyn. 141
V. Von dem Vorurtheile der Vorliebe für das Alterthum. 143
VI. Von den Gebrechen der Gesetzgebungen. 145
VII. Die Gesetze müßen sich nach den Bedürfnissen des Staats richten. 147
VIII. Die Philosophie ist der Politik nützlich. 148
IX. Die Politik muß auf die Zukunft denken. 151
X. Die Gesetze müßen nach dem Umfange der Länder verschieden seyn. 152
XI. Gegenstände der Gesetzgebung. 153

§. XII. Schlechte Gesetze machen schlechte Menschen. Seite 155
XIII. Mittel, welche die Politik anwenden muß. Von der Erziehung. 156
XIV. Die Politik muß sich mit den Sitten abgeben. 158
XV. Sie muß Staatsmänner bilden. 162
XVI. Unpartheylichkeit der Politik. 165
XVII. Von der Bevölkerung. 166
XVIII. Ursachen der Entvölkerung. 167
XIX. Bemerkungen über diesen Gegenstand. 170
XX. Von dem Ackerbaue. 172
XXI. Von den Colonien. 174
XXII. Von den Auflagen. 177
XXIII. Von den Eigenschaften der Auflagen. 179
XXIV. Von dem Reichthume des Staats. 183
XXV. Von dem Reichthume, der durch Krieg erworben wird. 184
XXVI. Vom Handel. 185
XXVII. Von der Macht, die der Reichthum giebt. 188
XXVIII. Der Handel muß frey seyn. 189
XXIX. Von der Einschränkung des Handels. 191
XXX. Von der Vertheilung der Reichthümer. 192
XXXI. Ausschließliche Privilegien. 194
XXXII. Gefahren des unbeschränkten Handels. 194
XXXIII. Von seinen natürlichen Schranken. 196
XXXIV. Handelnde Nationen sind von kurzer Dauer. 198
XXXV. Von den Subsidien. 199
XXXVI. Von dem wahren Glücke eines Staats. 200
XXXVII. Vom Credit. 201
XXXVIII. Von seinen Grundlagen. 230

§. XXXIX. Von der Finanzverpachtung. Seite 205
XL. Die Politik muß auf alles ein wachsames Aug haben. 208
XLI. Von der Polizey. 211
XLII. Von den Strafen. 214
XLIII. Von den Belohnungen. 217
XLIV. Die Politik muß sich mit den Sitten abgeben. 220
XLV. Von der Macht des Beyspiels. 221
XLVI. Einfluß der Religion auf die Politik. 223
XLVII. Mittel gegen den Fanatism. 227
XLVIII. Von der bürgerlichen Duldung. 228
XLIX. Kurze Wiederholung. 230

Inhalt
der achten Abhandlung.

Von der auswärtigen Politik. Vom Kriege, vom Frieden, von Bündnissen, u. s. w.

§. I. Nationen haben die nämliche Moral, und die nämlichen Pflichten, wie Individuen. Seite 232
II. Quelle der verdorbenen Politik. 235
III. Redlichkeit kann der Politik nicht schaden. 237
IV. Von der Moral der Fürsten. 238
V. Vom Kriege. 241
VI. Von der Thorheit, Eroberungen zu machen. 243

§. VII. Vom gerechten Kriege. Seite 245
VIII. Von den Kriegsrechten. 247
IX. Ursachen der häufigen Kriege. 250
X. Vom Militärgeiste. 252
XI. Von der Macht zur See. 255
XII. Von Allianzen. 256
XIII. Von Negotiationen. 259
XIV. Von der Redlichkeit. 260
XV. Das öffentliche Wohl ist die Richtschnur. 264
XVI. Von der genauen Beobachtung der Friedensschlüße. 265
XVII. Ob man sie brechen darf? 267
XVIII. Ungerechte Verträge können nicht binden. 268
XIX. Diese Grundsätze sind in der Vernunft gegründet. 270
XX. Von den Eigenschaften, die die Staatsverträge unverletzlich machen. 273
XXI. Es giebt keine Macht, die die Souveraine im Zaume hält. 274
XXII. Vom Gleichgewichte in Europa. 275

Inhalt
der neunten Abhandlung.

Von der Auflösung der Staaten.

§. I. Wie sich die Staaten auflösen. Seite 281
II. Verfall der alten Reiche. 284
III. Hebung der Einwürfe dagegen. 285

§. IV. Ursachen der Auflösung ununschränkter Monarchien. Seite 287
V. Ursachen der Auflösung beschränkter Monarchien. 294
VI. Grundursachen der Zerstörung der Demokratien. 299
VII. Der Aristokratien. 301
VIII. Andere Auflösungs-Ursachen. 303
IX. Vom Luxus. 304
X. Der Luxus schadet der Bevölkerung. 308
XI. Er schadet dem Militärgeiste. 311
XII. Er entnervt Geist und Körper, und macht sie weichlich. 313
XIII. Kann der Luxus nützlich seyn? 314
XIV. Er verdirbt die Sitten. 317
XV. Seine Würkungen auf die Geistesgaben und Künste. 320
XVI. Er ist ein schwer auszurottendes Uebel. 322
XVII. Der Luxus ist von Monarchien unzertrennlich. 325
XVIII. Mittel ihn zu mäßigen. 326
XIX. Der Luxus war an dem Verfalle aller alten Staaten Ursache. 328
XX. Von der Reform der Staaten. 330
XXI. Würkungen der Fürstenerziehung. 332
XXII. Vom Unterrichte der Bürger. 334
XXIII. Die öffentliche Gewalt muß ihn unterstützen. 338
XXIV. Der Souverain ist der wahre Reformator des Staats. 342
XXV. Allgemeine Wiederholung. 344

Von den Mißbräuchen der Souverainität. Von der unumschränkten Gewalt. Von dem Despotism und der Tyranney.

§. 1. Bestimmung des Despotism.

Alle Menschen sehnen sich nach Glücke, aber sehr wenige macht das Schicksal glücklich. Keine Gesellschaft kann ohne Freiheit glücklich seyn, nichts destoweniger seufzen fast alle Nationen durch ein bejammernswürdiges Verhängniß in Fesseln. Die ausgedehntesten Strecken Landes schmachten unter der Willkühr einer Anzahl von Sterblichen, von denen man sagen sollte, daß ihnen das Geschicke die übrigen Menschen preis gab. Blicken wir auf was immer für einen Theil der Erde, so sehen wir, daß die Menschen überall, unter dem kalten Klima des Nordens eben so wie unter den gemäßigten Zonen und unter den heissesten Erdstrichen, gefühllosen Ungeheuern unterworfen sind, die mit elfernem Scepter über sie herrschen. Millionen Menschen scheinen

zu nichts gebohren, als um zum Besten eines einzigen Menschen zu arbeiten, der sich für einen Gott hält, und der sich deswegen beredet, er sey weder — seiner Meynung nach Wesen von niedrigerem Range, noch der Gesellschaft etwas schuldig, von der er seine Gewalt hat. Er bildet sich ein, daß ihm alles erlaubt sey, daß die geheiligtesten Gesetze der Natur seinem Eigensinne weichen müßten, kurz, daß ihm allein das Recht zustünde, allen zu schaden, ohne daß Jemand berechtiget wäre, sich darüber zu beklagen. Wagt es einer, gegen seine Handlungsweise Vorstellungen zu machen, so schilt er ihn einen Egoisten, und schmiedet Donnerkeile um ihn zu Grunde zu richten; er selbst aber giebt keinen andern Grund seiner Handlungen an, als: „Ich bin Herr, und will es so „haben.“

Der Despotism ist eine unrechtmäßig angemaaßte Gewalt, die sich auf die abgeschmackte Foderung gründet, daß der unumschränkte Wille des Souverains der Gesellschaft zum Gesetze dienen müße. Nur dann, wann dieser Wille ungerecht ist, wird er Tyranney. Ein Tyrann ist ein Souverain, der die Gesellschaft zwingt, sich unter seinen noch so ungerechten Willen zu beugen, der also die Ansprüche des Despoten geltend macht. Der Schritt, den der Souverain vom Despotism zur Tyranney macht, ist nicht größer, als der von einem ungerechten Vorhaben zur Vollführung der vorgehabten Ungerechtigkeit. Ein Souverain müßte ein ziemlich dummer Mensch seyn, wenn es ihm wenige Mühe kostete, tyrannische Gesetze zu machen, und er machte sie nicht.

Fast alle, welche Menschen regieren, wollen die unumschränkteste Gewalt über sie ausüben; indessen schrecken sie doch die Namen eines Despoten und Tyranns zurücke;

sie können sich nicht das Gehäßige dieser Namen verbergen. Unter den ruchlosesten Souverainen giebt es begünstigte Unterthanen, die zwar mit ihren Herren die Früchte der Unterdrückung theilen, die aber nicht leiden können, daß man ihnen die wahren Namen beylegt, die sie verdienen. Die verdorbenste Staatsverwaltung findet allzeit ihre Anhänger und Vertheidiger. Auf einer andern Seite glaubt jeder schlechte Mensch Ursache zu haben, sich über die Regierung zu beschweren, die seinen Leidenschaften Einhalt thut, und seinen verkehrten Absichten entgegen ist; er beschwert sich alsdann, als lebe er unter dem Despotism. Noch mehr, es giebt Menschen, die oft die tugendhaftesten Souveraine mit dem Namen der Tyrannen belegen, sobald sie ihre Plane verwerfen, oder sich nicht als Werkzeuge ihrer Leidenschaften, ihres Fanatism, ihrer unduldsamen Rasereyen brauchen lassen, oder auch sobald sie sie nur verhindern, daß sie Schaden anrichten. Der verdorbene Mensch sieht jede Gewalt für rechtmäßig an, die seine Vergehungen begünstiget, und beschuldiget jene der Tyranney, die sie zurückhält. Um alle Zweydeutigkeiten zu beseitigen, wollen wir den wahren Sinn festzusetzen suchen, den man der Tyranney beylegen soll.

§. II. Von der Tyranney.

Der Tyrann ist ein Souverain, der die Kräfte der Gesellschaft mißbraucht, um seinen eignen Leidenschaften, die er statt den Gesetzen unterschiebt, die Herrschaft über sie zu verschaffen. Ueberhaupt ist die Tyranney auf Gewalt gestützte Ungerechtigkeit. In einer Demokratie wird

das Volk meistens ein unvernünftiger Tyrann, der allzeit blos von den Launen geleitet wird, die man ihm beyzubringen weiß. An jenem so berühmten Volke, das seinen Aristides, seinen Miltiades und Cimon verbannte, das den Sokrates den Giftbecher trinken ließ, das den Phocion zum Tode verdammte, erblicke ich nichts weiter als einen undankbaren, ungerechten, unmenschlichen Tyrann: an jenen Spartanern, die ihre Heloten mit einer studirten Barbarey behandelten, ersehe ich nur verhaßte Ungeheuer: jener Römische Senat, dieser Unterdrücker seiner Mitbürger oder der übrigen Erde, erscheint in meinen Augen noch immer als der Tyrann, der einen Haufen anderer Tyrannen überwand. Paris endlich gilt bey mir nicht mehr, als die größte Mördergrube unsers Welttheils zu unserer Zeit, als der Kampfplatz, den sich verschiedene Factionen seit vier Jahren auf Kosten des französischen Volkes durch Schrecken und Tyranney streitig machten.

Die Aristokratie ist sehr oft nichts anders, als die Tyranney mehrerer Bürger, die sich verbunden haben, die übrigen ihren interessirten Absichten zu unterwerfen. Die Staats-Inquisitoren zu Venedig sind Tyrannen, die der Senat bevollmächtiget, aus blosem Verdachte diejenigen aus dem Wege zu schaffen, die ihre mißtrauische Regierung beunruhigen könnten.

Unter einer gemischten Regierung kann sich die Tyranney einschleichen, wann sich einer aus den Ständen des Staats, unter denen die höchste Gewalt vertheilt ist, wie z. B. der hohe Adel in Teutschland, derselben bedient, um die andern zu unterdrücken.

Die Monarchie artet endlich in Tyranney aus, sobald sie sich der ihr von der Nation anvertrauten Gewalt

bedient, um die Gesetze nach ihren Launen zu drehen und zu wenden. Wann die Gerechtigkeit nicht mehr befehlen darf, wann sie sich unter die Leidenschaften des Menschen schmiegen muß, dann lebt man unter der Tyranney.

§. III. Zeichen der Tyranney.

An welchen Zügen erkennt nun die Gesellschaft die Tyranney? Wornach soll sie beurtheilen, ob ihre Häupter ihre Gewalt mißbrauchen? — Es ist Tyranney, wenn sie ihre Leidenschaften an die Stelle der Gesetze der Natur und des Interesse der Gesellschaft setzen: es ist Tyranney, wenn sie die Nation mit der Gewalt unterjochen, die sie ihnen blos ihrer eignen Sicherheit wegen anvertraut hat: es ist Tyranney, wenn sie sich ohne Gesetz zum Schiedsrichter über das Leben, über die Person, über die Freyheit, über die Güter ihrer Unterthanen aufwerfen wollen: es ist Tyranney, wenn sie ohne würkliche Noth das Blut und die Schätze der Völker verschwenden: es ist Tyranney, wenn sie um ihren Geiz zu befriedigen, im Frieden Millionen zusammenscharren, an denen das Blut der Nationen klebt: es ist Tyranney, wenn sie das Gewissen der Menschen beunruhigen, und sie zwingen, sich nach ihren Meynungen, nach ihrem Gottesdienste, nach ihren Vorurtheilen zu fügen: es ist Tyranney, wenn sie das Gesetz um der einen willen zum Schweigen bringen, und sich desselben bedienen, um die andern zu würgen: es ist Tyranney, wenn sie dem Verdienste und der Tugend die ihnen schuldigen Belohnungen entziehen, um sie der Unbrauchbarkeit und dem Verbrechen zuzuschieben: es ist

endlich Tyranney, wenn sie eine Nation wider ihren Willen regieren wollen.

Nach diesen allgemeinen Kennzeichen soll die Gesellschaft, der Vernunft und Billigkeit gemäß, ihre Urtheile richten. Itzt wollen wir sehen, woher jene so allgemeine Leidenschaft entspringt, die alle Souveraine geneigt macht, sich nach der Ausübung einer Gewalt zu sehnen, vor deren Namen sie zurückbeben, und deren obgleich für sie selbst schädliche Würkungen ihnen so wünschenswerth scheinen.

§. IV. Von der Herrschsucht.

Die Begierde zu herrschen und andern vorgezogen zu werden ist eine allen Menschen natürliche Leidenschaft: sie gründet sich auf die unserm Geschlechte so wesentliche — leicht in Eigenliebe ausartende Selbstliebe, vermöge der wir unsers Gleichen unaufhörlich anhalten wollen, daß sie an unserm Wohlseyn arbeiten, unsere Begierden befriedigen, und uns Vergnügen verschaffen. Die meisten Menschen, wollen in der Sphäre, die sie umgiebt, eine unumschränkte Gewalt ausüben. Läßt nicht oft ein Familienvater seiner Frau, seinen Kindern, seinem Gesinde, und denen, die von ihm abhangen, den ungerechtesten Eigensinn fühlen? Jeder Mensch, den die Vernunft nicht aufklärt, und im Zaume hält, ist der Freyheit anderer feind; er fürchtet, die Unabhängigkeit, die er sie genießen sieht, möchte ihn selbst der Unterstützung und der Dienste berauben, die er gerne von ihnen gewärtiget: er schmeichelt sich, er würde sie mit Gewalt weit eher vermögen, daß sie seine Ab-

sichten befördern. Der in seine eigne Freyheit noch so verliebte Mensch ist oft der Tyrann der Freiheit von Wesen, die ihm untergeordnet sind. Die Hälfte des menschlichen Geschlechtes ist gezwungen unter dem Drucke der andern zu seufzen.

Nichts destoweniger treibt uns diese allen Menschen gemeine Herrschbegierde an, wider die Liebe zur Freiheit oder Unabhängigkeit zu kämpfen, die unsers Gleichen beseelt, und die ihnen so natürlich wie uns ist. Es herrscht also ein beständiger Streit zwischen den verschiedenen Gliedern der Gesellschaft. Niemand will sich einem andern unterwerfen, wenn er keinen Vortheil dabey hat, das heißt, wenn er nicht hoffen darf, daß er von seiner Unterwerfung Früchte einärndtet. In der Erwartung eines Glückes, also bedingnißweise opfert man die Liebe zur Unabhängigkeit auf: Niemand entsaget umsonst den Rechten seiner Natur; Niemand will ohne Nutzen dem andern untergeben seyn. Jedermann will seine Freyheit erhalten; Jedermann sträubt sich immerwährend gegen den, der ihn unterjochen will; Stärke oder List entscheiden den Kampf zwischen der Leidenschaft zu herrschen und zwischen der frey zu seyn; eine wie die andere ist dem Menschen angebohren.

Der nämliche Streit, in welchem die Individuen des Menschengeschlechts unter einander liegen, herrscht zwischen den Nationen und ihren Regenten. Jedes Glied will frey seyn, dieses ist der allgemeine Wunsch der Gesellschaft; aber das Interesse, die Leidenschaften, die Begriffe ihrer Glieder stimmen selten unter sich überein, und hindern sie, sich zu vereinigen um einstimmig zu handeln, und dem Willen des Souverains, der beständig auf sein Ziel losgeht, oder der sie theilt, um sie nach seinen Entwürfen

zu beherrschen, einen hinlänglichen Damm entgegen zu setzen. Der Kampf zwischen den Völkern und ihren Regenten ist darum immer ungleich. Die Souveraine finden in der That als Inhaber der Staatskräfte und als Ausspender seiner Wohlthaten ohne Mühe Mittel, verführte oder schüchtern gemachte Menschen in ihre Complotte zu ziehen, und mit ihren gemietheten Händen ihre übrigen Mitbürger zu unterjochen; solche Menschen verkaufen sich aus besonderm Interesse, verlieren dadurch das allgemeine Interesse aus dem Gesichte, und vereiteln alles, was die Eingriffe ihrer Häupter verhindern könnte. Eine Folge dieser Uneinigkeit ist, daß es sehr wenige Länder in der Welt giebt, wo der tugendhafteste Mensch für seine Person und für sein Vermögen ruhig und sicher ist, und wo er mit Zuversicht sagen kann, daß das eine wie das andere sein gehöre, und nie einem Usurpator zum Raube werde.

Der glückliche Erfolg einer Unternehmung macht den Handelnden allzeit kühner: gelingt es dem Despoten in einem Stücke die Volksfreyheit zu verletzen, so wagt er gleich neue und wiederholte Angriffe auf sie. Hat er durch diese seine Nation hinlänglich geschwächt; dann erlaubt er sich alles, dann ruft er in seinem Uebermuthe aus, er sey im Stande, mit den drey Worten: Sagen, Fragen, Thun, die ganze Welt zu regieren; dann braucht der raffinirte Tyrann seine Minister und Höflinge, seine Räthe und Diener, seine Miethlinge und Sklaven zu nichts als zu Spionen und Anbringern, die ihm alles sagen, was gegen seine Wagestücke und Launen gesprochen oder unternommen wird, die nicht nach ihrer Einsicht, nach ihrem Gewissen handeln oder auch nur sprechen dürfen, die bey jedem Schritte, den

sie machen wollen, ihn erst um seine Einwilligung fragen, kurz die alles das thun müßen, was ihr souverainer Unmensch will.

§. V. Ursprung des Despotism.

Aus Abgötterey fiel der Bildhauer vor den Füßen des Bildes nieder, das seine Hände geschnitzelt hatten. Aus Aberglauben fielen die Nationen vor den Füßen der Häupter nieder, die sie sich gewählt hatten.

Die Souveraine und ihre Helfershelfer hätten sich noch soviele Mühe geben mögen, um die übrige Nation ihrer Freyheit zu berauben, und eine unumschränkte Gewalt über sie zu bekommen; so wäre es ihnen vielleicht doch nie gelungen, sie ganz zu unterjochen, wenn sie nicht die Meynung und die Unwissenheit unterstützt hätten. Die Furcht der Völker vor den unsichtbaren Mächten, die die Natur regieren, gründet sich auf Aberglauben; der Aberglaube verband sich mit der Gewalt, die die Erde beherrscht, schläferte den Verstand der Menschen ein, und gewöhnte sie an das Joch, das ihre Vernunft verabscheute; die Meynung bevestigte das Werk der Gewaltthätigkeit. So brachte der Aberglaube dieses Wunder zur Welt; übernatürliche Schrecken verdoppelten die natürliche Furcht, die man vor der Gewalt hat; Nationen, die gewohnt waren vor barbarischen Häuptern zu zittern, zitterten noch mehr vor Göttern, die die Barbarey gut hießen. Kömmt es auf die Bevestigung der Gewalt an; so sprechen die Herolde des Aberglaubens, der Priester mit der dreyfachen Krone wie der Mufti, der Pope wie der Bramine, nur eine Sprache.

§. VI. Ursachen der Sklaverey.

Die Menschen sind nur darum Sklaven, weil sie furchtsam, unwissend und unvernünftig sind. Wenn irgendwo Freyheit herrscht, so ist es dort, wo die Vernunft am meisten Gewalt hat. Legen wir also nicht immer dem Klima die Sklaverey zur Last, unter der die meisten Völker seufzen. Es ist wahr, daß die Hitze den Körper entnervt, und die Menschen muthlos, träge und sklavisch macht. Aber die heißen Sandwüsten Lybiens, die fruchtbaren Ebenen Asiens, und die waldichten Gegenden des kalten Nordens gehorchen gleichgefürchteten Despoten. So verschieden der Aberglaube unter den Völkern ist, so stimmt er doch überall darin überein, daß er sie in Unwissenheit und Fesseln einschläfert. Wie mag man sich einbilden, daß das Klima die einzige Ursache ihrer Sklaverey seyn könne? Will man sagen, daß die Sonne, die die ehmals auf ihre Freyheit so eifersüchtigen Griechen und Römer erwärmte, nicht mehr ihre Stralen auf ihre ausgearteten Abkömmlinge schießt? Bauen ihre Hände nicht heut zu Tage die ehmals mit dem Blute ihrer großmüthigen Vorältern angefeuchteten Felder? Treten nicht diese verächtlichen Sklaven die Denkmäler ihrer berühmten Väter mit Füßen? Nicht also das Klima macht Sklaven, Stärke oder List führen den Despotism ein, Gewaltthätigkeit, Betrug und vor Allem Aberglaube sind seine Grundlage und seine Stütze: der Aberglaube allein befindet sich im Besitze, die Menschen des Verstandes zu berauben, und ihnen den Gebrauch der Vernunft zu untersagen: er allein macht, daß sie ihre Natur, ihre Würde, ihre

unveräußerlichen Privilegien mißkennen; zuerst betrügt er sie im Namen der Götter, und dann macht er sie vor den Füßen der Könige zittern.

§. VII. Würkungen des Aberglaubens.

Es gehörte nichts weniger als ein vom Himmel geheiligter Wahnsinn dazu, um in ihre Freyheit verliebten Wesen, die unaufhörlich nach Glücke trachten, weiß zu machen, daß die Inhaber der öffentlichen Gewalt von den Göttern das Recht erhalten hätten, sie ihrer Freyheit zu berauben und sie unglücklich zu machen. Es gehörten Religionen dazu, die die Gottheit unter den Zügen eines Tyranns mahlten, um die Menschen glauben zu machen, daß sie von Tyrannen auf der Erde repräsentirt werde. Es gehörte die vollkommenste Verblendung dazu, um den Mißbrauch mit der Gewalt, das Gesetz mit dem Eigensinne, die Gewaltthätigkeit mit dem Rechte, die Ungerechtigkeit mit der Billigkeit zu verwechseln. Ohne Zweifel war es in diesen Augenblicken der Trunkenheit, wo die Könige vorgaben, mit ihren Völkern jene erschlichenen, ihnen allein so vortheilhaften, und den Unglücklichen, mit denen sie sie geschlossen hatten, so schädlichen Verträge eingegangen zu haben; diese Könige überredeten sich, daß weder die Natur noch die Vernunft, weder die Zeit noch der Wille der Völker, noch selbst die Nothwendigkeit der Dinge einen hinterlistigen Vertrag aufheben könnten. So maaßten sie sich des Rechts an, ungestraft ungerecht zu seyn, ohne aufzuhören, Herren zu seyn; die schüchtern gemachten Nationen getrauten sich selten, himmlischen Mäch-

ten zu widersprechen, die mit der Macht der Erde bewaffnet waren, um sie im Joche zu erhalten. Die Stimme des Betrugs rief den Menschen zu: „Unterwerfet euch „ohne Murren privilegirten Wesen, die die erzürnten „Götter über eure Häupter gesetzt haben; erstickt die „Stimme einer rebellischen Natur, die euch eure Selbst„erhaltung befiehlt, die euch erlaubt, euch zu vertheidi„gen, die will, daß ihr nach eurem Glücke trachtet. „Schwöret eine lasterhafte Vernunft ab, damit sie nicht „die Rechte prüfe, die der Himmel ertheilt. Euer Blut, „euer Daseyn, euer Leben gehört einem Sterblichen, den „die Mächte da oben ausgewählt haben, um euch zu be„herrschen; er hat das Recht euch unglücklich zu machen; „er ist der Vollstrecker der göttlichen Rache; er ist der „Diener des Grimms des Allerhöchsten; euch bleibt nicht „einmal das Recht übrig, euch zu beklagen. Wäret ihr „so verwegen, an diesen göttlichen Aussprüchen zu zwei„feln; so würden euch Feuer und Schwerd in dieser Welt „verfolgen, und ewige Qualen würden euren gottesläster„lichen Ungehorsam in der andern strafen.“

Nun trug der von Furcht niedergedrückte, vorurtheilsvolle Mensch seine Ketten mit Geduld; er legte seiner Vernunft Stillschweigen auf; er widerstund dem Verlangen sein Schicksal zu verbessern; er fürchtete, er möchte, statt sich seine Uebel zu erleichtern, sie verdoppeln; er sah seine Drangsalen, die natürlichen Folgen der Leidenschaften und Thorheiten seiner ungerechten Herren, als Strafen des Himmels an, denen er sich mit Demuth unterwerfen müßte. Schenkte ihm ein glückliches Ohngefähr menschlichere und vernünftigere Souveraine, so dankte er den Göttern dafür: gab ihm das Schicksal Tyrannen, so hielt er sie für Geißeln des über seine Vergehungen ge-

recht erzürnten Himmels. Er wurde also immer blinder und abergläubischer. Tyränney und Aberglaube unterstützten und erhielten sich fast allzeit wechselseitig. Daher fielen die meisten Völker der Erde in jene Kraftlosigkeit, in jene Dummheit, in jene Trägheit, die sie fast unempfindlich gegen die Uebel macht, welche sie in einem fort auszustehen haben. Daher wird an Höfen, bey denen die Tyranney zu Hause ist, jener berüchtigte Orden der Jesuiten noch immer begünstiget, weil er sich von jeher als das würksamste Werkzeug des Aberglaubens zeigte, und bey der Dummheit und Schwachheit der Völker seine und der Tyrannen Herrschaft immer mehr und mehr zu bevestigen suchte.

§. VIII. Uebermuth des Despoten.

Jeder Mensch, der fühlt, daß er Gewalt hat, geräth in Versuchung, sich für ein privilegirtes Wesen zu halten. Ein beständiges Glück macht ihn gegen das Elend anderer Menschen unempfindlich, und verhärtet sein Herz; weil er ungestraft bleibt, wird er ein desto kühnerer Verbrecher; der glückliche Erfolg seiner Unternehmungen macht ihn übermüthig, er beredet sich endlich, daß er ein Wesen von einer andern Art als die übrigen Sterblichen sey, die er vor seinen Füßen vernichtet sieht; zuletzt verachtet er sie. Ist er einmal soweit, daß er seines Gleichen als ihm gleichgültige und verworfene Wesen betrachtet, was hat er für einen Beweggrund sich mit ihrem Glücke abzugeben? Wie kann er sich einfallen lassen, daß er ihnen etwas schuldig sey? Diese übermüthigen Gesinnungen wer-

den noch dadurch unterhalten, daß er nichts vom Elende weiß. Jeder Sterbliche, der nie einen Schlag vom Unglücke empfunden hat, kann kein Gefühl für die Leiden der Unglücklichen haben; der glückliche Mensch ist gewöhnlich ein gefühlloses Wesen. Was soll also aus einem Fürsten werden, bey dem man diese Eigenschaften durch die Erziehung nährt und durch die Gewohnheit stärkt. Von Kindheit an mit niedrigen Schmeichlern umgeben, die er vor seinen Füßen hingestreckt sieht, sind wohl für ihn ihre Lehren im Stande, seinen Leidenschaften Einhalt zu thun? Von seinem zartesten Alter an ist er mit Verführern umgeben, die ihm ohne Unterlaß wiederholen, daß er alles und sein Volk nichts sey; er hört nichts als Sklaven, die ihn nur von seiner eignen Größe, und von der Nichtswürdigkeit anderer unterhalten; er sieht nichts als lasterhafte Höflinge, die ihn in der Hoffnung seine verdorbenen Neigungen zu benützen verderben: er leiht nur Priestern sein Ohr, die ihn in der Unwissenheit erhalten, und ihn mit Vorurtheilen einnehmen: er kennt keine anderen Tugenden, als jene, die ihm Fanatiker beybringen, welche selbst keine Begriffe davon haben. Seine Augen begegnen nur mit dem Blute der Völker gemästeten Menschen, die seinen Blick von den Unglücksfällen wegwenden, welche sie veranlassen. Was für noch so glückliche Eigenschaften müßte er besitzen, um den Eindrücken sovieler Leute zu widerstehen, die sich verbinden, um einen Souverain zu verderben? Es müßte wunderbar zugehen, wenn er nicht ein Ungeheuer von Uebermuth und Unempfindlichkeit würde. Gäbe es wohl ohne Schmeichler soviele Tyrannen auf der Erde?

In der Zügellosigkeit erzogen und in der Unwissenheit ihrer Pflichten erhalten, werden die Despoten die ge-

bohrnen Feinde und die Geißeln ihrer Unterthanen. In ihren Palläſten eingeſchloſſen, machen ſie ſich, um deſto ehrwürdiger zu ſeyn, wie die Götter unſichtbar. In der Weichlichkeit eingeſchläfert, denken ſie keineswegs daran, ſich mit den mühſamen Sorgen der Staatsverwaltung zu bemengen; ſie überlaſſen ſich dem Müßiggange, der Trägheit, der Schwelgerey. Die Nationen werden erſchöpft, um den närriſchen Vergnügungen ihrer langweiligen Tyrannen, der Habſucht ihrer Miniſter und dem ſchimpflichen Luxus ihrer Höfe Nahrung zu geben. Von allen Eigenſchaften der Gottheit, die dieſe unwürdigen Souveraine angeblich vorſtellen, beweiſen ſie allein keine Wohlthätigkeit, keine Menſchlichkeit, keine Gerechtigkeit.

Von Kindheit an gewöhnt die Menſchen herabzuwürdigen und ſich für übernatürliche Weſen zu halten, blicken ſie nicht mehr auf einen verachteten Haufen herab. Faſt in jeder Geſellſchaft gab es bisher nur einen einzigen Menſchen, für den ſie allein arbeitete, und der für ſie nichts that; erinnerte er ſich ihrer, ſo geſchah es nur, um ihre Uebel zu vergrößern, um ihre Ketten zu erſchweren, und um künſtliche Mittel zu erſinnen, ihr Elend zu vermehren.

Der aus Uebermuth und durch Schmeicheleyen grauſam gewordene Deſpot ſchont das Leben ſeiner Unterthanen ſowenig, als ihr Eigenthum: als Uſurpator einer Gewalt, die nichts im Zaume zu halten im Stande iſt, betrachtet er die Menſchen blos als Fußſchemmel, auf dem er ſoweit hinaufſteigt, als ihn ſein Ehrgeiz führt. Unter dem geringſten Vorwande ſieht man ihn ohne Gewiſſensbiſſe eben ſo unnütze als grauſame Kriege unternehmen. Die Unterthanen eines unumſchränkten Herrn kennen nichts heiliges, als ſeinen noch ſo thörichten Willen. Sie rech-

nen sich's zur Ehre, auf seine Befehle umzukommen; sie setzen ihren größten Ruhm darein, sich für ihn aufzuopfern; der einzige Gegenstand aller ihrer Handlungen ist seine Wünsche zu befriedigen: unter einer geringgeschätzten Nation zeichnen sich die Bürger durch nichts als durch das Streben aus, ihrem Herrn gefallen oder gehorchen zu wollen. Das einzige Entschädigungs-Mittel, das einer für nichts geachteten Nation übrig bleibt, ist, daß sie sich den eiteln Ruhm ihres Tyranns zueignet. Dieser, mit den vom Blute seiner Feinde wie seiner Unterthanen triefenden Lorbeern gekrönt, beherrscht noch verwegener seine entvölkerten, erschöpften, und selbst durch ihre Siege unglücklichen Staaten.

§. IX. Schwäche des Despoten.

Die Güte eines Despoten ist seinen Völkern oft schädlicher als seine Bosheit. Die unumschränkte Gewalt in den Händen eines trägen und unbeständigen Fürsten macht, wann er auch für seine Person billig, sanft und empfindsam ist, seine Unterthanen nicht glücklicher. Die Nation seufzt wider Wissen und Willen seines Hauptes unter dem Drucke aller subalternen Tyrannen, denen die Fächer der Staatsverwaltung übertragen sind. Aus Schwäche und Sorglosigkeit, in der die Fürsten gemeiniglich erzogen werden, überlassen sie sich der Leitung einiger Günstlinge, die ihre Tugenden vereiteln, und allein ihre Schwachheiten zu benützen wissen. Zugleich beflissen sich ihrer Gunst zu versichern, ihre Herren unter ihr Joch zu beugen, und die Völker darin zu erhalten, sind diese Minister mit

nichts

nichts als mit sich selbst beschäftiget; die Nation ist das Schlachtopfer der Complotte nnd Intriguen, die nichts als ihr eignes Ansehen zum Gegenstande haben. Unter einem solchen Despotism werden die Wahrheit, das Jammern des Unglücks, die Tugend vom Throne entfernt; die Schätze der Gesellschaft dienen blos dazu, die Habsucht der Höflinge zu sättigen, und die Schmeichler, Schmarotzer und Maitressen derjenigen zu belohnen, die Gnaden austheilen. Unter einem solchen Despotism kann man sicher schließen, daß derjenige Minister, Höfling oder Rath der größte Schurke im Lande ist, der am meisten Staatseinkünfte zieht: eine jede Gnadenbezeigung, eine jede Zulage oder Gehaltserhöhung, die ein Günstling erhält, dient zum authentischen Beweise, daß er entweder eine Niederträchtigkeit begangen hat, oder eine begehen will; wer hingegen an seiner Besoldung beschnitten oder verfolgt wird, der hat sich geweigert eine schlechte Handlung zu unternehmen. Die Kräfte des Staats werden nach und nach von unnützen und einsichtsleeren Menschen erschöpft, die die Gunst heute emporhebt und morgen stürzt. Wer wird sich bekümmern, Talente zu erlangen, sobald die Intrigue und die Unwissenheit allein über das Verdienst entscheidet, und die Aemter austheilet? Man unternimmt nur Kriege, um den Eigensinn und die Eitelkeit einiger Großen zu befriedigen; es herrscht kein System in der Staatsverwaltung, kein Zusammenhang in den Projecten, kein Plan in der Regierung; die Nation wird also jeden Augenblick das Spielwerk der Minister-Cabalen und der Trägheit des Souverains. Wozu dienen die Tugenden eines Herrn, wann die Ungerechtigkeit und die Raserey seiner Repräsentanten zügellos sind?

§. X. Unvernünftige Maximen des Despotism.

Es ist eine vom Despotism angenommene Maxime, daß man sich nicht nur seinen Befehlen niemals widersetzen soll, sondern daß auch die öffentliche Gewalt niemals zurückweichen dürfe. Ist es denn eine Schwachheit oder Schande, der Vernunft nachzugeben? Ist Eigensinn eine Tugend? Ist es nicht edler und rühmlicher, seinen Irrthum zu erkennen, als dumm auf offenbaren Thorheiten zu beharren? Macht nicht einen Fürsten das offenherzige Bekenntniß der aus Uebereilung begangenen Fehler hundertmal ehrwürdiger, als seine Hartnäckigkeit, mit der er auf einer Ungerechtigkeit besteht? Allein die Despoten werden, aus Furcht verachtet zu werden, verflucht; sie wollen nach dem untrüglichen Beyspiele der Diener der Religion nie bekennen, daß sie sich betrügen können; sie fürchten, ihre Verordnungen möchten den erhabenen Ton der Orakel verlieren, wenn sie sie abändern ließen.

Obgleich diese Orakel gemeiniglich nichts anders als das Werk der Leidenschaft, der Intrigue und der Gunst sind, so werden sie doch — sie mögen was immer für Folgen haben, sie mögen noch so lästig und empörend für die Völker seyn, und noch so widersprechend scheinen — nicht widerrufen, sondern durchgesetzt. Die Gewalt eines Despoten ist nicht fähig der Billigkeit zu weichen oder nachzugeben; wer in seinem Namen spricht, muß Unterstützung finden; alle, welche ihn repräsentiren, werden so erleuchtet wie er gehalten; wagen es die Un-

terthanen zu murren, so werden sie zu Verbrechern und Aufrührern erklärt. Durch diese abscheuliche Politik seufzen die Völker unaufhörlich unter der Tyranney alljener, welche mit Macht bekleidet sind; diese sind allzeit sicher, daß sie in ihren Bedrückungen unterstützt werden. Unter einer unbilligen Regierung haben die Schwachen und Gedrückten allzeit Unrecht. Den Mächtigen, den Günstlingen werden alle Vergehungen, alle Ausschweifungen nachgesehen; sie dürfen die Justitz verkaufen, die Gnaden feil biethen, kurz sich in allen Lastern wälzen. Um das Verbrechen oder die Thorheit eines subalternen Tyranns in Schutz zu nehmen, wird eine ganze Nation als rebellisch behandelt.

§. XI. Thorheiten des Despotism.

Solche Würkungen bringt der Despotism hervor; so sind die Folgen einer Gewalt, die nicht durch Gesetze gemäßigt wird. Wie erst, wenn der Souverain ein grausamer Tyrann ist, der ohne alles Gefühl von Menschlichkeit vorsätzlich seine Völker unter der Last seiner Leidenschaften niederdrückt, wenn er sich, um furchtbar zu machen, mit Willen ihren Fluch zuzieht, kurz, wenn er über keine schlechte That erröthet? Wie, wenn sich die höchste Gewalt in den Händen jener systematischen Tyrannen befindet, die die Maxime haben, ihre Unterthanen unglücklich zu machen, damit sie biegsamer und demüthiger werden? Wie wenn die Gewalt einem ehrgeizigen Eroberer zu Theil wird, der das Blut seiner Sklaven wie ein geringes Stück Geld betrachtet, mit dem er

sich Siege und neue Staaten erwirbt? Diese Würkungen sind noch weit trauriger, sobald Trägheit und eine lange Knechtschaft die Staaten entnerven. Denn es ist gewiß, daß dort der Despotism nicht mit reellen Kräften, mit Nachdruck und einförmig zu Werke gehen kann; Ueberei-lung, Unwissenheit, Eigensinn leiten gemeiniglich seine Rathschlüße. Unter einer gewaltthätigen Regierung geschieht alles gewaltthätig. Mit einem Augenblicke ändern sich ihre Gesetze, ihre Sitten, ihre Gebräuche. Ein unbeständiger und allzeit befolgter Wille bringt nichts vestes und dauerhaftes hervor. Er sucht unaufhörlich empor zu heben, um zu stürzen, und in der Folge wieder gut zu machen, was seine Unklugheit vorher verdorben hat. Er will immer neue Gesichter um sich her sehen, um seine alten Schandthaten darüber zu vergessen. Fürsten, die auf einander folgen, sind nicht mit dem nämlichen Geiste beseelt; der Tod eines unumschränkten Monarchen giebt seiner Nation in einem Augenblicke eine andere Gestalt; sie wird durch gählinge und wiederholte Erschütterungen, welche die Phantasie allein hervorbringt, gezwungen, den Ton anzunehmen, den ihr der Herr angiebt. Unter einem kriegerischen Monarchen ist alles zum Kriege geneigt; ist er Sklave des Aberglaubens, so wird alles andächtig, oder stellt sich, es zu seyn. Liebt er Pracht, so muß sie das Volk mit seinem Schweiße bezahlen. Ist er ein Menschenfeind, so soll kein Mensch in seinem Staate lachen. Schwelgt er gerne an vollen Tafeln, so muß man es als die größte Ehre preisen, den Schweiß der Unterthanen mit ihm verprassen zu helfen. Ist Geilheit sein Element, so wird sein Staat die Pflanzschule der schamlosesten Buben oder Dirnen. Ist er zufälliger Weise aufgeklärt, oder hat er geschickte Minister an

der Hand, so beeifert sich ein unwissender Nachfolger, so beeifern sich eifersüchtige oder unfähige Minister seine Werke zu vereiteln, und handeln in Allem ihren Vorfahrern entgegen. Ist er gebietherisch, so zittert Alles. Ist er schwach, so verfällt Alles in Anarchie. Mit einem Worte, ein despotischbeherrschtes Land schwingt sich nie zu jener Höhe empor, die eine Regierung durch ständige Gesetze allein erreichen kann.

§. XII. Seine Macht ist precaire.

Die Gränzen eines despotischen Staates seyen noch so ausgebreitet, seine Armeen seyen noch so zahlreich, seine Schätze und die Fruchtbarkeit seines Bodens seyen noch so groß, so beweist die Erfahrung aller Zeiten, daß eine unsinnige Staatsverwaltung alle diese Vortheile unnütz macht; ihre augenblicklichen Vortheile sind nur vorübergehende Erscheinungen, und am Ende mißlingen dem Despoten alle seine Unternehmungen. Ungeschickte Günstlinge commandiren Armeen von Sklaven. Dumme Soldaten kennen keine andere Triebfeder, als eine chimärische Ehre, die sich in der That blos auf Eitelkeit gründet: die Reichthümer des Staats werden von verschwenderischen Ministern durchgebracht, und nur verwendet, um den Luxus, die Weichlichkeit und die Eitelkeit einiger Sultaninnen oder einiger Höflinge zu befriedigen. (*)

(*) Es war unmöglich, daß Frankreich bey der Wirthschaft seiner Könige länger bestehen konnte. Nur allein 22,090. Pensionairs theilten vor der Revolution 29,252,874 Liv. von den Staatseinkünften unter sich.

Die Belohnungen werden dem Verdienste entrissen, und man bezahlt damit die schändlichen Dienste, die niederträchtige Menschen einem lasterhaften Herrn und seinen Veziren leisten. Talente, Wissenschaft, Tugend werden hintangesetzt, entfernet, oder gestraft, und sind dem Despoten und seinen Gehülfen lästige oder unbekannte Gegenstände. Wie soll der eifersüchtige Dummkopf das Verdienst begünstigen, das ihm allzeit Verdacht erregt? Wie soll der unruhige Betrüger die Wahrheit aufsuchen, die seine Complotte aufdecken würde? Wie sollen verworfene Seelen und im Laster verhärtete Herzen der Seelengröße und der Tugend Gerechtigkeit widerfahren lassen, vor denen sie erröthen müßten? Wahre Talente finden nur bey Souverainen Eingang, die selbst Talente besitzen, und die sie zu entwickeln, aufzumuntern, und durch ihre Wohlthaten dem Throne zu nähern wissen.

§. XIII. Vaterlandsliebe verträgt sich nicht mit dem Despotism.

Wo die Launen eines Despoten herrschen, da kann es kein Vaterland geben. So ein Herr erstikt nur die Energie, die Seelengröße, die wahre Ruhmbegierde, die Liebe für das allgemeine Beste. Die Herzen knechtischer Völker sind nicht für jenes schöne Feuer empfänglich, das den großmüthigen Bürger entflammt. Was für ein Interesse kann die Unterthanen des Despotism reitzen? Nichts ist ihnen, Alles gehört dem Herrn, und sie sollen für ihre Besitzungen streiten? Unter der Tyranney giebt es kein Glück, und sie sollten es vertheidigen? Sklaven kennen

keinen Ruhm, und er soll ihre Triebfeder seyn? Unter Tyrannen giebt es keine Sicherheit, und sie sollten sich für die ihrige bewaffnen? Der Sklave, der nie eine andere als eine precaire Existenz hat, unterrichtet von Kindesbeinen an seine verachtete Nachkommenschaft von seiner Niedrigkeit; so oft er einen Menschen erblickt, der Ansehen und Macht hat, so befällt ihn Furcht. Er weiß, daß die Gesetze selbst vor der Gewalt schweigen müßen; er sieht ein, daß die Gerechtigkeit den Schwachen zu schützen nicht vermag; er ist überzeugt, daß das beste Recht in einem Lande Unrecht ist, wo der Wille des Herrn jeden Augenblick über Recht oder Unrecht entscheidet, oder die Gesetze vernichten kann. Der von Jugend auf sich gering zu schätzen gewohnte Sklave des Despotism fühlt also nie die Regungen jenes edeln Stolzes, der, wenn er unter den Bürgern verbreitet ist, eine Nation groß, mächtig, und ihren Feinden furchtbar macht. Glimmt aber je in einem von der Tyranney gedrückten Menschen auch das kleinste Fünkchen von Liebe zur Freyheit, so eilt er aus einem Lande, wo er nur das Tageslicht erblickte, um mit seinen Aeltern, Geschwistern und Freunden zu schmachten. Der Despotism versperre alsdann den Ausgang aus seinem Jammerreiche mit noch so vielen Schlagbäumen, so halten sie ihn doch nicht zurücke, wenn er die Winke der Freyheit noch so ferne, selbst in einem andern Welttheile, zu sehen glaubt; willig bezahlt er von seinem bischen Vermögen den zehenten Pfenning Abzug, eben soviel für den Loskauf von seinen Sklavenfesseln, und noch etliche Procente für sogenannte Landesfundi, Gebühren, die besser Landes-Ungebühren hießen.

§, XIV. Seine Würkungen auf den Ackerbau und Handel.

Umsonst schmeichelt man sich den Ackerbau in den Reichen eines unumschränkten Herrn blühen zu sehen. Durch die Härte der Auflagen öde gemachte Ländereyen werden noch mehr entvölkert, sobald öftere Kriege den Kern der Landleute dem Pfluge entreißen. Das Elend zwingt den Arbeitsmann sein Feld zu fliehen, er sucht in den Städten eine Freystätte wider die Unterdrückung und Armuth; er findet dort leichter Unterhalt und Unterstützung gegen den Müßiggang, den die Tyranney nothwendig macht. Sucht sich wohl der Unterthan des Despoten zu vermehren? Ach! er sieht zum voraus, daß seine Kinder eben so wie er zu Drangsalen ohne Ende bestimmt seyn würden. Auf einen armseligen Unterhalt beschränkt, den er sich kaum durch die härteste Arbeit verschafft, würde er, wenn er seine Familie vermehrte, Bedürfnisse vermehren, die er nicht im Stande wäre zu befriedigen. Seine Arbeitsamkeit würde ihm schädlich, weil durch sie bald neue Plagen über ihn kommen würden. „Die Länder, sagt der Verfasser des Geistes der Gesetze, werden „nicht ihrer Fruchtbarkeit, sondern ihrer Freyheit wegen „gebaut: man thut nichts besser, als was man frey „thut.“

Kann der Handel, dieses Kind der Freyheit, unter der Tyranney gedeihen? Unter ihr wird alles Monopol oder Erpressung. Die Handlung wird unter partheyischen Souverainen verachtet, die nur jene unter den Sklaven auszeichnen, deren Arm ihnen dient, um den übrigen

Fesseln anzulegen. Aus was für einem Beweggrunde soll in einem Lande, wo der Zufall, die Intrigue und die Gunst Alles entscheiden, wo Ansehen und Macht die einzig geehrten Gegenstände sind, der von den Großen herabgewürdigte, von der Regierung gedrückte, beschränkte, beengte, und den Erpressungen ihrer Zollbedienten ausgesetzte Handel aufgemuntert werden? War der Handelsmann so glücklich, sich zu bereichern, so bestrebt er sich, aus einem nicht geachteten Stande zu treten; vom Vorurtheile verführt, entsagt er bald dem Gewerbe seiner Väter, um zu einer andern Bürgerklasse überzugehen, in welcher er eine stolze Unthätigkeit zu genießen hofft, die ihn dem Staate unnütz macht: braucht der Despotism seine ganze Strenge, wird der Druck übermäßig, will der Fürst der einzige reiche Mann im Staate seyn; so verscharrt der bereicherte Bürger sein Gold, er genießt es nicht, er hütet sich, Gemächlichkeit und Reichthümer blicken zu lassen, damit sie nicht die Habsucht jener Helfershelfer einer Macht reitzen, der alles erlaubt ist.

§. XV. Vom dem Adel unter dem Despotism.

Was ist der Adel in einem despotischen Staate? Kann er da einigen Vortheil, einigen Vorzug, einigen Rang haben, wo der Sultan alles ist, und wo die Unterthanen nur das sind, was ihm beliebt? Nur für diejenigen, die der Despot emporhebt, giebt es eine Größe; nur für die niedrigen Seelen, die er begünstiget, giebt es Vorzüge; nur diejenigen genießen Schutz, die sich zum kriechen verstehen, und sich wegwerfen. Mit Macht bekleidete Men-

schen haben selten die zur Staatsverwaltung erfoderlichen Talente, weil sie von der Cabale oder Intrigue ausgewählt werden. Einzig mit Intriguen, mit der Sorge, sich bey Gunst zu erhalten, beschäftiget, geben sie sich wenig Mühe, den Beyfall einer Nation zu verdienen, die nichts vermag, und deren Seufzer sie unterdrücken können. Der Eifer Gutes zu thun regt sich in ihnen nicht; sie haben kein anderes Geschäft, als einem unthätigen, gleichgültigen, leicht zu betrügendem Herrn oder denjenigen zu gefallen, die Gewicht über ihn haben. Nicht aus Unfähigkeit, nicht wegen den lauten Klagen des Volkes, nicht aus Verbrechen werden gemeiniglich die Minister eines Despoten ihrer Stellen entsetzt, oder von seinen Günstlingen in Ungnade gestürzt; blos die Laune des Herrn, blos die Cabalen derjenigen, deren Ballen dieser Herr ist, machen Vezire und Satrapen, und setzen sie ab; ein vernunft- und sinnloser Sultan weiß nicht, ob er zufrieden oder mißvergnügt mit Menschen seyn soll, denen er Aemter giebt; seine Empfindungen von Zuneigung oder Haß sind nicht einmal in seiner Gewalt. Wie können nun Herren dieser Art treu bedient werden? Ihre wankenden Minister leben in den Tag hinein; verläßt sie die Gunst, so kehren sie in die Vergessenheit zurücke; schwach wird alsdann ihr Ehrgeiz durch den Genuß der Reichthümer einer erschöpften Nation entschädiget, deren Verachtung und Haß sie sich zugezogen haben; ihre Gewalt geht aus ihren Händen in eben so unfähige wie die ihrigen über. Allmählig wird die Gesellschaft unwissenden und boshaften Ministern zum Raube, die nach einander abtreten, und ihr tiefe Wunden schlagen. Ein Despot kann keine eifrige und tugendhafte Minister haben. Tugend, Talente, Verdienst nähern sich nicht dem Throne;

Niederträchtigkeit, Intrigue, Laster führen allein zur Gunst: selbst unfähig, wählt er nur schlechte Menschen; Seelengröße, edler Stolz, der Gefährde des Verdienstes, sind Verbrechen und bey Sklaven nicht zu finden, die alle gleich zum Kriechen bestimmt sind.

Mißtrauen und Argwohn stehen immer der Tyranney zur Seite. Der Despot sucht daher auch deswegen den Adel, oder reiche, angesehene, beym Volk beliebte, muthige, einsichts- und verdienstvolle Menschen zu verfolgen und zu vertilgen, weil er fürchtet, sie könnten ihm schädlich werden.

§. XVI. Der Despotism vernichtet alle Gerechtigkeit.

Was für eine Gerechtigkeit kann man von einer Macht erwarten, die sich selbst auf Ungerechtigkeit, auf Gewaltthätigkeit und Unvernunft gründet? Unaufhörlich weicht man mit List den Gesetzen aus, oder man verletzt sie öffentlich: sie sind dunkel, damit sie die Phantasie allzeit auslegen kann: sie sind widersprechend und vielfältig, weil jeder vorübergehende Umstand, jede Laune des Herrn oder seiner mächtigen Minister, jedes Interesse neue zur Welt bringt. Diese von der Leidenschaft eines Einzigen oder einiger Wenigen eingegebenen Gesetze sind gemeiniglich für die Nation verderblich: sie laufen wider die Natur, und veranlassen also häufige Uebertretungen; das Interesse hat sie eingegeben, sie strafen also grausam und nicht verhältnißmäßig. Die Formen, die die Gewohnheit und der Gebrauch den Völkern ehrwürdig macht,

sind die einzigen Schranken, die ihnen übrig bleiben: aber oft verschwinden sie vor der Willkühr des Souverains, dem nichts heilig ist. Die Rechte, die Vorzüge, die Privilegien der Stände, der Großen, der Privatleute können nicht ständig seyn; alles, was unveränderlich ist, ist ihm lästig; der immer veränderliche Despotism will lenksame Wesen, die sich allzeit nach seinen Lüsten brauchen lassen: jenen eigensinnigen Kindern gleich, die vom Zwange aufgebracht werden, will er alles nach seiner Willkühr leiten; die Richter, die er wählt, um diejenigen zu Grunde zu richten, die ihm mißfallen, sind ihm entweder für seine Gunst verkauft, oder zittern vor der Stimme des Hofes, und sprechen keine andere Bescheide, als solche die ihnen eingegeben werden. Geben sie aber je dem Rechte und der Billigkeit Gehör; so donnert er Machtsprüche aus seinem Cabinete. Die Majestät der Gesetze und die ihren Organen schuldige Verehrung ist nicht für Länder, in denen die Macht allein geehrt wird. Adel, Rang, Titel sind nichts als eitle Namen, mit denen der Herr der kindischen Eitelkeit einiger seiner Sklaven schmeichelt, ohne ihnen Sicherheit oder reelle Vortheile zu gewähren. Die Gewalt stürzt jeden Augenblick die übermüthigsten Köpfe in den Staub hinab. Solange ihre Gunst dauert, so blenden die Großen eine Nation mit ihrem vorübergehenden Glanze; hört sie auf, so flieht man die vorher so geehrten Gegenstände, man verachtet sie, man macht sie lächerlich. Es giebt keinen Stand, der unter einem Herrn nicht geringgeschätzt wird, dessen höchster Wille über das Schicksal, über den Rang, über die Rechte aller seiner Unterthanen entscheidet. Unter dem Despotism haben die Großen nur den traurigen Vortheil, den Donnerkeilen näher zu seyn, und ihre Schläge härter zu fühlen.

Der noch so geringe Bürger einer freyen Nation genießt mehr Sicherheit, Privilegien, und wahrhafte Größe, als jene mit Ordensbändern und Titeln gezierten Menschen, die ein unumschränkter Monarch nach seiner Willkühr in ihr Nichts hinabstürzen kann.

§. XVII. Große Staaten sind dem Despotism ausgesetzt.

Je weltschichtiger ein Reich ist, je zahlreicher seine Unterthanen sind, desto reicher ist es, desto mehr läuft es Gefahr, in die Ketten des Despotism zu fallen. Die Vereinigung der Gesinnungen, welche sich dem Drucke widersetzen wollen, wird in einem ausgebreiteten Staate fast unmöglich. Noch mehr, wann selbst der Souverain geneigt ist, seine Völker zu befriedigen, so kann die Stimme der entfernten Provinzen selten bis zum Throne dringen; der Herr kennt fast nie ihre Bedürfnisse. Außerdem müßen sich die Kräfte der öffentlichen Gewalt nach dem Verhältnisse der vielfältigen Leidenschaften vermehren, die sie im Zaume zu halten haben. Es ist sehr schwer ein ausgedehntes Land wohl zu regieren. Es gäbe nicht soviele Despoten und Tyrannen auf der Erde, wenn die Souveraine nicht mehr Unterthanen zu regieren hätten, als sie zu regieren im Stande sind. Gemeiniglich vernachläßiget man die Dinge, die man über seine Kräfte hält: die Erfahrung zeigt uns, daß die Könige kein weit umfassenderes Genie haben, als andere Menschen: Schrecken und Gewalt ersetzen die Fähigkeit des Herrn.

Er sieht oft nicht ein, daß die Räuber wenigstens unter sich billig seyn sollten.

So ist der besoldete Sklave, der seinen Mitbürgern Ketten zubereiten hülft, unter einem Despoten selbst nicht sicher, die Belohnungen zu erhalten, die er durch die an seinem Lande verübte Verrätherey verdient zu haben glaubt; er wird selbst das Opfer der eigensinnigen und ungerechten Gewalt, dessen Stütze er ist; sein Herr straft ihn ohne Rücksicht auf seine Dienste, weil er ihm gedient hat. Man kann wohl unter den Soldaten eines unumschränkten Herrn eine blinde Wuth antreffen, man kann bey ihren Häuptern eine unüberlegte Hitze, eine eingebildete Ehre finden; aber die wahre Tapferkeit besteht in einem vernünftigen Gefühle, das nur das reelle Beste des Vaterlandes zum Gegenstande hat. Wenn der Bürger eines freyen Landes unter seinen Häuptern streitet, so vertheidiget er sich selbst. Der Soldat eines Despoten ist ein niedriger Miethling, der blos für die Eitelkeit seines Herrn streitet, und sich selbst unnütze, eitle Gegenstände und precaire Belohnungen erringen will.

§. XIX. Die Priester begünstigen den Despotism.

Die Despoten aller Zeiten benützten das Ansehen der Priesterschaft, um die Völker zu unterjochen, und sie in Fesseln zu erhalten. Die Diener der Götter mußten die Unwissenheit der Völker nähren, und die Finsternisse ihres Geistes verdoppeln. Es war allzeit das Interesse des Despotism, die Unterthanen in Ehren zu halten, die die

Meynung

wegen, oder weil es ihr Haupt will, große Armeen auf den Beinen halten muß, geräth bald in gänzliche Knechtschaft. Jeder Staat, der Eroberungen macht, ist nicht weit von seinem Verfalle. Tolle Soldaten werden durch das Glück ihres Herrn an ihn gefesselt; sie kennen keine anderen Befehle als die seinigen. Der Despotism ist eine Verschwörung wider die Völker, die der Souverain mit einem Theile seiner Unterthanen anzettelt, um den übrigen Ketten zu schmieden. Der Soldat ist einer strengen Zucht unterworfen, also selbst an Sklaverey gewöhnt, folglich der Freyheit anderer feind. Nebendem kennt er nur die sichtbare Gewalt, die ihm befiehlt, und verachtet das Gesetz, jenen verborgenen Willen, der den übrigen Bürgern befiehlt. Menschen, die die Gewohnheit mit Blutvergießen und Gewaltthätigkeit vertraut macht, gewöhnen sich, die Stärke als ein Recht zu betrachten. So zwingt also der dem Despoten unterworfene Soldatenstand die Gesellschaft ihre Fessel ohne Murren zu tragen. Der stets inconsequente Despot bringt oft selbst diejenigen auf, die er aus Interesse schonen soll; er kennt keine anderen Gesetze als seinen Eigensinn, und läßt daher seinen Undank bisweilen denjenigen fühlen, die seine Macht befestigten. Ungerechtigkeiten, widerrechtliche Begünstigungen, ungerechte Vorzüge, Belohnungen, die die Gunst allein austheilt, schlagen den Muth des Kriegers nieder. Die unumschränkte Gewalt würde sich schon für beschränkt halten, wenn sie sich nur daraus eine Pflicht machte, wenigstens gegen ihre Mitschuldige gerecht zu seyn. Der Despot, unbedachtsam in seinen Schritten, sieht nicht ein, daß er, weit entfernt selbst unabhängig oder wahrhaft unumschränkt zu seyn, in der That von seinen Janitscharen, von aufbrausenden und gähzornigen Soldaten abhängt.

Er sieht oft nicht ein, daß die Räuber wenigstens unter sich billig seyn sollten.

So ist der besoldete Sklave, der seinen Mitbürgern Ketten zubereiten hülft, unter einem Despoten selbst nicht sicher, die Belohnungen zu erhalten, die er durch die an seinem Lande verübte Verrätherey verdient zu haben glaubt; er wird selbst das Opfer der eigensinnigen und ungerechten Gewalt, dessen Stütze er ist; sein Herr straft ihn ohne Rücksicht auf seine Dienste, weil er ihm gedient hat. Man kann wohl unter den Soldaten eines unumschränkten Herrn eine blinde Wuth antreffen, man kann bey ihren Häuptern eine unüberlegte Hitze, eine eingebildete Ehre finden; aber die wahre Tapferkeit besteht in einem vernünftigen Gefühle, das nur das reelle Beste des Vaterlandes zum Gegenstande hat. Wenn der Bürger eines freyen Landes unter seinen Häuptern streitet, so vertheidiget er sich selbst. Der Soldat eines Despoten ist ein niedriger Miethling, der blos für die Eitelkeit seines Herrn streitet, und sich selbst unnütze, eitle Gegenstände und precaire Belohnungen erringen will.

§. XIX. Die Priester begünstigen den Despotism.

Die Despoten aller Zeiten benützten das Ansehen der Priesterschaft, um die Völker zu unterjochen, und sie in Fesseln zu erhalten. Die Diener der Götter mußten die Unwissenheit der Völker nähren, und die Finsternisse ihres Geistes verdoppeln. Es war allzeit das Interesse des Despotism, die Unterthanen in Ehren zu halten, die die

Meynung

Meynung den übrigen ehrwürdig machte. Je ungerechter eine Regierung ist, desto nützlicher wird ihr die Priesterschaft, um ihre Macht zu unterstützen, und die Völker zurückzuhalten, daß sie das Unglück nicht zur Verzweiflung bringt. Je mehrere Unglückliche die Tyrannen machen, desto mehr müßen die Priester die Augen der Völker gegen den Himmel richten, um zu hindern, daß sie nicht ihren Uebeln nachdenken. Die Tyrannen und die Priester, der Vernunft und der Freyheit der Menschen gleich feind, vereinigen sich gerne, um die Drangsaalen der Erde zu verewigen.

Ich glaube, daß der Glaub zu allen Zeiten
Den schwachen Geist des Menschen aufrecht hielt,
Daß er ihn stärkt in Widerwärtigkeiten,
Und ihn mit süßen Hoffnungen erfüllt.
Allein ich weiß, die Welt hat es erfahren,
Daß selbst der Glaub' in unsrer Priester Hand
Mehr Böses that in siebzehnhundert Jahren,
Als in sechstausend Jahren der Verstand.

Blumauer.

Wenigstens wären die Uebel des menschlichen Geschlechts erleichtert worden, wenn sich die Priesterschaft des Uebergewichts, das ihr die Meynung über die Herren der Erde giebt, bedient hätte, um ihren Leidenschaften Einhalt zu thun, und die Rechte der unterdrückten Freyheit aufrecht zu erhalten; aber ihr Reich gründet sich selbst auf Schrecken, auf Betrug, auf Verblendung, und verlangt, wie der Despotism, daß die Menschen Sklaven seyen, und für immer die Vernunft abschwören. Der Priester verband sich also mit dem Souverain. Selbst

Er sieht oft nicht ein, daß die Räuber wenigstens unter sich billig seyn sollten.

So ist der besoldete Sklave, der seinen Mitbürgern Ketten zubereiten hülft, unter einem Despoten selbst nicht sicher, die Belohnungen zu erhalten, die er durch die an seinem Lande verübte Verrätherey verdient zu haben glaubt; er wird selbst das Opfer der eigensinnigen und ungerechten Gewalt, dessen Stütze er ist; sein Herr straft ihn ohne Rücksicht auf seine Dienste, weil er ihm gedient hat. Man kann wohl unter den Soldaten eines unumschränkten Herrn eine blinde Wuth antreffen, man kann bey ihren Häuptern eine unüberlegte Hitze, eine eingebildete Ehre finden; aber die wahre Tapferkeit besteht in einem vernünftigen Gefühle, das nur das reelle Beste des Vaterlandes zum Gegenstande hat. Wenn der Bürger eines freyen Landes unter seinen Häuptern streitet, so vertheidiget er sich selbst. Der Soldat eines Despoten ist ein niedriger Miethling, der blos für die Eitelkeit seines Herrn streitet, und sich selbst unnütze, eitle Gegenstände und precaire Belohnungen erringen will.

§. XIX. Die Priester begünstigen den Despotism.

Die Despoten aller Zeiten benützten das Ansehen der Priesterschaft, um die Völker zu unterjochen, und sie in Fesseln zu erhalten. Die Diener der Götter mußten die Unwissenheit der Völker nähren, und die Finsternisse ihres Geistes verdoppeln. Es war allzeit das Interesse des Despotism, die Unterthanen in Ehren zu halten, die die

Meynung

Meynung den übrigen ehrwürdig machte. Je ungerechter eine Regierung ist, desto nützlicher wird ihr die Priesterschaft, um ihre Macht zu unterstützen, und die Völker zurückzuhalten, daß sie das Unglück nicht zur Verzweiflung bringt. Je mehrere Unglückliche die Tyrannen machen, desto mehr müßen die Priester die Augen der Völker gegen den Himmel richten, um zu hindern, daß sie nicht ihren Uebeln nachdenken. Die Tyrannen und die Priester, der Vernunft und der Freyheit der Menschen gleich feind, vereinigen sich gerne, um die Drangsaalen der Erde zu verewigen.

Ich glaube, daß der Glaub zu allen Zeiten
Den schwachen Geist des Menschen aufrecht hielt,
Daß er ihn stärkt in Widerwärtigkeiten,
Und ihn mit süßen Hoffnungen erfüllt.
Allein ich weiß, die Welt hat es erfahren,
Daß selbst der Glaub' in unsrer Priester Hand
Mehr Böses that in siebzehnhundert Jahren,
Als in sechstausend Jahren der Verstand.

Blumauer.

Wenigstens wären die Uebel des menschlichen Geschlechts erleichtert worden, wenn sich die Priesterschaft des Uebergewichts, das ihr die Meynung über die Herren der Erde giebt, bedient hätte, um ihren Leidenschaften Einhalt zu thun, und die Rechte der unterdrückten Freyheit aufrecht zu erhalten; aber ihr Reich gründet sich selbst auf Schrecken, auf Betrug, auf Verblendung, und verlangt, wie der Despotism, daß die Menschen Sklaven seyen, und für immer die Vernunft abschwören. Der Priester verband sich also mit dem Souverain. Selbst

Er sieht oft nicht ein, daß die Räuber wenigstens unter sich billig seyn sollten.

So ist der besoldete Sklave, der seinen Mitbürgern Ketten zubereiten hülft, unter einem Despoten selbst nicht sicher, die Belohnungen zu erhalten, die er durch die an seinem Lande verübte Verrätherey verdient zu haben glaubt; er wird selbst das Opfer der eigensinnigen und ungerechten Gewalt, dessen Stütze er ist; sein Herr straft ihn ohne Rücksicht auf seine Dienste, weil er ihm gedient hat. Man kann wohl unter den Soldaten eines unumschränkten Herrn eine blinde Wuth antreffen, man kann bey ihren Häuptern eine unüberlegte Hitze, eine eingebildete Ehre finden; aber die wahre Tapferkeit besteht in einem vernünftigen Gefühle, das nur das reelle Beste des Vaterlandes zum Gegenstande hat. Wenn der Bürger eines freyen Landes unter seinen Häuptern streitet, so vertheidiget er sich selbst. Der Soldat eines Despoten ist ein niedriger Miethling, der blos für die Eitelkeit seines Herrn streitet, und sich selbst unnütze, eitle Gegenstände und precaire Belohnungen erringen will.

§. XIX. Die Priester begünstigen den Despotism.

Die Despoten aller Zeiten benützten das Ansehen der Priesterschaft, um die Völker zu unterjochen, und sie in Fesseln zu erhalten. Die Diener der Götter mußten die Unwissenheit der Völker nähren, und die Finsternisse ihres Geistes verdoppeln. Es war allzeit das Interesse des Despotism, die Unterthanen in Ehren zu halten, die die

Meynung

Meynung den übrigen ehrwürdig machte. Je ungerechter eine Regierung ist, desto nützlicher wird ihr die Priesterschaft, um ihre Macht zu unterstützen, und die Völker zurückzuhalten, daß sie das Unglück nicht zur Verzweiflung bringt. Je mehrere Unglückliche die Tyrannen machen, desto mehr müßen die Priester die Angen der Völker gegen den Himmel richten, um zu hindern, daß sie nicht ihren Uebeln nachdenken. Die Tyrannen und die Priester, der Vernunft und der Freyheit der Menschen gleich feind, vereinigen sich gerne, um die Drangsaalen der Erde zu verewigen.

Ich glaube, daß der Glaub zu allen Zeiten
Den schwachen Geist des Menschen aufrecht hielt,
Daß er ihn stärkt in Widerwärtigkeiten,
Und ihn mit süßen Hoffnungen erfüllt.
Allein ich weiß, die Welt hat es erfahren,
Daß selbst der Glaub' in unsrer Priester Hand
Mehr Böses that in siebzehnhundert Jahren,
Als in sechstausend Jahren der Verstand.

Blumauer.

Wenigstens wären die Uebel des menschlichen Geschlechts erleichtert worden, wenn sich die Priesterschaft des Uebergewichts, das ihr die Meynung über die Herren der Erde giebt, bedient hätte, um ihren Leidenschaften Einhalt zu thun, und die Rechte der unterdrückten Freyheit aufrecht zu erhalten; aber ihr Reich gründet sich selbst auf Schrecken, auf Betrug, auf Verblendung, und verlangt, wie der Despotism, daß die Menschen Sklaven seyen, und für immer die Vernunft abschwören. Der Priester verband sich also mit dem Souverain. Selbst

Er sieht oft nicht ein, daß die Räuber wenigstens unter sich billig seyn sollten.

So ist der besoldete Sklave, der seinen Mitbürgern Ketten zubereiten hülft, unter einem Despoten selbst nicht sicher, die Belohnungen zu erhalten, die er durch die an seinem Lande verübte Verrätherey verdient zu haben glaubt; er wird selbst das Opfer der eigensinnigen und ungerechten Gewalt, dessen Stütze er ist; sein Herr straft ihn ohne Rücksicht auf seine Dienste, weil er ihm gedient hat. Man kann wohl unter den Soldaten eines unumschränkten Herrn eine blinde Wuth antreffen, man kann bey ihren Häuptern eine unüberlegte Hitze, eine eingebildete Ehre finden; aber die wahre Tapferkeit besteht in einem vernünftigen Gefühle, das nur das reelle Beste des Vaterlandes zum Gegenstande hat. Wenn der Bürger eines freyen Landes unter seinen Häuptern streitet, so vertheidiget er sich selbst. Der Soldat eines Despoten ist ein niedriger Miethling, der blos für die Eitelkeit seines Herrn streitet, und sich selbst unnütze, eitle Gegenstände und precaire Belohnungen erringen will.

§. XIX. Die Priester begünstigen den Despotism.

Die Despoten aller Zeiten benützten das Ansehen der Priesterschaft, um die Völker zu unterjochen, und sie in Fesseln zu erhalten. Die Diener der Götter mußten die Unwissenheit der Völker nähren, und die Finsternisse ihres Geistes verdoppeln. Es war allzeit das Interesse des Despotism, die Unterthanen in Ehren zu halten, die die

Meynung

Meynung den übrigen ehrwürdig machte. Je ungerechter eine Regierung ist, desto nützlicher wird ihr die Priesterschaft, um ihre Macht zu unterstützen, und die Völker zurückzuhalten, daß sie das Unglück nicht zur Verzweiflung bringt. Je mehrere Unglückliche die Tyrannen machen, desto mehr müßen die Priester die Augen der Völker gegen den Himmel richten, um zu hindern, daß sie nicht ihren Uebeln nachdenken. Die Tyrannen und die Priester, der Vernunft und der Freyheit der Menschen gleich feind, vereinigen sich gerne, um die Drangsaalen der Erde zu verewigen.

Ich glaube, daß der Glaub zu allen Zeiten
Den schwachen Geist des Menschen aufrecht hielt,
Daß er ihn stärkt in Widerwärtigkeiten,
Und ihn mit süßen Hoffnungen erfüllt.
Allein ich weiß, die Welt hat es erfahren,
Daß selbst der Glaub' in unsrer Priester Hand
Mehr Böses that in siebzehnhundert Jahren,
Als in sechstausend Jahren der Verstand.

Blumauer.

Wenigstens wären die Uebel des menschlichen Geschlechts erleichtert worden, wenn sich die Priesterschaft des Uebergewichts, das ihr die Meynung über die Herren der Erde giebt, bedient hätte, um ihren Leidenschaften Einhalt zu thun, und die Rechte der unterdrückten Freyheit aufrecht zu erhalten; aber ihr Reich gründet sich selbst auf Schrecken, auf Betrug, auf Verblendung, und verlangt, wie der Despotism, daß die Menschen Sklaven seyen, und für immer die Vernunft abschwören. Der Priester verband sich also mit dem Souverain. Selbst

unabhängig, reich, geachtet, gab er der öffentlichen Gewalt übernatürliche Mittel an die Hand um die Gesellschaft zu unterjochen. Diese tückische Politik verursachte die schrecklichsten Verwüstungen in sehr vielen Staaten: das Interesse der Fürsten war das Interesse der Priester geworden, diese mußten ihnen also allzeit in ihren Streitigkeiten beystehen. Ihre Verbindung hatte zum Gegenstande, Vernunft, Freyheit, Wissenschaft zu verbannen; wer nicht selbst die Vernunft zum Führer wählt, ist allzeit der geschworne Feind der Vernunft anderer.

§. XX. Despotism der Meynungen.

Dieses ist der Ursprung jener Verbannungen und blutigen Verfolgungen, die die Despoten oft den Gegenständen der Priesterrache fühlen ließen. Dieses ist die Ursache, warum der freymüthige Huß dennoch zu Kostnitz als Ketzer verbrannt wurde, ob ihm gleich Kaiser Sigismund sicheres Geleit dahin gegeben hatte. Dieses veranlaßte die Greuelthaten der Pariser Bluthochzeit, die Spanischen Grausamkeiten in den Niederlanden, und die wüthenden sogenannten Religionskriege in Teutschland. „Welche Blutströme, welche Verwirrung, „sagte Lord Mansfield vor fünf Jahren im Parlamen„te, haben nicht in Engelland jene Gesetze erzeugt, „wodurch man das Gewissen zwingen wollte, von der „Regierung Heinrichs IV. an, da die ersten Zwangge„setze gemacht wurden, bis zur Revolution! Gewiß „ist nichts unvernünftiger, nichts was mehr mit den „Rechten der menschlichen Natur streitet; nichts was

„mehr dem Geiste und den Vorschriften der christlichen „Religion zuwider ist; nichts was ungerechter, gott„loser, und unpolitischer wäre, als Glaubens-Verfol„gung. Es ist gegen die natürliche Religion, gegen „die geoffenbarte Religion, ja gegen den gesunden „Menschenverstand."

Die Tyrannen wollten allzeit ihre Tyranney selbst über die Gedanken ausüben; wer nicht wie sie dachte, schien ihnen ein Rebell zu seyn, der nicht zu leben verdiene. Die Fürsten erschütterten oft durch eine so thörichte Politik und durch eine feine Gefälligkeit gegen die Diener der Religion ihre Staaten, und schlugen sich selbst unheilbare Wunden. Aber ein andächtelnder Tyrann und sein betrügerischer Priester glauben keine Unterthanen zu haben, wenn sie nicht dumme Sklaven oder wahre Automaten sind; sie wollen lieber über unvernünftige Thiere, als über vernünftige Wesen herrschen. Jede Denkfreyheit schreckt den Despotism, und er erstickt sie mit Wuth: zum Unglücke bestimmte Menschen lernen weder die Wahrheit kennen, noch suchen sie sie auf.

§. XXI. Einfluß des Despotism auf die Wissenschaften.

Die Wissenschaften, die Künste, der Kunstfleiß, die Talente, diese Kinder der Freyheit, werden unter einem Despoten einzig auf unnütze Gegenstände verwendet, sinken und gerathen in Verfall; sie lassen sich nur zu den verachtungswürdigsten Denkmälern des Uebermuths eines Herrn, der Eitelkeit seiner Günstlinge, und des unver-

schämten Luxus einiger mit dem Blute der Völker gemästeten Menschen gebrauchen. Sobald Unterdrückung die Staaten plündert; so müßen Künste und Kunstfleiß daraus entfliehen. Welsheit und Vernunft sind gemacht, um die Souveraine und die Völker zu leiten, sie mißfallen aber alljenen, deren Gewalt sich auf nichts als auf Lüge und Blendwerk gründet. Sollten sie unter der Last der Tyranney niedergedrückt, es wohl wagen, ihre Klagstimme im Reiche der Tyrannen zu erheben? Die Wahrheit ward von jeher von Menschen verbannt, die ihren Werth nicht kennen, die sie verabscheuen, die fürchten, sie möchte die Geister aus ihrem Schlummer wecken, und die Menschen zu dem ihnen angebohrnen Adel zurückführen. Unglücklichen, deren Qualen man nicht zu erleichtern sucht, sind Einsichten unnütz oder gefährlich. Die entbehrte Dichtkunst schändet nur ihre Stimme mit Schmeicheley und Eitelkeit; sie kennen jenen Enthusiasm nicht, der die Völker für das Vaterland, für den Ruhm, für die Tugend zu entflammen im Stande ist; ihre Sprache ist schwachen, durch Furcht und eine lange Kleinmuth verzagt gemachten Seelen unverständlich.

Wo Zwang uns schweigen heißt, wie in dem Orient,
Da wird Beredsamkeit erdrosselt, statt gekrönt.

Das beständig in Fesseln zurückgehaltene Genie kann keinen freyen Schwung nehmen; seine Flügel kleben an der Erde. Noch mehr, eine knechtische Nation wird sogar in ihren Vergnügungen tyrannisirt; sie darf sich nicht anders als nach den Vorschriften unterhalten, die der Eigensinn der Gewalthaber ertheilt; was dem Sultan, den

Sultaninnen, den Veziren mißfällt, darf auch den Unterthanen nicht gefallen, deren Geschmack untergeordnet seyn muß. Unter einer unumschränkten Gewalt nimmt Alles ab, und geräth in Verfall; überall wo Freyheit herrscht, bekömmt Alles Kraft und Stärke.

§. XXII. Auf die Sitten.

Wie kann endlich die Moral in Ländern beschaffen seyn, welche unter ungerechten, unmenschlichen, habsüchtigen, sittenlosen, und von einem Haufen Höflingen, Sycophanten und Anbringern umgebenen Tyrannen seufzen? Dieser Haufe wird durch Leidenschaften getheilt, und sieht aus Interesse gerne, daß sich seine Herren in Lastern und Verbrechen wälzen. Wird in einem solchen Lande von Kindheit auf Vaterlandsliebe eingeflößt?, Ach! Patriotism und Empörung sind da gleichbedeutende Wörter! Wer ist so kühn die Nation oder das Vaterland von dem Fürsten zu unterscheiden? Sein Hof ist der gemeinschaftliche Mittelpunct, auf den alles abzielen muß; nur durch verdorbene Sitten kann man verdorbenen Menschen gefallen; gute Sitten sind eine Satyre auf die mächtigsten Personen. Ein Despot und sein Anhang bekümmern sich sehr wenig um die Sitten ihrer Sklaven; sie fodern nur Gefälligkeit, Niederträchtigkeit und eine gränzenlose Unterwürfigkeit unter ihren verdorbenen Willen. Was sag' ich! sie lieben eher sehr schlechte Sitten an ihnen, weil sie verdorbene Menschen in der größten Abhängigkeit erhalten. Einem Despoten behagen lasterhafte, eitle, zerstreute Unterthanen, die an nichts denken, besser als ey-

deutliche Bürger, die sich ihrer Pflicht erinnern. Jeder ehrliche Mann ist auf dem Grund und Boden eines Despoten eine fremde Pflanze, er muß dort in der Einsamkeit vegetiren, er würde sonst lächerlich und verächtlich scheinen; strenge Sitten, nützliche Tugenden, Liebe für das allgemeine Beste würden ihn gehäßig und verdächtig machen. Thätigkeit, Energie, Seelengröße wären Laster an ihm. Dem Despoten und jenen gefallen, die über alles schalten; ihnen seine Ehre, sein Gefühl, seine Talente aufopfern; sich durch Intriguen und Niederträchtigkeiten hoch genug empor zu schwingen suchen, um selbst ohne Scheu seinen Leidenschaften folgen zu können; nach Reichthum streben, um sich Gönner und Mitschuldige zu erkaufen, eine solche Moral sieht Sklaven an, deren Wesentliches es ist, niedrig und schlecht zu seyn.

In einem despotischen Lande sind gute Gesellschafter verfeinerte Böswichte; Armuth paart sich mit der Faulheit; die Politik schmeichelt den Fehlern anderer; die Jugend spricht dem Alter Hohn, und das Mitleid weint seine Thränen über das Unglück des Landes im Verborgenen.

§. XXIII. Schläfrigkeit der Despoten.

Ein unumschränkter Souverain wird nothwendiger Weise schläfrig. Die Fürsten müßen wie die übrigen Menschen Beweggründe haben zum handeln, ein Interesse um Gutes zu thun, einen Reitz um dem Ruhme nachzujagen. Hat dieses ein Despot, der gewöhnt ist sein Volk herabzuwürdigen, dessen Zorn zu verachten,

und sich über die öffentliche Meynung hinauszusetzen, oder der sie zum schweigen zwingen kanu? Eine zu stark gewordene Macht wird schlaf; ihre Unempfindlichkeit theilt sich alljenen mit, denen der Herr die Staatsverwaltung übertrug. Sobald die Aufmerksamkeit des Monarchen nachläßt über sie zu wachen, so überlassen sie sich der Faulheit, der Zerstreuung, dem Vergnügen, und nehmen eine für das allgemeine Beste eben so gefährliche Gleichgültigkeit an, als die Unterdrückung selbst ist. Die Diener vernachläßigen, die Uebel häufen sich, alles geräth in Unordnung, sobald der Herr seine Staaten aus dem Gesichte verliert.

Manchmal giebt sich ein Despot auch die Mine einer rastlosen Thätigkeit in der Staatsverwaltung. Wenn er nicht in Kirchen heuchelt, oder an schwelgerischen Tafeln praßt, wenn er nicht die freye Luft mit seinen giftigen Ausdünstungen verpestet, oder in schändlicher Wollust schwimmt: so erblickt ihn Niemand, ohne ihn in Protokollen, Berichten, Denunciationen, Tabellen und Projecten herumwühlen, und Unsinn hineinschmieren zu sehen, oder ihn doch über die Last seiner Geschäfte klagen zu hören. Allein das ist nur eine geheuchelte Thätigkeit, Folge der langen Weile eines unruhigen Kopfes, Nahrung für ein menschenfeindliches Herz, Zeichen einer mißtrauischen, argwöhnischen Seele, kurz das Werk eines lasterhaften Egoism.

Wann nicht der Souverain für die Dienste erkenntlich ist, die man seinem Lande leistet; so liegt Niemanden die Sorge an, ihm zu dienen: seine Diener beschäftigen sich einzig mit der Gegenwart, sie denken keineswegs auf die Zukunft. Nachläßige, eitle und zerstreute Minister sind dem Staate eben so schädlich, wie die

schlechtesten Menschen. Aus Nachläßigkeit eingewurzelte Uebel verursachen eben so zuverläßig den Tod als das Schwerd. Einsichtsleere Fürsten wählen sich Menschen zu Gehülfen, die sie aus Gunst oder Intrigue vorziehen: schlechte Fürsten finden nur an niedrigen Menschen ohne Tugend — Verdienst; sie ziehen nur jene in ihren Rath, die sie fähig halten, ihnen die Mittel zu erleichtern, wie sie, um ihre eigene Habsucht zu befriedigen, ihre Unterthanen zu Grunde richten. Nichts ist bey einem verdorbenen Souverain weniger an seinem Platze als ein Vezir, der ein ehrlicher oder gut gesinnter Mann ist.

§. XXIV. Einfluß des Despotism auf den Character der Völker.

Der Despotism würkt auffallend auf den Charakter der Völker: ist er übermäßig, so stürzt er sie in eine Kraftlosigkeit, in eine Unthätigkeit, in eine Unempfindlichkeit, kurz in einen Zustand, der dem Tode gleicht. Um sich von dieser Wahrheit zu überzeugen, betrachte man jene unglücklichen Asier, die beständig ihr Leben in einem so melancholischen Müßiggange dahin schleppen, daß er sie keinen der Vortheile genießen läßt, welche die Natur so freygebig über ihr Klima verbreitet. Sie nehmen zu dem Opium ihre Zuflucht, um sich gegen die Verdrüßlichkeiten eines lästigen Daseyns unempfindlich zu machen. Ist der Despotism sanfter, so macht er eitle, unbesonnene, zerstreute Unterthanen, die bey dem Besitze ihres Vermögens sehr unsicher sind, und nicht auf den andern Tag denken, oder die sich wie die Kinder begnügen, ihre augen-

blicklichen Phantasien zu befriedigen, ohne jemals ihren Blick auf die Zukunft zu werfen, die sie ohne Aergerniß nicht in's Auge fassen können: sie berauschen sich von Vergnügungen, von nichtswürdigem Zeitvertreibe, und suchen sich lästiger Ideen zu entschlagen. Die Unterthanen eines Despoten sind entweder von der Schlafsucht oder von einem zur Gewohnheit gewordenen Wahnsinne befallen; beyde machen sie gleich unfähig an ihr wahres Interesse zu denken.

Ja der Einfluß des eine geraume Zeit erduldeten Despotism auf den Character der Nationen ist so stark, daß sie, wenn sie auch seine Fessel abschütteln wollen, nicht einmal mehr des Genusses der wahren Freyheit fähig sind. An die Stelle des Despotism tritt alsdann Anarchie; den Platz der Sklaverey nimmt Zügellosigkeit ein: wie sollten sie das Licht der Vernunft sehen können, da sie der Despotism blind gemacht hat? — Nur nach und nach müßen sie von ihrer Blindheit geheilet, nur nach und nach an die Stralen der Vernunft gewöhnt werden, wenn sie ihren an Finsterniß gewöhnten Augen nicht unerträglich werden sollen.

§. XXV. Er arbeitet an seinem eignen Untergange.

Der Despot ist also ein Thor, der jeden Tag einige Steine aus dem Gebäude reißt, das ihm Obdach giebt. Seine Art zu regieren ist nichts weiter als eine abscheuliche Räuberey, zu der ihn Thorheit verleitet; aus eben dieser Thorheit opfert er am Ende alles seinen Chimären

auf. Zieht wohl die Narrheit die Vernunft zu Rath? Und dennoch trachten die Wünsche aller derer, die Menschen regieren, unaufhörlich nach diesem unseligen Despotism. Die Fürsten der Erde dünken sich sehr unglücklich, sehr schwach, sehr verächtlich, sobald sie sehen, daß ihnen nicht alles erlaubt ist. Gelingt es ihnen endlich, durch Bosheit und List ihre Unterthanen zahm zu machen, so finden sie, daß sie durch ihre schändlichen Triumphe nur eine precaire und wankende Macht errungen haben; sie stehen alsdann unter dem Schutze der Gewalt, der sie aufrecht erhält; sie leben in Furcht und Verdacht, sie haben blos Sklaven ohne Talente, ohne Muth, ohne Anhänglichkeit, ohne Tugend; sie fühlen selbst die Würkungen der Erschöpfung ihrer Unterthanen, die sie lange Zeit gedrückt haben. Zuletzt herrscht der Despot immer über Ruinen, über Wüsteneyen, und über schwache, dumme, dürftige, unfleißige Menschen; er gleicht einem ausgehungerten Löwen, dessen Gefräßigkeit aus der ganzen Gegend um seine Grube her eine weite Einöde gemacht hat; bey dieser fürchterlichen Höhle sieht man nichts als dürre Gebeine und vom Fleische gefallene Skelette.

Sind die Unterthanen noch bey einigen Kräften, alsdann sind sie wilde Thiere, die stets bereit sind, ihre Ketten zu zerbrechen, und über ihren verwünschten Hüter herzufallen. Hat die Tyranney schon seit langer Zeit ihren Thron in einem Lande aufgeschlagen, so sind Entvölkerung, Kriege, Unfruchtbarkeit, Hunger, Pest und Krankheiten die Werke ihrer Hände: sie macht die Fruchtbarkeit der Erde unnütz; ihre Nachläßigkeit oder ihr Geiz verbannen den Wohlstand aus den Staaten, ihre vielfältigen Erpressungen verscheuchen den Handel und den Kunst-

fleiß; sie können in keinem Lande wohnen, wo das Elend zu Hause ist.

Was ist nun aus jenen fruchtbaren, einst so blühenden und unter dem günstigsten Himmelsstriche gelegenen Ebenen Asiens geworden? Ist nun nicht das, was uns die Geschichte von dem wunderbaren Ueberfluße des alten Aegyptens erzählt, eine Fabel? Umsonst arbeitet die noch so fruchtbare Natur heut zu Tage für dasselbe, sie ist nicht mächtig genug der Tyranney des wilden Muselmanns Trotz zu bieten. Umsonst macht der Nil seine Ufer für die durch willkührliche Gewalt kleinmüthig gewordenen Bewohner fruchtbar: sein auf öden Ländereyen verweilendes Gewässer dient zu nichts mehr, als Pest und Tod zu erzeugen, einen Tod, den durch Tyranney immerwährend elend gemachte Wesen dem Leben vorziehen. Welchen Anblick gewähren uns die Gegenden Roms, dieser alten Hauptstadt der Welt? Heut zu Tage spielen dort habsüchtige Priester den Herrn, ihre Sache ist es nicht, auf die Nachkommenschaft zu denken, der Staat wird einigen Familien zum Raube, vermessen treten sie die Asche der Aemile und Scipionen mit Füßen, und überlegen nicht, daß die Ländereyen, die sie umgeben, ungebaut sind, die Luft anstecken und Tod verbreiten. (*) Wie schauderhaft wenden wir endlich nicht unsere Augen von den sonst so angenehmen Gestaden der Seine, von jenem Abgotte unsers Welttheils seit den letzten Jahrhunderten weg, den der Despotism verdarb, und zur Verzweiflung brachte.

(*) Ich verkenne jedoch das Verdienst nicht, das Pius der VI. um die angefangene Austrocknung der pontinischen Sümpfe hat. Dabey lese man aber die geheime und kritischen Nachrichten von Italien, von Joseph Gorani, I. Th. 9. — 14. S.

So trägt der Despotism den Sieg über die Natur davon, so macht er sie grausam. Unnütze Kriege, blutige Revolutionen, unausgesetzte Bedrückungen bringen Quaalen hervor, die man sonst unter weiserern Regierungen nicht kennt. Völker, die einst im Ueberflusse lebten, verschmachten heut zu Tage ihr Leben im tiefsten Elende, und in den gröbsten Irrthümern; der Annehmlichkeiten des Lebens und selbst des Nothdürftigsten beraubt, schleppen sie ihre unglücklichen Tage in einer unvernünftigen Gleichgültigkeit, oder in abwechselnden Anfällen von Wuth dahin; Künste, Wissenschaften, Kunstfleiß, ehrbare Sitten sind seit langem vor dem schrecklichen Anblicke barbarischer Herren entflohen, die sie verachten, und bey denen der Aberglaube aus der Unwissenheit ein Verdienst macht.

§. XXVI. Von dem occidentalischen Despotism.

Der Despotism hat seit einer großen Anzahl von Jahrhunderten seinen eisernen Thron mitten unter Strömen Bluts vorzüglich in Asien errichtet. Er treibt dort seine Raserenen unter Mitwürkung des Aberglaubens mit offener Stirne. Systematischer, vorsichtiger, langsamer in seinem Gange, zeigt er sich gemeiniglich in Europa unter verborgenen Zügen. Man sieht hier nicht, daß sich die Könige im Blute ihrer Brüder baden; sie schicken den Günstlingen, die ihnen mißfallen, nicht jene unglückliche Schnur; sie beflecken sich nicht so oft mit Mordthaten und Meuchelmorden; aber man findet da fast überall

Monarchen, die unter dem wichtigsten Vorwande Millionen von Unterthanen ihren grausamen Phantasien aufopfern: man stoßt auf Souveraine, die wegen Meynungen aus dem Lande jagen, quälen und verfolgen; man sieht Tyrannen, die ihre Tyranney bis auf die Gedanken auszudehnen suchen; man findet verächtliche Könige, die, um den Priestern zu gefallen, sich nicht schämen, ihre Henkersknechte zu werden, und Bürger, welche von den in ihrer eigenen Sache sprechenden Tribunalen verdammt werden, den schrecklichsten Todesstrafen preisgeben. Man sieht hier nicht Souveraine, die wie einige asiatische Eroberer ihre Verachtung gegen die Menschheit soweit treiben, daß sie Menschen umbringen lassen, um sich ihrer statt einer Brücke zu bedienen; aber man trifft da Paläste und Denkmäler an, die auf das Unglück der Nationen gebaut, und mit dem Blute, mit dem Schweiße und mit dem Marke der Völker verküttet sind; dennoch sind diese Völker so blind, daß sie der Eitelkeit ihrer übermüthigen Herren Beyfall geben: man sieht da Souveraine, die den Gesetzen Stillschweigen auflegen, die unaufhörlich die Person und das Vermögen ihrer Unterthanen verletzen, die die Nationen unter subalternen Tyrannen seufzen lassen, und sich weigern ihre Klagen anhören zu wollen; man sieht unempfindliche Politiker, die durch harte Auflagen die Bevölkerung, den Ackerbau, den Kunstfleiß unterdrücken und niederschlagen. Diese Fürsten halten sich, so vieler Vergehungen ungeachtet, für beleidiget, wenn man sie als Tyrannen behandelt, und selbst ihre Unterthanen werden aufgebracht, wenn man sie Sklaven nennt. Die Namen sind eher als die Sachen berechtiget, den Geist des Menschen aufzubringen.

§. XXVII. Von dem gemilderten Despotism.

Die unumschränkte Gewalt bringt nicht allzeit so grausame Würkungen hervor. Oft mäßiget sie ihre Ausschweifungen; der unumschränkteste Monarch läßt bisweilen seine Unterthanen des Lebens Wonne schmecken; dieses geschieht nur dann, wann ihnen das Schicksal einen tugendhaften und gefühlvollen Fürsten zum Herrn giebt, der sich seine eigenen Hände bindet, und seine Pflichten anerkennt; er hört aber auf ein Despot zu seyn, sobald er den Gesetzen der Natur und Billigkeit folgt. Der Unterthan ist frey, sobald er seine Rechte genießt. Wie indessen auch die Volksglückseligkeit beschaffen seyn mag, so ist sie doch nur precaire und vorübergehend, wenn nicht unveränderliche Gesetze ihren Herren die Hände binden. Ohne das zernichtet ein unkluger oder ungerechter Nachfolger, oder sein unfähiger Minister in einem Augenblicke alle Vortheile, die die weiseste Staatsverwaltung hervorbringt. Man muß die Könige zwingen, daß sie ihre Kräfte nicht mißbrauchen; die Furcht macht sie wachsam und munter, die Sorglosigkeit schläfert sie ein. „Es ist, „sagt Gordon, für die Völker gleich vortheilhaft, ob sie „von einem Barometer, oder von unumschränkten Sou„verainen regiert werden."

In einigen Ländern hindern sanfte Sitten die höchste Gewalt, von aller ihrer Macht Gebrauch zu machen; ihre Würkungen sind alsdann langsamer; die Idee von Wohlanständigkeit, die Furcht vor Volksbeschwerden halten die Fürsten und ihre Minister zurücke und ab, ihren Leidenschaften freyen Lauf zu lassen; durch glänzende

Versprechungen eingeschläferte, oder durch den äußerlichen Schein betrogene Völker vergessen die unumschränkte Macht ihrer Herren, sie glauben, sie wären Gesetzen unterworfen, weil sie sich nicht getrauen, sie immer ohne Scham zu verletzen. Von den Banden der Sitten und Meynung zurückgehalten, erlauben sich diese nicht den vollen Gebrauch all ihrer Gewalt. Daher jener Unterschied zwischen Monarchie und Despotism, beyde verwechseln sich in der That, oder sind eine und dieselbe Sache, so oft die Nation gegen die Eingriffe einer zu thätigen und zu großen Gewalt nicht hinlänglich gesichert ist. Die Monarchie artet in Despotism, und dieser in Tyranney aus, so oft der Fürst Herr über die Soldaten ist, nach Belieben über die Staatseinkünfte schaltet, allein das Recht hat, Auflagen zu machen, und seinem Volke über die Verwendung der öffentlichen Abgaben keine Rechenschaft schuldig ist.

Unter solchen Regierungs-Verfassungen schmeicheln sich die Unterthanen vergebens, daß sie keine Sklaven seyen, weil sie ihre Fessel nicht sehen; ihre leutseligen Despoten schläfern sie anfangs ein, und nach und nach führen sie sie über einen sich allmählig verlierenden Abhang ihrem Untergange zu. Es ist wahr, man fühlt in dieser betrügerischen Ruhe die Erschütterungen und die Stürme des ausgelassenen Despotism nicht; aber die Seelen der Unterthanen gewöhnen sich nach und nach an ihre Uebel, nur sehr spät nehmen sie sie wahr; und sobald sie sie fühlen, so gleicht, wenn sie darüber aufgebracht werden, ihr Zorn der vorübergehenden Ungeduld jener Kinder, die in dem Augenblicke wieder besänftiget sind, in dem man ihnen etwas Spielzeug vorlegt. Einige unnütze Siege, eine chimärische Ehre, die sie in ihrer Ein-

bildung mit ihren Herren theilen, Schauspiele reichen hin, sie über ihre empfindlichsten Drangsalen zu trösten. Der gemäßigte Despotism ist darum den Nationen nicht minder schädlich. Schleichende Krankheiten führen so wie heftige zum Tode.

§. XXVIII. Von den wahren Zeichen des Despotism.

Wenn kein Souverain außer jenen schon lange geringgeschätzten asiatischen Sultanen den Namen eines Tyranns gerne annimmt, so giebt es auch wenige Unterthanen, die für Sklaven wollen angesehen seyn. Nebendem läßt der Despotism nie seine Schläge alle seine Unterthanen auf gleiche Weise fühlen. Die Gewohnheit macht das Joch minder fühlbar; allmählig werden die Menschen mit der Ungerechtigkeit vertrauter, und mit der Unterdrückung gemein. Sehen nicht viele Orte höchstens nur mit Achselzucken zu, daß ihre Beamten die Justitz verkaufen, und Wittwen und Waisen übervortheilen? Die Verbrechen, die sie beständig vor Augen sehen, sind ihnen zuletzt nicht mehr anstößig, nnd scheinen ihnen sehr natürliche Dinge. Bey dieser Stimmung und aus Mangel an Ueberlegung fühlen oft sehr ehrliche Seelen keinen Abscheu vor den ungerechtesten Handlungen, deren sich der Monarch und die Großen jeden Augenblick schuldig machen. Unter einer solchen Regierung verändert sich die Stärke unvermuthet in Recht, aus Gewohnheit erschrickt man nicht mehr vor der Unbilligkeit, und die Ungleichheit der Stände beredet am Ende, daß den Großen alles erlaubt

laubt sey, während den Kleinen sogar das Klagen unter-sagt ist. Wenige Leute in Europa entsetzen sich vor den Plagen, zu denen die Jagd jeden Augenblick Anlaß giebt. Man findet es rechtmäßig, daß der Arbeitsmann eines Theils seiner Aerndte beraubt wird, um zu dem Vergnü-gen einiger mächtigen Müßiggänger beyzutragen. Die Frohnen werden rechtmäßige Rechte: indessen wird der Landmann zur Aerndte- oder Saatzeit zum Chaussee-Bau gebothen, um einigen Bequemlichkeit liebenden Reisenden bessere Wege zu bahnen; er muß die herrschaftlichen Wiesen mähen, und das Heu oder Ohmet auf den sei-nigen dem Ohngefähr überlassen; er muß Holz in die fürstlichen Treibhäuser führen, damit der gnädigste Herr seinen Gaumen mit ausländischen Gewächsen kitzeln kann, während er sich im Schweiße seines Angesichts kaum die Nothdurft verdient; der Handfröhner, oder Taglöhner muß endlich auf den Speichern eines im Namen des Landes wuchernden Geizhalses die von den Insecten ausgefressene Frucht frohnweise wenden, wäh-rend Frau und Kinder zu Hause um Brod jammern, oder es an den Thüren der Wohlhabendern betteln.

Der Despotism ist nicht minder gefährlich, wann er sich unter den Schein des öffentlichen Wohls verstecken kann. Er macht alsdann Betrogene; er hat seine Lob-redner. Er baut Kirchen, um Gottesfurcht zu heucheln; aber seine Handlungen sind eine Reihe von Lästerungen gegen den Schöpfer, dessen Geschöpfe er durch sie elend macht. Er stiftet Spitäler und Kranken-Institute für Arme, um Wohlthätigkeit zu affectiren; aber die Stif-tungs-Capitalien sind gestolenes Gut, das er von den Reichen erpreßte. Er errichtet Waisenhäuser, damit

man seine landesväterliche Sorgfalt ausposaunen soll; aber seine Habsucht, seine Rache, sein Verfolgungsgeist, seine Unbarmherzigkeit hat vorher die Väter gemordet, und das Erbtheil derjenigen geplündert, die er darin aufnimmt. Er errichtet Cassen für die Wittwen der Diener des Vaterlandes; aber die Männer dieser Wittwen hat er vorher entweder zu Schlechtigkeiten verleitet, oder zu Tode geärgert. Er legt Gelder zu Verbesserungen der Schulen an; aber er läßt sie nur dazu verwenden, daß die Aposteln des Aberglaubens reichlicher belohnt werden.

Bey allem dem sagt oft der müßige Bewohner einer reichen Stadt: „Was liegt daran, daß ich unter einer „unumschränkten Gewalt lebe? Was fehlt zu unserem „Vergnügen? Wo giebt es eine freyere, eine kurzweilige„re Unterhaltung als die unsrige ist? Kömmt man in „unsere Häuser, um uns unsere Besitzungen zu rauben? „Findet man schönere Wege als die unsrige? Ist eine „Polizey wachsamer? Ist eine Ruhe sanfter? Lasse „man uns unsere Fessel, sie machen uns nicht so unglück„lich, als diejenigen sind, die sich ihrer angeblichen Frey„heit rühmen. Das Glück besteht nur in der Mey„nung; sobald man sich glücklich glaubt, so bleibt „einem nichts mehr zu verlangen übrig.“ Ich antworte diesem zufriednen, und gegen die Uebel seines Vaterlandes gefühllosen Sklaven, daß eine Gesellschaft nur alsdann wohl regiert wird, wann die größte Anzahl ihrer Glieder glücklich ist. Sie müßen ohne übermäßige Arbeit ihre natürlichen Bedürfnisse befriedigen können. Ist das das Loos der meisten eurer Mitbürger? Sind ihre Felder so gut bebaut, wie sie es seyn könnten?

Genießen eure starken und gesunden Arbeitsleute das Glück, das sie ihrer Nützlichkeit wegen verdienen? Zeigen eure Provinzen eine reichliche Bevölkerung? Suchen sie ihre Bewohner zu vermehren? Zwingen sie nicht oft willkührliche Auflagen, dem Erbe ihrer Väter zu entsagen? Entziehen sie nicht unnütze Tagewerke den ihnen nöthigen Arbeiten? Verschaft ihnen ein ungehinderter Handel und Wandel allzeit schnellen und sichern Absatz ihrer Waaren? Haben sie Wohnungen und Kleidungen, die sie vor der Strenge der Jahreszeiten schützen? Stehen die Großen wie die Kleinen gleichmäßig unter unpartheyischen Gesetzen? Opfert nie das Ansehen, die Gunst unschuldige Schlachtopfer? Erhält der Arme schleunige Justitz gegen den reichen und angesehenen Mann? Findet sich der Bürger im Heiligthume seiner Familie und im Schooße der Freundschaft vor Inquisitionen und Anbringereyen gesichert? Können ihn nicht alle Augenblicke die Rache, der Eigensinn oder das Interesse eines Vezirs, seiner Maltressen, seiner Bedienten in ein Gefängniß werfen? Ist der Große selbst vollkommen vor den Schlägen eines einbilderischen Herrn und vor den Verläumdungen seines Hofes sicher? Darf der Reiche das gerechte Vertrauen fassen, daß er das Vermögen, welches ihm sein Kunstfleiß erwarb, seinen Kindern hinterläßt? Hemmt Habsucht nicht den freyen Lauf des Handels? Läßt endlich eine glückliche Toleranz jeden Bürger denken, wie ihm beliebt, wenn er anders nur den Gesetzen gemäß handelt? — Nichts von allem diesen, werdet ihr mir sagen! Nun denn, versetze ich euch, so seyd ihr Sklaven.

Der Despot ist nur darum ungerecht; der Tyrann ist nur darum lasterhaft, weil sie den größten Theil ihrer

Unterthanen unglücklich machen. Sie mögen noch so strenge herrschen, so giebt es doch immer begünstigte Menschen, die ihrer Wuth entgehen, oder die von ihren Verbrechen Nutzen ziehen; solche Leute halten sich berechtiget, ihre Lobredner zu machen. Rühmen sie immerhin ihr Glück; ihre Reden verführen nie tugendhafte Bürger, denen das Unglück Ihres Gleichen zu Herzen geht, und die in der Zukunft die Drangsalen ihrer Nachkommenschaft mit Beklemmung voraussehen. Nie blenden diese angeblichen Vortheile jene großmüthigen Seelen, in denen Bedrückung und Ungerechtigkeit einen gerechten Zorn erregt. Der ehrliche Mann, in unaufhörlicher Versuchung aus einem unterdrückten Vaterlande zu fliehen, wird durch nichts als durch die Bande des Geblüts und der Freundschaft darin zurückgehalten: verborgene und häusliche Tugenden sind die einzigen, die den rechtschaffenen Bürger bey dem Unglücke seines Landes trösten können.

Die Menschen sind überall Sklaven, wo der Wille des Menschen über das Gesetz ist. Die Menschen sind überall Sklaven, wo man Macht, Ansehen und Reichthümer nöthig hat, um Gerechtigkeit zu erlangen. Die Menschen sind überall Sklaven, wo der Mächtige vom Gesetze ausgenommen ist, und die Klagen des Unschuldigen, den er unterdrückt, ersticken kann. Die Menschen sind überall Sklaven, wo das Gesetz einer Auslegung fähig ist; es wird alsdann allzeit für denjenigen partheyisch, der Macht hat, und richtet jeden zu Grunde, den das Unglück verfolgt.

§. XXIX. Er kann keine Regierung genannt werden.

Unter welcher Gestalt sich auch der Despotism zeigt; so verdient er nie den Namen einer Regierung. Er ist nichts als — über unglückliche Völker ausgeübte Zügellosigkeit der Souveraine. Wie kann sich mit den reinsten Absichten ein einziger Mensch, wie können sich mehrere Menschen voller Schwachheiten schmeicheln, das verwickelte Triebwerk der Regierung einer Nation richtig zu leiten? Wie erst, wenn das Schicksal der Völker in den Händen eines lasterhaften Herrn, eines von der Schmeicheley vergötterten, durch die Erziehung ausgearteten, durch die Weichlichkeit entnervten Sterblichen steht? Wie kann man hoffen, daß sich ein von einem Haufen niederträchtiger, interessirter, unwissender Menschen umgebener Fürst durch Rathschläge von Billigkeit, Menschlichkeit und Vernunft regieren lasse? Es gehörte ein Gott, ein in seinen Vollkommenheiten unendliches Wesen dazu, das seine gränzenlose Macht nie mißbrauchte. Nur im ausschweifendsten Uebermuthe kann man auf eine unumschränkte Gewalt Anspruch machen. Die Nationen konnten, die Nationen durften nicht ohne Einschränkungen einem einzigen oder mehreren Menschen eine Gewalt anvertrauen, zu deren Ausübung sie nach der Wesenheit ihrer Natur unfähig sind, die sie nach ihren Leidenschaften mißbrauchen müßen, und aus der nothwendiger Weise das Unglück der Gesellschaft entspringen muß. Je mehr die Menschen Dinge über ihre Kräfte übernehmen, desto übler vollfüh-

ren sie sie. Man mißbraucht eine Gewalt, die man unmöglich vernünftig gebrauchen kann.

§. XXX. Er reitzt die Völker selbst zu seiner eignen Vertilgung.

Man kann demnach den Despotism nicht anders als wie einen ungleichen Kampf zwischen einem Räuber oder zwischen bewaffneten Räubern und zwischen einer wehrlosen Gesellschaft betrachten. Seine Rechte sind die Stärke des Souverains und die Schwäche der Unterthanen; seine Rechtstitel sind auf der einen Seite Betrug, Verschmitztheit, Argliſt; auf der andern Meynung, Blindheit, Unverstand. Dieses verhaßte Joch, dessen Druck die meisten Erdebewohner mehr oder minder fühlen, ist also nichts als ein empörender Mißbrauch, wider den sich Natur und Vernunft mit Gewalt auflehnen, selbst dann, wann sich betäubte Nationen ohne Murren darunter zu schmiegen scheinen. Der Despotism ist dem Souverain und den Unterthanen gleich schädlich. Sobald ein Mensch über das Gesetz Herr ist, so muß er schlecht werden. Sobald er durch seine Leidenschaften verdorben ist, so wird seine Herrschaft durch die Triebe, die sie in ihm erregt, so verdorben wie er. Der Tyrann herrscht alsdann über seine Völker, wie über wilde Thiere, deren Wuth er fürchtet; er sucht unaufhörlich sie zu ärgern, ihren Zorn zu reitzen, und sie wüthend zu machen; hernach straft er sie für ihre Bosheit. Je mehr er sie fürchtet, desto übler

behandelt er sie; er glaubt nur, er könne sich durch vervielfältigte Greuelthaten sichern. Ein Tyrann ist stets mit Feinden umgeben; Nationen, die von ihren Häuptern nie über ihre Wünsche zu Rath gezogen werden, haben nichts mit ihnen gemein; sie sind ihnen nur Gleichgültigkeit schuldig. Werden sie unterdrückt, so können sie nur Haß von ihnen verlangen; Gewalt ist alsdann das einzige Mittel, das ihnen gegen Tyranney übrig bleibt; dadurch daß sich die Tyrannen gegen das Gesetz empören, geben sie ihren Unterthanen das Zeichen zur Aufruhr wider sie selbst. Dadurch daß der Römische Senat das Volk unterdrückte, wurde er der Tyrann, der gerade dessen Wuth reitzte. Dadurch daß Karl der I. die Gesetze und die Freyheit der Engländer verletzte, zog er sich und seinem Sohne die Katastrophen zu, die den einen des Lebens und den andern des Throns beraubten. Dadurch, daß der Machtspruch: Der König will es, seit mehr als einem Jahrhunderte in Frankreich die Stimme der Vernunft, der Billigkeit und Menschlichkeit zum schweigen brachte, mußte Ludewig der XVI. in den Tempel und zuletzt auf die Blutbühne wandern. Dadurch endlich, daß die Jakobiner daselbst das Schreckensystem einführten, wurden ihre Häupter und ihre Herrschaft selbst unter dem Schutte des Gebäudes begraben; das die tyrannische Hand des Schreckens aufgeführt hatte. Nur Schade, daß sich unsere meisten Regenten durch diese alten und neuern Vorfälle nicht belehren lassen! Aber ihr Unfug erreicht nur einen gewissen Grad der Höhe, von der sie zuletzt alle schwindelnd herabstürzen.

Vergebens suchet ihr, unmenschliche Despoten, eure Völker durch eure Ketten, durch eure Gefängnisse, durch

eure Todesstrafen zu schrecken: vergebens bringt das Fürchterliche eures Namens die Nationen zum schweigen: vergebens zwinget ihr sie unwillig den Staub von euren Füßen zu lecken: vergebens vertraut ihr den Theilhabern an eurer Macht die fürchterlichste Gewalt an: nie habt ihr aufrichtige Freunde; nie habt ihr Unterthanen; ihr erkaufet euch durch eure Wohlthaten nur Schmeichler, Verräther, ehrlose Räthe, die unter dem Vorwande euer Ansehen zu begründen, die euch im Wege stehenden Gesetze, Freyheit und Tugend zernichten helfen; sie entziehen euren Augen die gehäßige Wahrheit; sie verheimlichen euch den Abgrund, den sie unter euern Füßen graben: aber sie geben nie euren Seelen Heiterkeit, euren Augenliedern Schlaf, eurer Regierung Ruhe; sie sichern euch nicht vor der Gewalt, die der gehäufte Zorn gegen euern ungerechten Willen braucht. Der geringste Unterthan eines freyen Staates genießt mehr Sicherheit, als der Tyrann mitten unter allen seinen Cohorten.

Jede Gewalt muß, wenn sie dauerhaft seyn soll, sich innerhalb den rechten Schranken halten. Je mehr Macht die Souveraine haben wollen, desto schwächer werden sie; je mehr sie ihre Gewalt ausüben, desto mehr gerathen ihre Völker in Verfall. Die wahre Macht des Herrn hängt von dem Wohlstande seiner Unterthanen ab. Der Tyrann ist ein isolirtes Wesen; er lebt gleichsam in einem fremden Lande; nur der Bürgerkönig hat ein Vaterland. Das Wankende einer unumschränkten Regierung, die Revolutionen, denen sie beständig ausgesetzt ist, sollten jedem vernünftigen Wesen Abscheu dagegen beybringen: herrschen ist angenehm; aber sicher regieren, unter dem Schutze der Gesetze regieren, glückliche, treue, gehorsame Völker regieren ist weit angenehmer. Der Despot ver-

schwindet, sozusagen, ohne daß es seine Unterthanen wissen; Niemand bekümmert sich um sein Schicksal; oft kündiget erst der Rebell, der sein Nachfolger ist, seinen Tod an. In einem despotischen Lande streiten die Sklaven blos um den Namen des Tyranns zu wissen, der sie unterjochen soll. Unumschränkte Monarchen gleichen jenen unklugen Kindern, die über die Leute aufgebracht werden, welche sie hindern, daß sie sich nicht selbst schaden. Der Despot kann einem Spieler oder wohl gar einem Ausschweifling verglichen werden, der, nachdem er augenblicklichen Vergnügen Glück und Gesundheit aufgeopfert hat, sein ganzes Leben hindurch bereut, daß er seine Leidenschaft befriediget hat. Der verblendete Tyrann sieht nie die Folgen seiner Gewaltthätigkeiten ein: oft weiß der Souverain nichts von der Tyranney, die man ausübt; seine Minister ziehen allein von dem Mißbrauche seiner Gewalt Nutzen. Selten ist der unumschränkteste Monarch Herr von seinem Willen; er leiht nur den Leidenschaften seiner Diener seinen Namen; oft wird sein Reich erschüttert, und das Ganze geräth aus Beweggründen in Feuer, vor denen er erröthet wäre, wenn er sie gekannt hätte.

§. XXXI. Widersprüche des Despotism.

Man irrt sich, wenn man glaubt, daß die unumschränkten Souveraine oder ihre geheimen Rathspräsidenten allzeit planmäßig handeln, und stets dem Staate zu schaden und ihn zu Grunde zu richten Willens sind. Der Despotism ist gemeiniglich mehr unbesonnen als grausam, mehr dumm als schlecht. Bisweilen geräth er seines eig-

nen Intereſſe wegen in Verſuchung, ſich mit dem allgemeinen Beſten abzugeben: oft wird er gezwungen, Mittel gegen die Uebel aufzuſuchen, die er ſich zugezogen hat; aber faſt immer zu ſpät nimmt er wahr, daß der Fürſt nicht reich ſeyn kann, wenn die Unterthanen arm ſind; daß ſeine Armeen nicht zahlreich ſeyn können, wenn ſeine Provinzen entvölkert ſind; daß ſein Handel nicht blühen kann, wenn er nicht beſchützt und erleichtert wird; daß ihn ſeine Völker nicht unterſtützen können, wenn ihr Muth und ihre Kräfte niedergeſchlagen ſind. Aber der Deſpot, nie gewöhnt, Widerſtand zu finden, will, ſo zu ſagen, die Geſetze der Natur nach ſeiner Willkühr umſtoßen und über die Noth triumphiren. Er will, ſeine Provinzen ſollen bebaut ſeyn, aber er giebt nicht zu, daß man dem Bauer einen Theil ſeiner Laſten abnimmt. Er will, ſein Reich ſoll bevölkert ſeyn; aber die Härte ſeiner Regierung zwingt ſeine Unterthanen zu Auswanderungen. Er will Handel, aber ſeine Habſucht hemmet ohne Unterlaß ſeinen freyen Lauf; er will Credit, aber er verletzet jeden Augenblick die feyerlichſten Verträge; er will erhabene und großmüthige Krieger, aber die Cabale und Intrigue ernennt ſeine Generäle, und erſetzt bey ihnen Talente und Verdienſt. Er will Männer von Ehre und duldet doch keine andere als knechtiſche Seelen um ſich her. Er will getreue Unterthanen, und doch thut er nichts von der Welt, was ihm nicht Feinde erregen muß. Er will bisweilen die Wahrheit wiſſen, aber er ſtraft allzeit diejenigen, die ſie ihm ſagen; er will Talente, aber er belohnt nur unwiſſende und unbedeutende Menſchen; er will Kunſtfleiß, aber er verbannt die Freiheit. Mit einem Worte, der Deſpot will alle die Vortheile genieſen, deren ihn die Gebrechen ſeiner Staatsverwaltung noth-

wendiger Weise berauben müssen. Die Mühe, die sich die unumschränkte Gewalt giebt, ihr Schicksal zu verbessern, ist fast allzeit fruchtlos; die Erschütterungen und gählingen Veränderungen, die seine Unklugheit veranlaßt helfen oft nur den Untergang des Reiches beschleunigen, das er entnervte.

§. XXXII. Die Völker können nie aufrichtig darein willigen.

Unterstellen wir also nicht mehr, daß jemals vernünftige Wesen in eine willkührliche Gewalt willigen konnten; glauben wir nicht, daß sie sich freywillig in Fesseln zu werfen dachten; setzen wir nicht voraus, daß die meisten Bewohner unserer Erdkugel nur darum leben, nur darum arbeiten, nur darum die Erde mit ihrem Schweiße befeuchten wollten, damit einige ihres Gleichen glücklich werden, die ihnen für ihre Müheseligkeiten keine Vortheile verschaffen, auf welche sie Anspruch zu machen berechtiget sind.

Wollen wir treuherzig glauben, daß die Völker zu denen, die sie zu ihren Souverainen wählten, jemals sagen konnten: „Regieret uns, wie es euch zuträglich ist; „schaltet nach euren Phantasien über uns, über unsere „Weiber, über unsere Kinder, über unser Vermögen, „über unsere Freyheit; wir wollen gerne nur für euch, „und für diejenigen arbeiten, die eure Gunst vor andern „auszeichnet; die Ausschweifungen, zu denen euch die Ver„dorbenheit eures Herzens oder der Wahnsinn eures Gei„stes verleitet, mögen wie immer seyn, so unterschreiben

„wir sie zum voraus, und entsagen auf immer dem Rech„te, uns dagegen zu beschweren, oder eurer Wuth Ein„halt zu thun?“ — Sie mußten sagen: „Wir haben „Zutrauen zu euch, wie es unsere Vorältern in die eurі„gen hatten: ihr regieret, weil wir es wollen; wir legten „eine Gewalt, die wir hätten mißbrauchen können, in „eure Hände nieder; ihr werdet euch derselben zu unserm „Besten bedienen; aber nie willigen wir in die Uebel, die „ihr uns zufügen wolltet. Werdet ihr unsere Unterdrücker, „so werden wir eure Feinde.“

Wenn man versichert, daß die Gewalt der Könige ein Ausfluß des Himmels sey; will man so unverschämt seyn, vorzugeben, daß ein guter und gerechter Gott, wie man sich ihn vorstellen muß, zu allen Erdebewohnern gesagt habe; „Völker! ich habe euch nur zu Spielzeugen „eines privilegierten Menschen geschaffen; ich habe euch „nur darum in Gesellschaften vereiniget, damit ihr un„glücklichere Sklaven, als die in Wüsten zerstreuten Wil„den wurdet. Euer Leben, euer Gut, eure Arbeit, eure „Freyheit! gehören ausschließlich einem unter euch, und „ihr seyd nie berechtiget, euch seiner Bosheit zu widerse„tzen?“ Wie vermeßen beleidiget man nicht seinen Gott, wenn man ihn zum Stifter, zum Beschützer, zum Beystand der Tyrannen macht, die die Erde verwüsten?

Gründe sich die unumschränkte Gewalt auf noch so erhabene Grundsätze; hole die Lüge noch so angeblich göttliche Rechte vom Himmel herab; nehme man noch so ungerechte Götter als die Begünstiger der Tyrannen an, so kann doch weder Stärke, noch Betrug, noch Zeit die Stimme der Natur nicht ganz ersticken. Sie beklagt sich im Busen des unglücklichen Sklaven jeden Augenblick dagegen; sie ist es, die den Kindern der Erde zuruft, daß

der mächtigste Monarch nichts mehr als ein schwacher Sterblicher sey, wie sie; sie ist es, die jedem vernünftigen Menschen zeigt, daß die Gewalt eines Fürsten blos von der Einwilligung seines Volkes herrühre, daß die zum Glücke einer Gesellschaft anvertraute Macht ohne Verbrechen nicht zu ihrem Untergange verwendet werden könne, daß er deswegen, weil er sich Königen unterwarf, kein Sklave wurde, daß jeder Mensch, wenn er auf eine ihm schädliche Unabhängigkeit Verzicht leistet, der zu seinem Glücke nöthigen Freyheit nicht entsagen konnte, daß die Nationen nicht die Spielzeuge der Werke ihrer Hände werden konnten.

§. XXXIII. Gefahren für diejenigen, die ihn ausüben.

Wenn die Vernunft mit diesem Nachdrucke zu den Völkern spricht, so spricht sie nicht minder kraftvoll zu ihren Herren: „O ihr, sagt sie, die ihr über Menschen „zu befehlen habt, trachtet sie glücklich zu machen; wenn „sie euch willig über ihre Häupter erhoben, so geschah es „um ihrer selbst willen, und nicht um eurem Uebermuthe „Nahrung zu geben. Seyd die Organe der Billigkeit, „wenn man euch gehorchen soll; das Beste aller gebe „euch jene Gesetze ein, die eben so euern Völkern, wie „euch selbst Sicherheit gewähren. Gebet jenen schändlichen Schmeichlern kein Gehör, die euch überreden, daß „ihr Götter seyd. Ihr seyd Menschen, wie der niedrigste „Bürger; ihr seyd den menschlichen Schwachheiten unterworfen; wenn ihr der Hülfe anderer nöthig habt, so

„müßt ihr euch wie sie die Zuneigung eures Gleichen ver„dienen. Wenn ihr der Gottheit Ebenbild seyd, so stellet „uns wohlthätige Götter und nicht Dämonen vor, die „nach der Vertilgung des Menschengeschlechts lechzen. Lasset „den thörichten Gedanken fahren, daß ihr groß, mächtig, „glücklich seyd, sobald eure Unterthanen im Unglücke seuf„zen. Gebet den abgeschmackten Wahn auf, der eurer Ein„bildung vormahlt: daß eine partheyische Vorsehung alle „Völker der Erde zu nichts anderem bestimmt hat, als „die Schöpfer eures Luxus, die Werkzeuge eurer Größe, „die Opfer eures Ehrgeizes, die Ballen eurer Leidenschaf„ten zu seyn. Verwalter der Güter der Nationen, Be„schützer ihrer Sicherheit, Vertheidiger ihrer Rechte! be„denket, daß ihr ihnen zugehöret, und nicht sie euch. „Wenn eure im Schooße der Größe eingeschläferten, durch „Schmeicheley irregeführten, durch Weichlichkeit entnerv„ten Seelen noch für die Klagen der Tugend Gefühl „haben; wenn sie, mit dem Elende unbekannt, sich dem „Mitleide öffnen können, so leistet auf jene barbarische „Macht Verzicht, die die Ketten eines unterdrückten Vol„kes drückender macht; ziehet die dauerhafte Ehre, Men„schen zu regieren, der nichtigen Eitelkeit vor, unvernünf„tige Sklaven zu Grunde richten zu können. Genießet „das Vergnügen, fruchtbare Provinzen, zufriedene Völ„ker, beglückte Städte zu regieren; lasset verhärteten Ty„rannen den barbarischen Vortheil über Einöden, Skelette „und Ruinen zu herrschen."

Wenn die Stimme der Menschheit nichts über unempfindliche Herzen vermag, so setze sie die Geschichte durch das abschreckende Gemählde jener Gefahren in Erstaunen, denen der Despotism, denen die Tyranney die Souveraine aussetzt; sie zeigt ihnen das fürchterliche Schau-

spiel jener Empörungen, die die Unterdrückung so oft nothwendig macht; jener oft von der zur Verzweiflung gebrachten Tugend angesponnenen Verschwörungen; jener über das Haupt der Feinde der Menschheit schwebenden Schwerdter: kurz sie läßt sie umgestoßene Throne, in's Elend gestürzte Despoten, erwürgte Tyrannen sehen, Tyrannen, deren Blut sich mit dem Blute der Schlachtopfer ihrer Wuth vermischt. So wie jedem Laster die Strafe auf dem Fuße nachfolgt; so verfolgt auch eine unausbleibliche Strafe das größte aller Verbrechen, die Tyranney, gleichviel ob sie der Pfaffe oder Laye, der Adeliche oder Unadeliche, der Monarch oder Bürger ausübt. Nicht blos Ludewig blutete unter der Guillotine, auch viele von den nämlichen Volksrepräsentanten, die ihn dazu verdammten, hatten eben dasselbe Schicksal; einige wurden erstochen, oder mordeten sich selbst; andere wurden von den Hunden gefressen, eingekerkert, verbannt; und wer weiß, welch' ein Loos den übriggebliebenen beschieden ist? Seufzend lernen die Tyrannen, daß Stärcke durch Stärke zernichtet wird, und daß ihr Leben in den Händen eines jeden Sklaven steht, der ehrgeizig genug ist, den Tod zu verachten. Sie sehen, daß die unvernünftigen Thiere, über die der Despotism herrscht, im Uebermaaße ihrer Uebel am Ende ihre Ketten zerbrechen, und den Urheber ihres Zwanges zerreißen: sie sehen, daß durch eine thörichte Verwaltung geschwächte Staaten zuletzt keine reele Kraft mehr haben, und über kurz oder lang der Eroberung zum Raube werden.

So ist das unselige Ende jenes für die Nationen wie für ihre Herren gleich verderblichen Despotism, nach welchem nichts desto weniger die Souveraine der Welt aus einer falschen Politik unaufhörlich streben. Hat der

Despot einmal die Fülle seiner Wünsche erreicht, für wen verheert er seine Staaten? Sammelt wenigstens er die Früchte der Greuelthaten, die er aus Ungerechtigkeit sein Volk fühlen ließ? In das Innerste eines unzugänglichen Serails eingeschlossen, den Unannehmlichkeiten eines verdrüßlichen Müßigganges preis, der Vergnügungen und der Wollüste überdrüßig, die seine Organe entnervt haben, sich selbst zur Last, läßt seine Unfähigkeit selten seine schwachen Hände die Zügel der Regierung führen. Der vergötterte Sultan ist blos der Sclave seiner Vezire, der Ballen seiner Höflinge, das Werkzeug seiner Günstlinge. Er ist gezwungen, durch ihre Augen zu sehen; ihrer wegen erschöpft er sein Reich; zu ihrem Zeitvertreibe werden die Völker zur Schlachtbank geführt.

§. XXXIV. Der Despot fürchtet die Tugend.

Sogar der Name des öffentlichen Wohls ist aus Ländern verbannt, wo willkührliche Gewalt herrscht. Eine Nation ist nichts mehr, sobald der Fürst alles ist. Wie sollen sich große Männer unter Herren bilden, die alles nach Gunst vergeben, und keinen Begriff von Verdienst haben? Wie kann man Vaterlandsliebe Höflingen inflößen, die es nur zu verschlingen suchen, und die nur n seinem Untergange ihr Interesse finden? Welche Beveggründe haben Große, sich in den Augen einer Nation ehrwürdig zu machen, die sie herabwürdigen, oder Sklaven zu gefallen, die sie aufreiben können? Was für ein Interesse kann Minister verleiten, Gutes zu thun, so lange sie versichert sind, daß das Gute, was sie thun

können, bey ihnen nicht bestehen kann? Nebendem gestattet die vor ihrem eignen Schatten scheue Tyranney keinem Unterthan seinen Mitbürgern zu gefallen; Volksfreund seyn ist ein Verbrechen, für das Vaterland sprechen ein sträfliches Wagestück. Der Despot will, daß sich aller Augen allein auf ihn richten; er ist über alles eifersüchtig, nichts ist ihm gehäßiger, als ein Mann, der sich um sein Volk verdient machen will; der große Mann jeder Art muß fürchten, für seine Wohlthaten gestraft zu werden; sie erschrecken den Herrn; sie erregen seine oder seiner schändlichen Günstlinge Eifersucht; selbst ohne Tugenden, fürchten sie entweder die Tugend oder mißkennen sie. Niederträchtigkeit, Schmeicheley, Anbringerey und die schimpflichste Willfährigkeit sind die eigentlichen Eigenschaften, wodurch man lasterhaften, unruhigen und eifersüchtigen Mächtigen gefällt. Nur dadurch, daß man ihnen Mittel an Handen giebt, wie das Volks-Elend vermehrt wird, kann man ihnen seine Ergebenheit gegen sie, seine Treue, seine Talente beweisen.

Um Tyrannen zu gefallen muß man ein Tyrann seyn. Unter ungerechten Fürsten ist Vaterlandsliebe eine unmögliche Sache, Mitleid gegen seine Mitbürger ein unnützes Gefühl, Leidenschaft für das öffentliche Wohl eine schädliche Neigung, Anhänglichkeit an seine Pflichten eine Dummheit; nur Lügner können sagen, daß sie ein solches Land lieben: nur Schurken und Niederträchtige finden ihr Interesse dabey, seine Verfassung aufrecht zu erhalten.

Suche man also keine Tugenden in Ländern, wo der Despotism sein Reich aufgeschlagen hat. Ein Souverain ohne Billigkeit und Gefühl, der sich aus Ueberdruß dem Laster überläßt, und von boshaften, verbrecherischen Menschen umgeben ist, dient den Völkern zum Muster, das

sie aus Bewunderung der Größe bald nachahmen. Der Bürger glaubt groß, ehrwürdig, wichtig zu seyn, wenn er die Laster und Thorheiten seiner Obern annimmt. Der Unterthan des Despotism kann keinen Begriff von Adel und Größe haben; er macht sich nur Begriffe von Eitelkeit. Ein prachtvoller und eitler Hof verbreitet Liebe zur Pracht. Jeder Tyrann macht sich eine Angelegenheit daraus, die Sitten seiner Unterthanen zu verderben, um seine Herrschaft zu befestigen; es ist sicherer über lasterhafte, weichliche, der Unordnung überlassene Menschen zu herrschen, als über Menschen, die nur gemäßigte Begierden haben. Die Tugend erhebt die Seele; das Laster schlägt sie nieder, und macht sie verächtlich. Die Tugend vereinigt die Unterthanen, das Laster trennt sie. Der Mann von Verdienst besitzt Größe, er ist auf die öffentliche Achtung eifersüchtig; der Mann ohne Verdienst ist furchtsam, niederträchtig, und findet sich gezwungen, sich selbst zu verachten.

Interessirte Höflinge können blos die Eigenschaften der Sklaven und Schmarotzer haben, die sich durch nichts als durch ein niedriges Interesse fesseln lassen. Ihre Seelen sind beklemmt; sie kennen die wahre Größe nicht; sie werden kleinmüthig; sie beschäftigen sich nur mit Nichtswürdigkeiten. Eine feige Gleichgültigkeit bemächtiget sich aller Stände: nichts vermag aus Niedergeschlagenheit erkaltete Seelen zu erwärmen; die Unglücksfälle der Nation rühren sie nicht mehr; Revolutionen werden weder gefürchtet noch vorhergesehen; wenn eine gählinge Veränderung den Despoten verschwinden macht, so besteht der Despotism doch immer: er kann seine Formen ändern; aber er ist verdorbenen Menschen nothwendig, die eine lange Gewohnheit der Gefühle von Ehre und Großmuth beraubt hat.

Aus diesem Grunde sagt ein Dichter von der französischen Revolution, durch die die Tyranney der herrschenden Faction im Convente an die Stelle des Despotism der Könige wenigstens bis zum 28ten Jul. v. J. trat:

Der Freyheit hat es jüngst im blut'gen Kampf gelungen.
Daß sie die Tyranney gefesselt und bezwungen.
Doch rettete sich noch vom Heer' der Tyranney
List, Wohllust, Eigennutz, und Stolz und Schmeicheley.
Die List macht itzt den Plan, die Fürstinn zu befreyen,
Und sucht der Freyheit Reich durch Ehrgeiz zu entzweyen.
Der Ehrgeiz war der Held, der Sklavenfesseln brach;
Die Wollust wich vor ihm, sein Sold war Ungemach;
Nie 'wollt' er etwas mehr als Schmeichlerseelen hassen;
Ihm mußte Eigennutz den reichen Kampfplatz lassen.
Mit Sieg gekrönt kehrt so der starke Held nach Haus,
Und hofft, man zeichne ihn vor schwächern Bürgern aus.
Allein der Freyheit Rath hat das Gesetz gegeben:
„Nichts soll den Unterthan vor Unterthan erheben;
„In unserm gold'nen Staat', in unserm weiten Reich'
„Ist Tambour, General, und Pfaff, und Laye gleich."
Der Ehrgeiz freyet nun zum Zeitvertreib die Rache,
Und macht mit Tyranney aus Haß gemeine Sache.
Was einmal reifen soll, das reifet auch geschwind;

Bald war Giftmischerey der heißen Liebe Kind.
Die Freyheit stirbt. — Es raubt der Ehrgeiz ihre Kleider:
Er wählt den Stolz zum Rath, die List zu seinem Schneider,
Die Wollust zum Desert, zum Schauspiel Metzeley.
So ändert man die Form, der Druck bleibt einerley.

§. XXXV. Der Despotism erfodert keine Talente.

Man frägt vielleicht, warum die meisten Nationen unter dem Despotism seufzen? Warum sich so viele Monarchen immer bemühen, eine unumschränkte Gewalt auszuüben? Ich antworte, daß der Despotism unter allen Regierungsarten die leichteste ist. Ohne Genie, ohne Talente, ohne Tugend ist es leicht durch Schrecken zu herrschen. Man bringt eher blinde als hellsehende Menschen zum Gehorsam. „Um Tyranney auszuüben, sagt La Bruyere, hat man weder Kunst noch Wissenschaft nöthig.“ Man kömmt leichter mit einem Haufen durch Laster unter sich getheilter, durch Mißtrauen isolirter, von Furcht gepreßter Unterthanen, als mit einer tugendhaften und vernünftigen Nation zum Ziele.

Ohngeachtet des schrecklichen Gemähldes, das wir von dem Despotism gemacht haben, kann er doch einem Volke ein vorübergehendes Wohlseyn verschaffen. Gebet der Welt Trajane, Antonine, und Mark-Aurele, und ihr werdet nicht nöthig haben, ihre Gewalt zu beschränken; je größer ihre Gewalt seyn wird, desto beglückter werden

ihre Unterthanen seyn; je mehr sie Macht haben, desto mehr sind sie im Stande, die Mißbräuche und veralteten Uebel zu bekämpfen, die oft die Nationen drücken; je mächtiger sie sind, desto mehr Gutes können auch die Abänderungen, die sie vornehmen, ihren Unterthanen verschaffen. Aber die Geschichte zeigt uns auf jedem Blatte, daß die guten Despoten selten und die Tyrannen sehr gewöhnlich sind; daß sehr oft auf die weisesten Fürsten Ungeheuer folgen, daß endlich die unumschränkte Gewalt Geist und Herz verdirbt, und die bestgesinntesten Menschen umzuschaffen vermag. Im Anfange seiner Regierung war Nero ein Wunder.

Man unterläßt vielleicht nicht uns zu sagen, daß man sehr oft unter dem Despotism stehende Nationen sehr große Dinge unternehmen, oder eine ausgezeichnete Rolle auf dem Schauplatze der Welt spielen sieht. Aber hierauf wiederholen wir zur Antwort, daß eine augenblickliche Uebermacht, daß blutige Siege, daß ungerechte Eroberungen nichts zu Gunsten jenes reellen Glückes der Völker beweisen, welches der einzige Gegenstand jeder Regierung seyn soll; diese Dinge beweisen im Gegentheile, daß dumme Völker die Schlachtopfer ihrer ehrgeizigen Herrscher sind. Die Muselmänner haben einst Asien, Afrika und einen Theil von Europa erobert, ohne daß sie einen Augenblick aufhörten sehr unglücklich zu seyn. Wir getrauen uns nicht, hier eine Vergleichung der Muselmänner mit einigen nordischen Völkern unserer Zeit anzustellen.

Unter welchem Gesichtspuncte man den Despotism betrachtet, so beweist uns alles, daß er die größte Geißel des menschlichen Geschlechtes und die fruchtbarste Quelle der bleibenden Drangsalen ist, mit denen die Völker ge-

plagt werden. Alles beweist uns, daß er Niemanden nützt, daß er, statt demjenigen, der ihn ausübt, Vortheile zu verschaffen, ihm die Zuneigung seiner Unterthanen, reelle Macht, wahrhafte Größe, und alle persönliche Sicherheit benimmt, und daß er ihn zuletzt früh oder spät mit in den Untergang hineinzieht. Wenn es endlich in der Welt eine ausgemachte politische Wahrheit giebt, so ist es diese, daß weder die Souveraine noch die Unterthanen ohne Freiheit ein bleibendes Glück genießen können.

Von der Freyheit.

§. I. Von der Liebe zur Freyheit.

Die Liebe zur Freyheit ist des Menschen stärkste Leidenschaft; sie gründet sich auf das Verlangen, sich zu erhalten, und seine Vermögenskräfte ungehindert zu verwenden, um sich ein glückliches Daseyn zu verschaffen. Die Natur hat dieses Gefühl in alle Herzen gegraben: sie will, daß jedes Individuum des menschlichen Geschlechts von seinem Wesen eingenommen sey; die Gewaltthätigkeit, die Gewohnheit, die Unwissenheit, die Meynung können dieses Band manchmal auflösen oder schwächen, aber nichts ist im Stande es zu zernichten; wird dieses Feuer auch bisweilen erstickt, so lodert es immer wieder aus seiner Asche auf.

Obgleich alle Leidenschaften dem Menschen angebohren sind, obgleich alle Regungen seines Herzens seine Erhaltung und sein Wohlseyn zum Gegenstande haben, so fodern sie doch auch, daß die Vernunft sie leite; ohne sie sind die Selbstliebe, das persönliche Interesse, das Verlangen nach Glücke blinde Triebe, deren Wirkungen sowohl uns als andern schädlich werden. Aufgeklärte

Selbstliebe führt zur Tugend: sobald sie nur eine verirrte Einbildung zur Wegweiserinn nimmt; sobald die dahin gerissene Seele der Fähigkeit beraubt ist, den Gegenstand ihrer Leidenschaft, und die Wirkungen, die sie hervorbringt, zu beurtheilen, so wird sie zur lasterhaften Eigenliebe; die Freyheit ist schädlich, sobald sie nicht den Gesetzen der Gerechtigkeit, der Vernunft, der Gesellschaft untergeordnet ist. Der Gebrauch, den man davon macht, ist ungerecht, sobald man die Schranken durchbricht, die ihm die Gesetze vorschreiben; er ist unerlaubt, sobald er sich nicht innerhalb den durch den gesellschaftlichen Vertrag festgesetzten Gränzen hält. Die Gesellschaft, die das Wohlseyn und die Erhaltung aller ihrer Glieder zum Gegenstande hat, erlangt in der That über ein jedes von ihnen, das die Vortheile genießt, die sie ihnen verschafft, rechtmäßige Rechte: dieser Vortheile wegen kann sie mit Recht die Freyheit ihrer Glieder einschränken, oder deren Ausübung mäßigen: wenn jedes unter ihnen einen unumschränkten und der Natur eines geselligen Wesens entgegengesetzten Gebrauch davon machte, so würde es seine Bundesgenossen unglücklich machen, und bald würde es selbst unglücklich werden. Die Natur eines geselligen Wesens legt ihm also die Verbindlichkeit oder die Nothwendigkeit auf, sein Glück durch keine andere Mittel zu suchen, als durch solche, die seines Gleichen nicht schädlich sind; sie erlaubt jedem sich glücklich zu machen, aber sie will nicht, daß dieses auf Kosten des Glückes anderer geschehe.

Wenn man sagt, daß die Natur alle Menschen frey gebohren werden läßt, so will man dadurch nicht sagen, daß sie in einer gänzlichen Unabhängigkeit gebohren werden. Man drückt sich recht aus, wenn man sagt, daß

es ohne bürgerliche Freyheit keine natürliche Freyheit giebt. Sobald es Verhältnisse für die Menschen giebt, so sind sie auch Vorschriften unterworfen; alle Augenblicke ihres Daseyns stehen sie unter den Gesetzen, die ihnen Natur und Vernunft auflegen; sie müßen endlich den Gesetzen der Gesellschaft gehorchen, welche, wann ihre Gesetze gerecht sind, nichts anders als die getreue Dollmetscherinn der Natur und der Vernunft ist.

Die Regierung, das Organ der Gesellschaft, oder ihre Bevollmächtigte, die die Gränzen der Freyheit ihrer Glieder zu bestimmen hat, erklärt sich durch Gesetze. Wenn diese Gesetze gerecht sind, so lassen sie die Bürger alle Freyheit genießen, die ihnen die Natur und die Vernunft in Bezug auf die Bedürfnisse und Umstände der Gesellschaft auszuüben erlauben. Unter einer ungerechten Regierung berauben ihre von dem Eigensinne, von der Gewaltthätigkeit und dem besonderen Interesse eingegebenen Gesetze fast immer den Bürger seiner vernünftigsten Rechte, und das Interesse des Gesetzgebers wird der einzige Maaßstab der Freyheit.

§. II. Ihre Bestimmung.

Freyheit ist also die Befugniß, alles das zu seinem Glücke zu thun, was die Natur des gesellschaftlichen Menschen erlaubt. Nach dieser Bestimmung können wir die wahre Freyheit von jener gänzlichen und chimärischen Unabhängigkeit unterscheiden, die nie das Erbtheil des Menschen war; sie lehrt uns, wie sehr sie von jener unvernünftigen Zügellosigkeit verschieden sey, deren Aus-

übung uns selbst und andern entgegen wäre. Sobald uns die Freyheit den Gesetzen der Natur und der Vernunft entgegengesetzte, und folglich dem Endzweke der Gesellschaft zuwiderlaufende Handlungen unternehmen läßt, so ist sie nichts weiter als Wahnsinn, den unsere Mitgesellschafter nicht dulden können, dem sie, um des Interesse aller willen, Einhalt thun, den sie strafen müssen. Mit vollem Rechte setzte das Französische Volk alle seine Kräfte der verheerenden Freyheitswuth seiner Jakobiner entgegen. Aber wenn uns auf einer andern Seite das Gesetz verhindert, das zu thun, was die Natur, die Vernunft, und das Wohl der Gesellschaft von uns fodern oder uns erlauben, so ist es ungerecht und tyrannisch; es überschreitet seine Macht, weil jedes bürgerliche Gesetz die Gesetze der Natur nur anwenden oder sie auf eine dem Besten jeder Gesellschaft angemessene Art auslegen darf. Es ist unglaublich, daß es Fürsten geben soll, die in ihrem dummen Uebermuthe wähnen, daß alles als ein rechtmäßiges Gesetz befolgt werden müße, was ihr Eigensinn zur Verordnung stempelt. Und doch giebt es leider derer, die durch ihre Gesetzbücher und Catechismen ihre Unterthanen zu Dummköpfen, Kopfhängern, Hagestolzen, Bettlern und Sklaven umzuschaffen suchen!

Das Wohl der ganzen Gesellschaft muß also der Maasstab der Freyheit ihrer Glieder seyn. Sobald sich die Menschen in Gesellschaft begeben, so unterwerfen sie ihr ihre Handlungen; sie machen es sich zur Pflicht, von einer unumschränkten Unabhängigkeit keinen Gebrauch zu machen, weil sie den Gegenstand ihres Vereins vernichten würde. Wenn sie auf einer andern Seite diese schädliche Unabhängigkeit aufopfern, so will sich kein ein-

ziger von ihnen des Rechts berauben lassen, das zu thun, was, ohne andern zu schaden, etwas zu seiner eignen Glückseligkeit und zu seiner eignen Sicherheit beytragen kann. Niemals kann also weder die Gesellschaft, noch können ihre Glieder auf die Freyheit Verzicht leisten.

§. III. Sie muß von der Zügellosigkeit unterschieden werden.

Der berühmte Verfasser des Geistes der Gesetze sagt: „Frey seyn heiße nicht das thun, was man will, „sondern das thun, was man wollen soll.“ Nach diesem unbestreitbaren Grundsatze läßt sich leicht denken, daß kein Mensch auf der Erde auf eine gänzliche Unabhängigkeit Anspruch machen könne. Gebe man dem menschlichen Geschlechte was immer für einen Ursprung, so ist der Mensch, selbst ganz allein, allzeit verbunden, sich nach den Pflichten zu fügen, die ihm seine Natur vorschreibt; er kann sie, ohne seinem eignen Wohlseyn zu schaden, nicht verletzen. Aber nie war er vollkommen isolirt; er hieng allzeit von seinen Aeltern, von seiner Familie, kurz von der Gesellschaft ab, in welche ihn die Geburt setzte. Die menschlichen Vereine und Verbindungen mögen wie immer seyn, so können sie nie einem Gliede der Gesellschaft eine unumschränkte Unabhängigkeit, oder das Recht bewilligen, alles zu thun, was er will. Wenn ein Mensch unabhängig seyn sollte, so müßte er seine Natur ablegen, er müßte seinem Geschlechte entsagen. Alle Wesen der Natur werden durch nothwendige Gesetze regiert; diese bringen für uns die Ordnung im Universum hervor; eben

so nothwendige natürliche Gesetze regieren die Menschen, und halten die Ordnung in der Gesellschaft aufrecht. Der Souverain, dem die Nation die ausgedehnteste Gewalt anvertraut, ist gezwungen, die Gesetze dieser Natur anzuerkennen, die ihm so wie dem schwächsten seiner Unterthanen unumschränkt befiehlt. Nach der ewigen und nothwendigen Ordnung der Dinge werden diese Gesetze nie ohne Gefahr übertreten: selbst der isolirte Mensch wird, wenn er sie verletzet, über kurz oder lang durch die Verminderung oder durch den Verlust seines Wohlseyns gestraft: der gesellige Mensch wird, wenn er ihrer spottet, durch den Haß seiner Mitgesellschafter gezüchtiget, und die Idee hievon erzeugt bey ihm Furcht und Gewissensbisse: die ganze Gesellschaft zusammen büßt durch die Unordnungen, Laster und Verbrechen, von denen sie beunruhiget wird, für die Uebertretungen der Gesetze der Natur. Die andauernden Unglücksfälle, die sich die Nationen wechselseitig zuziehen, sind die Zuchtruthe für die Verletzung ebenderselben Gesetze Die Tyrannen und Despoten, welche diese so ehrwürdigen Gesetze mißkennen oder verachten, um sich der Zügellosigkeit ihrer unbändigen Leidenschaften zu überlassen, werden durch Furcht, Argwohn, Unruhe nnd durch den Verfall ihrer Macht dafür gestraft. Ausgelassene Tyrannen! die ihr in eurer Thorheit die Natur euren ungerechten Launen unterwerfen wollet, sie ist stärker als ihr und eure Armeen; sie züchtiget euch früh oder spät für eure Wagestücke und Empörungen. Wenn Cäsar die Freyheit seines Vaterlandes würgt, so rächt sich die Natur durch Brutus an ihm.

Verwechseln wir also eine chimärische, mit der Ordnung der Dinge gänzlich unvereinbarliche Unabhängigkeit,

oder eine verderbliche Zügellosigkeit nicht mit der wahren Freyheit, die das Erbtheil jedes geselligen und vernünftigen Wesens seyn soll, die ein unveräußerliches Recht seiner Natur ist, und deren ihn nur Ungerechtigkeit und Gewaltthätigkeit berauben können.

§. IV. Ursachen des Verlustes der Freyheit.

Ohngeachtet der Liebe, die alle Menschen für die Freyheit hegen, ohngeachtet der Glaubwürdigkeit der Rechtstitel, die ihre Ansprüche darauf begründen, wimmelt die Erde von unglücklichen Völkern, die ihre Herren ihres herzallerliebsten Gutes berauben. Dieses Problem würde unauflösbar scheinen, wenn uns nicht die Geschichte zeigte, daß ehmals die meisten Regierungen mit Gewalt gegründet wurden; Stärke und List erhielten sie seitdem aufrecht; Gewohnheit, Faulheit, Schrecken und Unwissenheit benahmen dem menschlichen Herzen alle Schnellkraft; es gelang ihnen, so zu sagen, den Menschen von seiner Natur abzubringen, und ihn in seinen eignen Augen zu verkleinern: der allzeit einige, thätige, entschiedene Wille der Souveraine machte unaufhörlich die Mühe unnütz, die die gemeiniglich getheilte, eingeschläferte und der nöthigen Kräfte beraubte Gesellschaft anwenden konnte, entweder um ihre Rechte zu handhaben, oder um sie wieder zu erhalten. Fast immer ist das Interesse der Machthaber von dem Interesse der Nation getrennt; sie werden gemeiniglich die grausamsten Feinde ihrer Freyheit. Der Despot, gewöhnt seine Unterthanen blos wie eine Heerde Sklaven zu betrachten, mit denen

er nach Belieben schalten kann, bildet sich ein, daß ihre Handlungen und selbst ihre Gedanken beständig seinem höchsten Willen untergeordnet seyn müßten.

Unumschränkte Herren können keine Widersetzlichkeit leiden, werden von der Schmeicheley muthiger gemacht, sind taub gegen die Vernunft, setzen sich über alle Gesetze hinaus, und überreden sich, daß die Natur sie mehr als andere begünstige, und daß sie sie vermöge eines besondern Privilegiums allein Zügellosigkeit ausüben lassen will, während ihre Unterthanen in Fesseln schmachten; sobald der Aberglaube dem Despotism die göttliche Sanction ertheilt, sobald er den Menschen sogar den Wunsch, ihr Schicksal in dieser Welt zu verbessern, zum Verbrechen macht, dann ist der Unterjochung der Unterthanen und dem Uebermuthe ihrer Herren das Siegel aufgedrückt.

Damit der Aberglaube dem Despotism desto mehrere Helfershelfer verschaffte, gaukelte er von Ehrgeiz und Habsucht trunkenen Menschen ohngefähr solche Maximen, wie sie Fredro, jener sich selbst so nennende katholische Politiker, in seinem Despoten-Katechism (*)

(*) ANDREAE MAXIMILIANI FREDRO *Castellani Leopolienſis Monita Politico-Moralia et Icon Ingeniorum. Francofurti, Impenſis Martini Hermsdorfii* 1687. 12*mo*. Hier ist die Stelle ausführlich, die man oben kurz zusammen gezogen hat: *Parte II. num.* 85. *p.* 75. *et ſeqq.* Quaeri exinde poteſt, quid ſecurius et in rem magis opportunum, an praecipui unius, vel ſaltem aliquorum in Republica, aut vulgi aucupari favorem? Non disquirendo hinc illinc conſtat, qui totos vulgi favoribus ſe dedere, ab ipsomet vulgo proditos, oppreſſos: in cujus gratiam, cum omnia feceris, ſemper aliquid in majus vulgus requirit, vel ni ſufficias, antea bene feciſſe damno eſt. Quod vero majus, dum abutitur vulgus

feil trägt. „Wer nichts anders thut, sagt er, als nach Volksgunst buhlt, wird selbst vom Volke verra-

---

bonorum virtute et opera, semper eos casibus objectando, facit velut indis reti equites, cum bono equo laeti, intemperanter utuntur, et nimio cursu fatigant, non parcendo labori, nec alium substituentes, eum perdunt, quod in vitis Gracchorum apud Plutarchum observatum habeas, et ratio in promptu. Nam facilius paucorum genium noveris, paraverisque tibi favorem, facilius gratiam demerearis, aut iratos placaveris, facilius cum paucis agas, suadendo, dissuadendo, orando facilius obtineas, dum se citius pro paucitate expedire possunt, decernendo. In multitudine secus, communitas frontem non habet, quae non tam facile de maledictis erubescit, dum dispersim ignominia in tot capita vadit; ad unius vero principis personam, non divisim, tota infamia, ejusque posteros, directe spectat, eoque magis afficit. (?) In populo deinde diversa sunt subjecta, inclinationes, affectus, studia, quibus impossibile ex aequo ut satisfacias, dum pro diversitate ingeniorum suspicantur vana, aut secus interpretantur, cum non intelligunt rem, plures vero pro malignitate. Offenditur quidem Princeps veritate, sed magis offenditur, et simul furit populus, uni dum places, alterum fere offendis, nam in amores, odium aeque facile vulgus fertur, non ut studiose velit, sed uno alterove impellente. Quod vero gravius, si in aliquod bonum fertur populus, omnes, unus alium circumspectantes, curam adhibent, jam si nocere cupiant, quisque pro se manum studiose adhibet in ultionem; ad nocendum uniti, ad benefaciendum tepidi et distracti. Ex eadem ratione forte *Machiavellus ingratiorem fieri populum censet, unica Principis persona.* Dixerim itidem, praestare favorem aliquorum praecipuorum in Republica, (sed quem non per flagitia et obsequa demerearis) favoribus vulgi. Addo super haec, si non altioris alicujus boni, aut virtutis intuitu (quae sola sibi ex conscientia recte facti praemium est) sed aucupandae vulgi gratiae et popularitatis, rectum aliquid in publicum facias, fal-

then, und unterdrückt. Hast du alles für dasselbe gethan, so will es immer mehr, und kannst du das nicht, so ist es dir schädlich, daß du ihm vorher Wohlthaten erwiesen hast. Es mißbraucht sogar die Tugend und die Thätigkeit rechtschaffener Männer, und macht es ihnen, wie jener unbesonnene Reuter seinem guten Pferde, das er aus Freude zu Tode ritt. Du gefällst leichter einem Einzigen, als einer verschieden denkenden Menge Einen Fürsten beleidiget die Wahrheit, aber noch mehr beleidiget sie das Volk, das darüber wüthend wird. Behagst du dem einen, so mißfällst du dem andern; Volksliebe und Volkshaß sind nie das Werk der Vernunft, sie sind allzeit blinde Triebe. Will es etwas Gutes thun, so sieht einer den andern an; will es einem Schaden zufügen, so strecken alle für sich die Hände zur Rache empor. Darum hält vielleicht Machiavell das Volk für undankbarer, als die Person eines Fürsten. Niemanden betrog der Beyfall des Volks mehr, als Christus: heute

---

leris! saepius odium pro gratia redditur; rem expertam ipse habeo, quam loquor. Si profana parvi sunt, en cape in rei documentum altiora, quia sacra: nemini magis, quam operatori salutis, *Christo*, fraudi fuit populi plausus et gratia, hodie ut regi filio David, in urbis ingressu, palmis et substratu vestium in pompam triumphi vias sternentis, mox intra dies aliquot, subita mutatione, crucifigendum petentis. Sic fere vulgus, *cujus boni, aut pravi affectus nunquam modicis continentur.*

heute feyerte es seinen Einzug in die Stadt, wie einen Triumph des Königs David, streute Palmen, und breitete seine Kleider vor ihm aus, und einige Tage darauf verlangte es, daß man ihn kreuzige.“ So tadelt die Lästerzunge solcher Afterpolitiker selbst die Menschenfreundlichkeit des größten Volkslehrers, so macht ihre Arglist Fürstenschmeicheley zur Tugend, und Verschwörung gegen das Volk zur Weisheit. Wenn man etwas Gutes stiftet, wenn man thut, was recht ist; so handelt man rechtschaffen, das Recht oder das Gute mag dem Fürsten oder dem Volke angedeihen. Der Freund der Tugend sieht auf die Sache und nicht auf die Person, auf den Beyfall seines Gewissens und nicht auf Gunst.

§. V. Gefahren der Zügellosigkeit.

Dieses sind die mächtigen Hindernisse, die sich gegen die Freyheit der Völker stemmen. Die Begünstiger der Tyranney, zu listig um geradezu ein Gut anzugreifen, dessen Liebe mit unauslöschlichen Buchstaben in ihre Herzen geschrieben ist, trachten unaufhörlich, die natürliche und vernünftige Freyheit mit der Unabhängigkeit, mit der Anarchie, mit der Zügellosigkeit, kurz mit dem Mißbrauche der Freyheit zu verwechseln. Nur in soferne können die Glieder einer Gesellschaft frey seyn, als es vernünftige Gesetze erlauben. Gerechten Gesetzen gehorchen heißt alle Freyheit genießen, die ein Bürger wünschen kann. Wenn sich die höchste Gewalt innerhalb gerechten Schranken halten muß, so! setzt auch die Gesellschaft der Freyheit die

ihrigen; sonst würde jeder Mensch, sobald er die Kräfte dazu hätte, die grausamste Tyranney über andere ausüben. Das Volk in einer Demokratie hat oft keinen Begriff von Freyheit, und seine Regierung ist oft härter, als die des barbarischsten Tyranns. Wenn der Mißbrauch der Gewalt dem Despotism Thür und Thore öffnet, so führt blinder Enthusiasm zur Anarchie, zu einer Unordnung, die jeden Menschen seines Gleichen Preis giebt, die die Gesellschaft unglücklicher als der Despotism macht, dessen Vorbothe sie ist. Dieser macht, Zweifelsohne, eine große Anzahl Unglücklicher; aber sie verbreitet über alle Glieder der Gesellschaft Unglück. Wenn die, welche Menschen regieren, allzeit ihre Gewalt mißbrauchen, so kann ein Volk, das von der Vernunft oder von seinem wahrhaften Interesse nicht mehr aufgeklärt wird, nichts anders als seine Freyheit mißbrauchen. Wir sahen schon vorher, daß sich durch Zügellosigkeit und Anarchie geschwächte Nationen über ihre Unordnungen am Busen der Tyrannen trösten. Freiheit ohne Vernunft ist ein schädliches Gewehr. Ein tugendhaftes Volk kennt allein die Rechte der Freiheit. Die Geschichte der meisten Republiken liefern uns ein empörendes Gemählde von Nationen, die sich bey ihrer Anarchie in ihrem eignen Blute baden.

§. VI. Mittel dagegen.

Nur weise und auf Vernunft gegründete Gesetze können die Gesellschaft eben so vor den Eingriffen des Despotism, wie vor den Uebeln der Zügellosigkeit schützen. Täuschen wir uns also darin nicht: wahrhafte Freyheit

ist das ausschließliche Erbe keiner einzigen Regierung. Unter der Demokratie ist das zum Schein souveraine Volk nur zu oft der Sklave ruchloser Demagogen, die ihm schmeicheln, die seine Leidenschaften anfachen, und es zum Tyrann machen. Interesse und Leidenschaft schaffen bisweilen auf ihre eigne Freyheit noch so eifersüchtige Republikaner in ungerechte Unterdrücker der Freyheit anderer um.

Das Kind ohne Erfahrung oder ohne Vernunft kann blos zu seinem eignen Nachtheile die Freyheit mißbrauchen, die man ihm läßt: die Erziehung bildet seine Fähigkeiten aus, und lernt es die Leidenschaften unterscheiden, die es befolgen und die es bezähmen muß. Die Volkserziehung soll in gesunder Politik bestehen; sie soll die Völker unterrichten, sie soll ihren Geist und ihr Herz bilden, sie soll sie menschlich, gerecht und gesellig machen. Ehe man den Negern in den Colonien die ihnen mit Recht gebührende Freyheit schenkt, muß man sie den Werth dieses Geschenkes, seinen nützlichen Gebrauch und die Gefahren des Mißbrauches kennen lernen. Aber aus einer falschen Politik vernachläßigt man den Unterricht der Bürger, oder man widersetzt sich ihm förmlich; nur zu oft geben die Regenten den Nationen Beyspiele von Ungerechtigkeiten, von Gewaltthätigkeiten, von Treulosigkeiten, die alle Begriffe von Moral in ihren Köpfen verwirren müßen: die Moral der Fürsten ist sehr oft ein langes Gewebe von Verbrechen. Ausgelassene Souveraine lehren ihre Unterthanen Ausgelassenheit. Betrügerische oder fanatische Priester, weit entfernt die Völker zu belehren, machen sie ungesellig und unruhig. Durch solche Führer irre geleitet, haben die Menschen selten ge-

sunde Begriffe von Freyheit, und betragen sich, um sie zu erringen oder zu vertheidigen, wie wilde Thiere.

Aus einem seltsamen Mißbrauche der Worte dient oft die Freyheit selbst der ausgemachtesten Tyranney zur Maske. Wüthete nicht im Namen der Freyheit der Kopfabhauer Jourdan mit seiner blutdürstigen Rotte zu Avignon und Carpentras? Ließen nicht die Schreckenmänner, deren Complott sich nach ihrem Versammlungsorte, der Jakobinerkirche zu Paris nannte, Lyon unter der Firma von Freyheit in einen Steinhaufen verwandeln, und seine ihnen verdächtigen Bewohner durch Kartätschenfeuer hinstrecken, weil die Guillotine ihr Lechzen nach Blute zu langsam stillte? Erfand nicht eines ihrer scheußlichsten Ungeheuer unter der Larve des Kampfes für die Freyheit, erfand nicht Carrier die republikanischen Heurathen, durch die er nach seiner Laune Männer und Weiber, Jünglinge und Mädchen, nackt und paarweise aneinander gebunden, in der Loire ersäufen ließ? Predigte nicht Joseph Lebon im Norden Frankreichs seine Freyheit durch sinnreiche Grausamkeiten? Mordete nicht Laplanche in Orleans, Chabot in Toulouse, und Duhem in Pas de Calais den Reichthum, das Verdienst und die Tugend mit dem Schwerdte der Freyheit? Nannte nicht bisher der polnische Adeliche, der teutsche Fürst das Recht, von seinen Leibeigenen und Unterthanen durch die grausamste Bedrückung Seufzer zu erpressen, ohne daß diese dagegen bey der Gewalt des Monarchen Hülfe finden konnten, — Freyheit? Bewaffnete und unruhige Herren geben unter der Feudal-Regierung den Gewaltthätigkeiten, die sie unter den Augen eines Schattenbildes von einem ohnmächtigen Sou-

verain ungestraft ausüben, den Namen Freyheit. In einigen aristokratischen Republiken besteht die Freyheit blos in den Gerechtsamen, die sich die Magistrate und die Adelichen über ein Volk anmaßen, das sie als wahre Despoten beherrschen. Einige heutige Republiken beweisen nur, daß oft ein Volk unter Magistrats-Personen eben so gequält wird, wie unter dem anerkanntesten Tyrann. Diejenigen endlich, welche Staaten beherrschen, nennen oft die Macht, ihre Unterthanen zu bedrücken, Freyheit. Ueberhaupt bildet sich jeder Mensch ein, frey seyn heiße ohne Unterschied alles thun, was man will. Aber um berechtiget zu seyn, das zu thun, was man will, muß man nur das wollen, was uns selbst nützlich ist, ohne andern zu schaden. Daraus ist ersichtlich, daß man, um die Leidenschaften zu bezähmen, die uns nur zu oft zu einem lasterhaften und gefährlichen Mißbrauche unserer Freyheit verleiten, ein ehrlicher, ein geselliger, ein von einem tiefen und überdachten Gefühle von Gerechtigkeit und Menschlichkeit durchdrungener Mann seyn müße.

§. VII. Freyheit muß sich auf Vernunft und Tugend gründen.

Wenn es sehr wenige gute Menschen giebt, so ist es darum, weil sehr wenige Menschen veste moralische Grundsätze haben. Wenn die Völker schlecht sind, so sind sie es deswegen, weil sie diejenigen, die ihre Führer sind, so machen. Selbst ohne Billigkeit, ohne Vorsicht, ohne Vernunft, verleiten sie sie, statt zur Freyheit, die

sie sie nicht kennen und nicht genießen lassen, zur Zügellosigkeit. Die angebliche Freyheit, in deren Genuße einige Nationen sind, ist um deswillen so stürmisch, weil sie noch nicht auf gute Sitten, auf Einsichten, auf Tugend gegründet ist; diese allein lernen den Menschen ihre Leidenschaften im Zaume halten. Die Moral ist die wahre Grundlage jeder guten Regierung.

Man ist überall frey, wo das Gesetz herrscht; man ist überall Sklave, wo ein Jeder über das Gesetz Herr ist; man lebt überall unter der Tyranney, wo der Souverain ungestraft ungerecht seyn kann. Unter der unumschränktesten Regierung ist der Bürger frey, wann sein Monarch Billigkeit besitzt; überall ist er elend, wann er dem Eigensinne zu gehorchen gezwungen wird. Rom ist unter Titus freyer, als unter seinem alten Senate: unter Domitian fällt es wieder in die Fesseln zurücke.

Die Freyheit ist bleibend, sobald sie durch eine Gewalt gesichert ist, welche alle Glieder der Gesellschaft zur Beobachtung der Gerechtigkeit und jener Gesetze anzuhalten vermag, deren Bestimmung ist, die Gränzen der Regentengewalt und der Freyheit der Unterthanen vestzusetzen. Alsdann können mit der Staatsverfassung verknüpfte Gesetze nicht ohne Gefahr verletzet werden; diese Gränzen erweitern hieße sich selbst des unerschrockensten Ehrgeizes wegen den schrecklichsten Gefahren aussetzen.

§. VIII. Richtige Begriffe von Freyheit.

In glücklichen Gesellschaften haben für sich selbst billige Souveraine, oder solche, die, durch die Staatsver-

fassung gezwungen es zu seyn, weit entfernt sind, ihren Völkern die ihnen von der Natur zugestandenen Vortheile zu beneiden, keine andere als die schmeichelhafte Beschäftigung, denselben das Gute zu verschaffen, das ihnen die Natur versagen konnte. Gäben die Natur und die Gesellschaft vereinigten und über ihr wechselseitiges Interesse wahrhaft aufgeklärten Menschen die Freyheit, so hätten sie alles für sie gethan. Alle Stände des Staats würden auf gleiche Weise einer klaren, unpartheyischen, von den Launen des Eigensinns und des besondern Interesse freyen Gesetzgebung gehorchen; die Gerechtigkeit würde das Gleichgewicht unter ihnen halten; sie würde den Unterschied der Geburt, des Glückes, der Gunst keiner Rücksicht würdigen; sie würde den Schwachen gegen die Wageslücke des Mächtigen schützen. Die Habsucht der Stärkeren würde ihre Hand nicht ungestraft nach den geheiligten Besitzungen des Bürgers ausstrecken; diese wären ihren rechtmäßigen Besitzern gesichert, und giengen zuverläßig auf ihre Nachkommenschaft über. Die Person eines jeden Unterthans stünde unter dem Schutze des Gesetzes, und gehörte nur dem Staate und ihm selbst zu; sie wäre für die höchste Gewalt unverletzlich und heilig. Der Arme, vom Willen aller beschützt, fände gegen das Ansehen, gegen die Macht und gegen die Leidenschaft Hülfe. Dem Verbrecher würden selbst bey Bestrafung seiner Ausschweifungen unveränderliche Gesetze und Formen und untadelhafte Tribunäle jene Freyheit in's Gedächtniß zurückrufen, deren er sich durch ihren Mißbrauch unwürdig machte. Als sich im October 1789. die Criminal-Gerichts-Sessionen in der Old Bailey zu London endigten, empfiengen zwölf Verbrecher das Todesurtheil, und der Recorder hielt an die Verurtheilten eine

Rede, die, ganz diesen Grundsätzen gemäß, nicht nur in den brittischen Annalen, sondern auch in den Annalen der Menschheit eine Stelle verdient. „Gefangene! „sprach er: Es ist für das Publikum eine traurige „Betrachtung, daß ihr euch durch eure Thorheit und „Gottlosigkeit der Strenge der Gesetze blosgestellt habt; „ja eines Urtheils, das eure Existenz selbst angreift. „Glücklich wäre es für eure Mitbürger gewesen, und „noch glücklicher für euch selbst, hättet ihr gelernt, daß „die wahre Glückseligkeit nicht in Stillung sinnlicher „Lüste besteht, sondern in Beförderung des Wohls an„derer Nebenmenschen und der Gesellschaft. Der Mensch „ist durch die Natur seines Wesens für die Gesellschaft „geformt; ohne diese ist sein Genuß eingeschränkt, und „seine Vergnügungen sind unbedeutend. Ihr habt um „eure Begierden zu stillen die öffentliche Ruhe gestört, „und zum Hohn der Gesetze eines sehr cultivirten Ban„des habt ihr durch die Plünderung eurer Mitbürger „eine elende Existenz unterstützt. Die Gesetze haben „keinen andern Zweck als zu bessern, und diejenigen, „denen die Verwaltung derselben angetragen ist, wün„schen nichts so sehr als Milde ausüben zu können. „Die Nothwendigkeit aber in einem wohlregierten „Staate verlangt, daß diejenigen, die sich an dem „Schicksale anderer nicht spiegeln, selbst zum Beyspiele, „und zwar zu einem traurigen für das Wohl der Ue„berlebenden dienen sollen. Ich wende mich nun zum „Vater der Barmherzigkeit, und alle, die mich hören, „werden hoffentlich in mein Gebeth vor dem Throne „des Allmächtigen einstimmen, damit ihr Gefangene, „die ihr die Mittel der Glückseligkeit hienieden versäumt „habt, Vergebung und in jener Welt Glückseligkeit er-

„langen möget, und daß die gegenwärtige schmerzhafte „und schmähliche Hinrichtung eure Verbrechen büßen „möge. Es gereicht mir zum Troste, daß alle eure „Processe durch menschenfreundliche Richter untersucht „worden sind, die eurer Lage die größte Aufmerksam„keit gewiedmet haben, endlich aber gezwungen wur„den, gegen euch das Todesurtheil zu fällen."

§. IX. Vortheile, die sie dem Souverain gewährt.

Wären die Souveraine gerechter; hätte die Vernunft das Recht zu ihnen zu sprechen; beschäftigten sie sich wahrhaft mit ihrem Glücke: so würden sie, weit entfernt der Freyheit ihrer Unterthanen den Krieg zu erklären, ihr Glück darein setzen, ihnen den Genuß eines so theuren Guts zu verschaffen; sie würden die glückliche, von den Gesetzen erzeugte Unmöglichkeit, Menschen zu schaden, die sie beschützen sollen, mit Beyfall krönen; sie würden es sich zum Ruhme rechnen, die Vollstrecker der Aussprüche der Vernunft, jener weisen, zum Beßten aller gemachten Gesetze zu seyn: sie würden ohne Murren Gehorsam finden; eine Gewalt ohne Gränzen ist unnütz, wann sie keine Launen befriedigen darf; die Gesetze, die sie einschränken, sind für Souveraine das Unterpfand der Ergebenheit ihrer Unterthanen. Die Menschen gehorchen nie getreuer, als wenn sie einer vernünftigen und wohlthätigen Gewalt gehorchen.

Glauben wir also nicht, daß die Freyheit die reelle Macht der Souveraine und die Ehrfurcht der Völker min-

dere. Ein Monarch ist nur dann groß, wann er Menschen mit erhabenem Herzen regiert; er ist nur dann mächtig, wann seine Befehle von Bürgern befolgt werden, die sich bestreben zum Wohl des Vaterlandes beyzutragen. Unter einem solchen Herrn haben die durch sich selbst ausgezeichneten Adelichen oder Großen nicht nöthig, ihr Ansehen von der Gunst zu borgen; sie sind nicht die Ballen eines wankelmüthigen Despoten. Wenn sie nicht, wie unter dem Despotism, das gehäßige Privilegium haben, die Schwachen zu tyranniſiren und die Unglücklichen aufzureiben, so sind auch sie selbst außer Gefahr, die Opfer des Argwohns, der Intrigue, der Cabale und des Neides zu werden; was sie sind, sind sie weder durch den Zufall der Geburt noch des Glückes; sie sind es durch ihre Gerechtigkeit, durch ihre Wohlthaten, durch ihre Dienste, die allein in einem Lande, wo Vernunft und Freyheit herrschen, zur Achtung führen. Titel, Gunst, Pracht blenden nur eitle und nichtswürdige Sklaven, die keine wahre Begriffe von Größe haben. Der Despotism hebt alle Rangordnungen auf, die er einzuführen scheint. Er theilt alle Stände des Staats, blos um sie allmählich der Knechtschaft zuzuführen. Die Großen sind unter ihm nichts als ephemeriſche Insecten, deren Glanz von keiner Dauer ist.

§. X. Sie ist allen Bürgern vortheilhaft.

Man sieht also, daß allen Gliedern eines Staats auf gleiche Weise daran gelegen ist, unter dem Scepter der Freyheit zu leben: wenn sie den Schwachen beschützt,

so sichert sie auch den Adelichen ihre Größe, so bevestiget sie den Thron des Monarchen, so vereiniget sie in seinen Händen die Gesinnungen und die Kräfte seiner Unterthanen, so giebt sie endlich dem Staate Macht und Nachdruck, um die Angriffe seiner Feinde abzuhalten.

Glauben wir doch nicht, daß sich die Gründung der Freyheit mit einer chimärischen Gleichheit vertrage, die die Natur den Menschen versagte; unter einer freyen Nation genießt ein Jeder die Vortheile, die ihm sein Talent, seine Arbeit, sein Kunstfleiß und sogar der Zufall gewährt; aber er darf sie nicht gegen diejenigen mißbrauchen, die nicht die nämlichen Vortheile besitzen. Unpartheyische und unbiegsame Gesetze herrschen über alle auf gleiche Weise; sie stellen dadurch eine sehr reelle Gleichheit her, die einzige, auf welche Menschen Anspruch zu machen berechtiget sind. Die Freyheit kennt nur den Buchstaben des Gesetzes; sobald man sich des Rechts anmaaßt, das Gesetz auszulegen, so muß es sich bald unter den Willen der Großen schmiegen, so bedient man sich dessen, um die Kleinen zu unterdrücken, so wird es willkührlich; es vernichtet die Freyheit und die allgemeine Sicherheit. Das Gesetz darf nie dem Interesse der Stände, der Individuen, oder der Regenten weichen. Kein Staat ist wahrhaft frey, wo man Reichthum, Ansehen und Protection haben muß, um Gerechtigkeit zu erlangen; sie muß sich nach dem Rechte, und nicht nach der Person richten. Wo einige Bürger ungerechte Privilegien oder Vorzüge genießen, da giebt es keine Freyheit; jedes Privilegium ist ungerecht, welches den meisten Gliedern der Gesellschaft lästig ist: das wahre Privilegium des freyen Mannes ist, seine Rechte von allen seinen Mitbürgern garantirt zu sehen.

§. XI. Von der Sicherheit.

Unter allen Vortheilen, die den Bürgern die Freyheit werth machen müßen, giebt es keinen größern, als die Sicherheit, die sie ihren Personen, ihren rechtmäßigen Gerechtsamen, und ihrem Eigenthume gewährt. Wann die Menschen in Gesellschaft leben, wann sie sich einer Regierung unterwerfen, so haben sie nothwendiger Weise nicht nur die Erhaltuug ihrer Person, sondern auch der Güter, die ihnen ihre Arbeit, ihr Kunstfleiß, ihre Talente, oder ihre Väter erworben haben, zum Gegenstande: ihren Bedürfnissen unentbehrliche Dinge helfen ihnen ihr Daseyn angenehm machen. Das Eigenthum war von jeher ein Apfel der Zwietracht unter den Menschen: es veranlaßte in jeder Gesellschaft zu allen Zeiten einen immerwährenden Streit zwischen dem Souverain und seinen Unterthanen. Die Machthaber sollten die Menschen bey dem Besitze ihrer Gerechtsame aufrecht erhalten, und sie suchten gemeiniglich nur ihre Gewalt zu erweitern, und die Freyheit der Völker zu unterdrücken, um sich zu Herren über ihr Vermögen und über die Frucht ihrer Arbeit aufzuwerfen. Von ungerechten und schmeichlerischen Ministern gereitzt, von hungrigen Höflingen bestürmt, von unersättlichen Günstlingen, und noch mehr von ihren eignen Leidenschaften angespornt, wurden die Souveraine meistens nichts als Räuber, denen keine Macht Einhalt thun konnte. Verschwendeten sie ihren Raub nicht selbst, und geizten sie damit, so verschleuderten ihn gewöhnlich ihre Nachfolger, die das nicht achteten, was ihnen keine

Mühe und keine Sorgen gekostet hatte. Auf einen Tiber kam ein Caligula, auf einen Severus ein Anton Caracalla.

Dadurch wurden die Beyträge, die der Bürger zur Erhaltung des Staats zu zahlen schuldig ist, gewöhnlich diesem wesentlichen Gegenstande entzogen; sie mußten die Laster belohnen, und die Pracht und die Eitelkeit der Höfe nähren helfen. Oft mitten unter den Schätzen arm über die er gebiethet, mußte der Monarch zu tausend Erpressungen seine Zuflucht nehmen, um seinen Unterthanen einen Theil ihres Eigenthums zu entreißen, den sie nur mit Schmerzen geben, besonders wenn sie den schändlichen Gebrauch sehen, zu welchem man ihn bestimmt.

§. XII. Von den willkührlichen Auflagen.

Einer der größten Vorzüge eines freyen Volkes besteht in dem Rechte, sich selbst die Auflagen zu machen, die es zu den Bedürfnissen des Staats für nöthig hält; jeder Bürger wird alsdann durch unpartheyische Gesetze angehalten, nach richtigen Verhältnissen zur Aufrechterhaltung des Ganzen beyzutragen: willkührliche Auflagen verrathen eine unbillige Regierung, die sich des Rechts anmaaßt, ihre Creaturen zu schonen, und den Bürger zu Grunde zu richten. Unter einer solchen Staatsverwaltung wird gemeiniglich der Reiche und Mächtige nicht beschwert, während alle Auflagen auf die Schwachen und Armen fallen, um die sich Niemand anzunehmen würdiget.

Bey einer Nation, die die wahre Freyheit genießt, kann die Vertheilung der Auflagen nicht willkührlich seyn; ihre Verwendung muß bekannt werden; die Nachthaber, selbst der Gesellschaft verantwortlich, sind die Verwalter und nicht die Eigenthümer der öffentlichen Einkünfte: schleichen sich Mißbräuche darin ein, so haben die Gesetze nicht genug Vorsicht gebraucht: sie müßen Schranken setzen, die das Interesse und die Habsucht mit Hülfe der List nicht durchbrechen können. Die Gesellschaft macht sich durch den Theil der Güter ihrer Glieder, auf welchen sie sich Rechte vorbehalten hat, anheischig, einem jeden unter ihnen den Besitz alles übrigen zu sichern; nur unter dieser Bedingniß kann ihr der Unterthan einen Theil von der Frucht seiner Arbeiten willig überlassen. Aber wird man sagen, welches ist der wahre Maasstab, nach welchem eine Nation zu ihrer eignen Erhaltung beytragen muß? Ihre reellen Bedürfnisse; die Umstände, in der sie sich befindet, und nicht die Phantasien ihrer Häupter, oder die Habsucht eines Hofes sind es, die darüber entscheiden müßen. Solange noch ansehnlicher Vorrath in den Cassen, in den Kellern und auf den Speichern ist, solange man den Hofstaat und die Dienerschaft vermehren kann, solange man unnütze Truppen hält, solange man noch große Summen ausser Lande auszulehnen vermag; solange ist es ungerecht, die nöthigsten Lebensbedürfnisse mit neuen Auflagen zu beschweren.

§. XIII. Die Freyheit ist die Mutter des Kunstfleißes.

Den Wohlstand eines Volkes kann man nicht nach seiner Ausbreitung, nach seinen zahlreichen Armeen, nach dem Glanze seiner Siege, nach dem Luxus seiner Städte, nach der Pracht seines Hofes, nach den stolzen Monumenten seiner Könige beurtheilen; nach seinem Kunstfleiße und vor allem nach seiner Cultur kann man es. Sicherheit, Muth, Bequemlichkeit, und Thätigkeit erzeugen sie, aber diese trifft man nur bey einer freyen Nation an. Der Bürger, bey seinen Besitzungen ruhig, überläßt sich mit Eifer der Arbeit, um das Land fruchtbar zu machen, das ihm die Ungerechtigkeit nicht rauben kann. Vermehrt er durch eine zahlreiche Familie seine Bedürfnisse; so nöthiget er der Erde die reichsten Aerndten ab, und weit entfernt, sich darüber zu betrüben, ist er zufrieden, wenn er sich in einer Nachkommenschaft vermehrt sieht, die durch eine mäßige und unter mehreren Aermen getheilte Arbeit so glücklich wird, wie er. Mit Vergnügen bezahlt er die Auflagen, von denen er weiß, daß sie zur Aufrechterhaltung des Vaterlandes, das ihn beschützt, nöthig sind; er darf den Schmerz nicht fühlen, die Frucht seiner Arbeit zur Sättigung des Luxus oder des Geizes seiner Regenten verwendet zu sehen. Er liebt sein Land weil er glücklich darinn lebt; seine Herren sind ihm lieb, weil er sieht, daß sie sich mit ihm beschäftigen; seine Anhänglichkeit an sie gründet sich auf seine Selbstliebe, sie ist kein Enthusiasm ohne Beweggründe, keine unverständige Bewunderung der Größe, welche bisweilen die Un-

terthanen eines Despoten aus Gewohnheit und Meynung anstaunen; aus Gefühlen, die allzeit von der Empfindung ihres eignen Nichts begleitet werden. Die auf rechtmäßige Selbstliebe gegründete Anhänglichkeit des freyen Menschen an sein Land ist dauerhafter und überdachter; er kennt ein Vaterland, weil es dort eines giebt, wo der Bürger sein Wohlseyn fühlt. Wird es von ungerechten Feinden angegriffen; sieht es sich von ehrgeizigen Eroberern bedroht; will man ihm die Vortheile rauben, die es genießt: so entflammt sogleich Enthusiasm das Herz des Bürgers; er unterstützt die Kräfte des Vaterlandes, er weiß, daß dessen Feinde die seinigen sind, er sieht ein, daß er sich selbst vertheidiget, wenn er den Staat vertheidiget; sein Interesse widersetzt sich jeder Veränderung, weil sie ihm nicht anders als nachtheilig seyn kann.

Der Bewohner der Städte überläßt sich dem Kunstfleiße; seine Begierde sich zu bereichern nützt der Gesellschaft; die Leidenschaften der Bürger werden ihr unter gehöriger Leitung allzeit vortheilhaft; nur der Gegenstand, auf den sie verfallen, macht sie allzeit nützlich oder schädlich. So verschafft die Leidenschaft, die durch Handel befriediget wird, dem Bürger einen Reichthum, dessen Wirkungen der Staat fühlt. Von den Fesseln der Tyranney oder von dem Joche drückender Taxen und despotischer Abgaben freye Unternehmungen, die ihm die Liebe zur Bequemlichkeit eingibt, öffnen seinen Wünschen eine freye Laufbahne; wenn er einen Theil des Nutzens, den er zieht, aufopfert, so zeigt ihm die Vernunft, daß er sich selbst ihn opfert, und daß er die Gesellschaft für ihre Sorgfalt und Unterstützung, ohne welche er weder etwas erwerben noch genießen kann, bezahlen muß.

§. XIV. Von der Religions-Freyheit.

Um frey zu seyn ist es nicht genug, daß die Person und die Besitzungen des Bürgers vor Unterdrückung geschützt sind; auch sein von den Fesseln der Tyranney freyer Geist muß ungehindert den Begriffen folgen können, die er für wahr, für nützlich und zu seinem Wohlseyn nöthig hält. Die Menschen sind religiös, aber sie sind es nicht auf gleiche Art Alle Völker bethen entweder einen Gott oder mehrere Götter an, den oder die sie unter verschiedenen Zügen malen, und nach ihrer Weise verehren. So mannigfaltig die Natur in allen ihren Werken ist, so zeigt sie sich auch hier. So verschieden die Arten der Vögel sind, so verschieden ist der Gesang, der den Dank gegen ihren Schöpfer ausdrückt. So sehr sich die Nationen von einander unterscheiden, so verschieden ist ihre Gottesverehrung. Nicht einmal alle Glieder einer und derselben Nation können über diesen Gegenstand einig seyn, weil nicht alle gleich denken, weil nicht alle gleich dumm oder gleich aufgeklärt sind. Vergebens sucht man diese Einförmigkeit eben so in Preußen durch Religionsedicte, wie in Spanien durch die Inquisition herzustellen. Vergebens bemüht man sich in Frankreich die Religion der Sokrate, der Trajane und Marc Aurele durch Gesetze als National-Religion einzuführen, weil die Gesetze nicht allen Franzosen den Kopf, das Herz und die Bildung der Sokrate, der Trajane und Marc Aurele geben können. Sobald der Mensch aus Gewohnheit, aus Erziehung, aus Meynung die unsichtbare Macht, von der er abzuhangen glaubt, und die er als die Schieds-

richterinn über sein Schicksal verehrt, beständig unter einem Gesichtspuncte betrachtet, so werden diese Begriffe mit ihm eins, und ihm nothwendig: vergebens sucht man ihm etwas anders dafür zu geben; sein unbändiger Geist sträubt sich gegen Gewaltthätigkeit; er hängt selbst darum an seinen Meynungen, weil sie Widerspruch finden; er beharrt um so mehr darauf, weil er voraus sezt, daß sie dem Wesen gefallen, welches er als das Wichtigste in der Natur ansieht. Die Meynungen sind über das Wesentliche der Gottheit, die alle mit einer gleichen Unwissenheit anbethen, nicht einig und können es nicht seyn: es kann weder in der Art nach ihrem Wohlgefallen zu denken, noch in der Weise ihr zu dienen oder ihr Wohlwollen zu verdienen eine Uebereinstimmung geben. Alle diese Dinge, auf Meynungen, auf Gebräuche, auf Offenbarungen gegründet, sind in allen Köpfen verschieden, und Jeder überredet sich, daß seine Art sie anzusehen die beste, das heißt, zu seiner Glückseligkeit die nützlichste sey.

Die Menschen in Ausübung ihres Gottesdienstes stören wollen heißt also ihnen in einer Sache Gewalt anthun, die ihnen am theuersten ist, heißt sie unglücklich machen. Ihre Eigenliebe oder ihr Enthusiasm entflammt sich allzeit zu Gunsten der Meynungen, auf denen sie hartnäckig zu beharren sich ein Verdienst machen: Jeder glaubt, es sey die größte Gefahr für ihn, ihnen zu entsagen: die Gesellschaft findet sich also getheilt; ein Theil ihrer Glieder läßt sich unter dem Vorwande eines heiligen Eifers angelegen seyn, die andern zu quälen, die ein ähnlicher Eifer berauscht. Er erzeugt einen giftigen Haß, der nach der Erfahrung aller Zeiten unter den Nationen die schrecklichsten Verwüstungen und Unruhen anrichten kann. Religionstrennungen haben vor allen die fürchter-

lichsten Folgen, sobald die höchste Gewalt die Thorheit begeht, daß sie Einförmigkeit in die Meynungen bringen will, die deren nicht empfänglich sind, oder daß sie das Betragen und die Begriffe ihrer Unterthanen in Rücksicht auf eine ihnen ehrwürdigere Sache, als ihnen alle menschlichen Gesetze, als das Ansehen der Könige und ihr eignes Leben sind, nach der ihrigen zu richten verlangt.

§. XV. Tyranney der Intoleranz.

Wenn es eine Tyranney ist, einen Bürger seines Vermögens zu berauben, so ist es auch eine Tyranney, es ist eine noch weit schreyendere Grausamkeit, ihm seine Meynungen über einen Gott zu rauben, der ihm oft theurer ist, als sein Vermögen und seine eigne Erhaltung. Eine gesunde Politik duldet alle Religionen und Secten, denen die Bürger zugethan sind, in einem Staate, sie erhält unter ihnen ein genaues Gleichgewicht, und läßt nie zu, daß die eine die andere unterdrücke, oder ihre Ruhe störe. Die Regierung verliert das Recht, Schiedsrichter zwischen ihnen zu werden, sobald sie eine Parthey ergreift.

Es ist doch eine seltsame Erscheinung, daß uns ein despotisches Land das vollkommenste Beyspiel von religiöser Duldung liefert. Das Chinesische Reich, von Weisen regiert, bey denen die Moral die Stelle der Religion vertritt, erlaubt den kindischen, immer nach Wundern gierigen Völkern, frey der Secte zu folgen, der sie den Vorzug geben; wenn sie ihnen die Europäische Religion untersagten, so waren die Intoleranz dieser Secte, die Unabhängigkeit, in der ihre Priester von der zeitlichen Ge-

walt leben wollten, und endlich der Schaden, den der Cölibat der Bevölkerung zufügt, die Beweggründe, warum sie die Kaiser von China aus ihren Staaten verbannten.

Es ist ein ungerechter Eingriff in die Freyheit; es ist ein Wagestück gegen die Gesellschaft, wenn man die Menschen zwingen will, daß sie einen Gottesdienst aufgeben, den sie für ihren Gott am angenehmsten halten, um sich dafür zu einem andern zu bekennen, den sie als verabscheut von ihm betrachten. Noch weit mehr artet die höchste Gewalt in unsinnige Tyranney aus, wann sie den Menschen vorschreiben will, was sie denken sollen: von der Gesellschaft bestimmt, ihre äußerlichen Handlungen zu leiten, kann sich die Gesellschaft nie, ohne Thorheit zu begehen, des abgeschmackten Rechts anmaaßen, die geheimen Gedanken seiner Unterthanen, seinen Vorschriften zu unterwerfen. Das Herz des Menschen ist ein unverletzbares Heiligthum, wohin nur die Wuth durchzudringen wagen kann; dort darf nur sein eigen Gewissen allein den Scepter führen; der Mensch läßt sich nur von Ideen einnehmen, die er seinem Wohlseyn angemessen hält; er bethet seinen Gott unter dem Namen, unter der Gestalt an, die er für ihn schicklich glaubt; der Souverain kann sich nicht ohne Unvernunft des barbarischen Rechts anmaaßen, die Gewissen zu beunruhigen. Hätte doch der französische National-Convent seit dem Jahre 1789. diese Grundsätze, zu welchen er itzt zwar zurückzukehren scheint, und das Muster befolgt, das ihnen Friedrich der Große hätte seyn sollen! „Finstre Staatsmänner," sind die eignen Worte dieses Weisen (*), „wer-

(*) Hinterlassene Werke Friedrichs II. Königs von Preußen. VI. Band. 1789. S. 82. u. 83. Versuch über die Regierungsform und über die Pflichten der Regenten.

„den ohne Umstände sagen: es muß überall nur einer-
„ley Meynung herrschen, damit die Bürger durch nichts
„getrennt werden; der Theologe setzt hinzu: wer nicht
„denkt, wie ich, der ist verdammt, und es schickt sich
„nicht, daß mein Regent ein König der Verdammten
„sey; man muß sie also in dieser Welt hinrichten, da-
„mit sie desto seliger in der zukünftigen werden. Hier-
„auf antwortet man, daß eine Gesellschaft nie einstim-
„mig denken werde, daß unter den christlichen Natio-
„nen die meisten Anthropomorphiten sind: bey den
„Katholiken ist der gemeine Haufe abgöttisch, denn nie-
„mals wird man mich überreden, daß der Bauer einen
„Unterschied zwischen Gottes und der Heiligen Vereh-
„rung machen könne; er bethet unausbleiblich das Bild
„an, zudem er bethet. Es giebt also eine Menge von
„Ketzern unter allen christlichen Secten; überdies glaubt
„ein Jeder, was ihm am wahrscheinlichsten ist. Man
„kann einen armen Unglücklichen zwingen, ein gewis-
„ses Formular herzusagen, dem er seinen innern Bey-
„fall versagt; aber was gewinnt der Verfolger damit?
„Wenn man indessen bis zum Ursprunge der Gesellschaft
„hinauf steigt, so ist es einleuchtend genug, daß der
„Regent schlechterdings kein Recht über die Meynungen
„der Bürger habe. Müßte man nicht wahnsinnig seyn,
„wenn man sich vorstellen wollte, daß Menschen zu
„einem ihres Gleichen gesagt hätten: wir erheben dich
„über uns, weil wir gern Sklaven seyn wollen, und
„wir geben dir die Macht unsere Gedanken nach deiner
„Willkühr zu lenken? Sie haben vielmehr gesagt:
„wir bedürfen deiner, um die Gesetze aufrecht zu hal-
„ten, denen wir gehorchen wollen, um weise regiert
„zu werden, und uns zu vertheidigen; übrigens soa

»dern wir von dir Achtung für unsere Freyheit. Dies »ses ist das Verlangen der Völker, wogegen keine Ein»wendung statt finden kann; und diese Toleranz ist »so vortheilhaft für die Gesellschaften, wo sie eingeführt »ist, daß sie das Glück des Staats macht. Sobald »jede Art Gott zu verehren gestattet ist, herrscht über»all Ruhe, anstatt daß die Verfolgung die Quelle der »blutigsten, langwierigsten und verheerendsten Bürger»kriege gewesen ist. Das Uebel, welches die Verfol»gung nach sich zieht, ist die Auswanderung der Ver»folgten: Frankreich hat Provinzen, deren Bevölkerung »blos hierdurch litten."

Wenn der Souverain Vernunft und Billigkeit besitzt, so kann er unmöglich im Namen der Vernunft wüthen, oder andere verfolgen, weil sie nicht so vernünftig wie er denken, so hütet er sich die Wuth der Fanatiker und der Miethlinge zu unterstützen, die jeden für unwürdig halten zu leben, oder die Vortheile der Gesellschaft zu genießen, wann er sich weigert, sich ihren abstracten Ideen oder ihren übermüthigen Machtsprüchen zu unterwerfen. Umsonst übertreiben sie die Gefahren der Denkfreyheit; die Machthaber sollen wissen, daß es im Staate keine reellere Gefahren giebt, als den Saamen der Unruhe auszustreuen, und einen Theil der Bürger in Verzweiflung zu stürzen, um gleichgültige Meynungen, willkührliche Gebräuche und undurchdringliche Geheimnisse in Umlauf zu bringen. Religiöse Systeme beunruhigen nur dann die Gesellschaft, sobald sich Ungerechtigkeit und Tyranney bemühen sie zu unterdrücken. Ein Gesetzgeber muß sich mit nichts als mit den Handlungen der Menschen abgeben; sind sie nützlich und tugendhaft, so müßen sie die Freyheit haben zu denken, wie sie wollen. Es

wäre für den Menschen besser, wenn ihn die Natur gänzlich der Denkkraft beraubt hätte, als wenn er sich nach den Launen anderer richten müßte. Eine weise Regierung hält selbst den Aberglauben unter ihrer Leitung; sie duldet seine Ausschweifungen sobald sie dem Menschen nothwendig geworden sind; sie thut ihnen Einhalt, sobald ihre Wirkungen schädlich werden; ihre Rolle besteht darinn, daß sie alle Secten zum Glücke der Gesellschaft mitwürkend macht. Die Freyheit zu denken, zu reden und zu schreiben ist die Stütze einer guten Regierung; nur dem scheint sie gefährlich, der glaubt, es sey sein Interesse weder Gerechtigkeit noch Vernunft zu besitzen.

§. XVI. Von der Freyheit im Schreiben.

Aus dem bisher Gesagten läßt sich bestimmen, wie sich eine aufgeklärte Regierung in Ansehung der Reden und Schriften der Bürger benehmen soll. Zu allen Zeiten verfolgte die Feindinn jeder Freyheit, die Tyranney, diejenigen mit Wuth, die durch ihre Werke oder durch ihre Reden ihres Gleichen über die wichtigsten Materien aufklärten. „Mit welchem Rechte, sagt sie, will sich ein „geringfügiger Unterthan in die Regierung mischen?" Mit dem nämlichen Rechte, mit welchem bisweilen ein erwachter Reisender dem schlafenden Steuermann am Ruder des Schiffes, auf dem er sich befindet, eine heilsame Warnung ertheilt. Sind die Souveraine und ihre Minister die einzigen Sterblichen, denen ein Rath nichts nützt? Was liegt noch den Menschen am Herzen, wenn sie sich nicht mit der Religion, von der die meisten ihre

Glückseligkeit abhangen lassen, und mit der Regierung abgeben dürfen, die über ihr Wohlseyn in dieser Welt entscheidet? Heißt das nicht die Menschen zur Kindheit zurückführen, wenn man ihrem Geiste ernsthafte Beschäftigungen raubt? Diese Wahrheit kann uns die Quelle der kindischen, nichtswürdigen, ungeschickten Werke einiger Nationen aufdecken helfen, deren Schriftsteller nicht gewöhnt sind, sich mit nützlichen und großen Gegenständen zu beschäftigen. Nur in Ländern, wo man Mensch und Bürger seyn darf, kann es gründliche und wahrhaft interessante Schriften geben.

§. XVII. Von der Ausgelassenheit im Schreiben.

Auf der andern Seite verlangt die Ausgelassenheit unter der Maske der Freyheit, daß man ohne Ungerechtigkeit nicht befugt sey, ihrer Lästerzunge Einhalt zu thun. Aber die Vernunft zeigt uns, daß es zwischen diesen Extremitäten ein gerechtes Mittelding giebt. Wenn die Reden und Schriften ohne Nutzen für das Publikum das Herz billiger Häupter einer Gesellschaft oder rechtschaffener Bürger beunruhigen, so sind sie sehr ahndungswürdig; sobald sie aber boshafte Menschen angreifen, die im Frieden und ohne Gewissensbisse von dem Volkselende Nutzen ziehen wollen, welcher Sklave ist schamlos genug, der sie zu tadeln wagt? Es ist eines guten Bürgers Pflicht, dem Vaterlande die öffentlichen oder heimlichen Feinde, die es in seinem Busen nährt, anzuzeigen. Aber, wird man vielleicht sagen, kann den Anzeiger nicht

Partheygeist, Leidenschaft, persönliches Interesse blenden? Zweifels ohne, ja; allein er ist alsdann ein verabscheuungswürdiger Verläumder, ein schändlicher Meuchelmörder, des Hasses seiner Mitbürger werth.

Soll aber die höchste Gewalt daraus, daß sich ein Mordbrenner des Feuers bedient um Brand anzulegen, folgern, daß man allen Bürgern das Feuer nehmen müsse? Ist sie berechtiget, die Straßen aufzubrechen, um zu verhindern, daß es keine Straßenräuber gebe? Wäre es nicht eben so thöricht, wenn man den Aerzten verbiethen wollte, sich ihre Gedanken über eine gewisse, züchtigen Ohren schon dem Namen nach anstößige Krankheit öffentlich mitzutheilen, als wenn man es zum Verbrechen machte, die Gebrechen des Staatskörpers, die Mißbräuche der höchsten Gewalt, den Despotism, die Tyranney und die Mittel dagegen aufzudecken? Die Talente eines jeden Bürgers gehören seinem Vaterlande; jeder Mensch, der nachdenkt, ist ihm die Früchte seines Nachdenkens schuldig. Kann man ein Werk für schädlich halten, in welchem der Verfasser aus Liebe zu seinem Vaterlande, aus Enthusiasm für die Tugend ohne Bitterkeit die Mittel an Handen giebt, von denen er glaubt, daß sie es glücklicher machen? Soll man die Handlung eines Bürgers, der der Gesellschaft und ihren Regenten die gefährlichen, blos auf Betrügereyen, auf Vorurtheile, auf Ungerechtigkeiten gegründete Mißbräuche aufdeckt, Mißbräuche, wofür ganze Nationen all ihr Glück hingaben, als ein sträfliches Wagestück behandeln? Ist ein Werk tadelnswerth, wann es die Souveraine, die sich aus Unklugheit so oft davon entfernen, zu den Gesetzen der Natur und der Vernunft zurückzuführen sucht? Die guten Fürsten und ihre weisen Mi-

nister haben nichts von Satyren und Schmähschriften zu fürchten. Wären ein Titus, ein Marc Aurel weniger auf ihrem Throne gesichert gewesen, wenn irgend ein alberner Schreyer über ihre Regierung geschimpft hätte? Friedrich der Große ließ ein auf ihn geschmiedetes, hoch angeschlagenes Pasquill tiefer anschlagen, damit es ein Jeder desto leichter lesen konnte. Beleidigungen erhalten nur dann einen Werth, wann man sie einer Rücksicht würdiget: wer nicht getadelt seyn will, ist nicht tadelsfrey. Nur Niederträchtigen ist die Wahrheit furchtbar; Verläumdung vor dem Publikum vermag gegen Menschen nichts, deren Wohlthaten das Publikum fühlt. Die Feinde der Nation verdienen mit Schimpf und Schande bedeckt zu werden. Wer alle Gesetze verletzet, verdient, daß ihn ein Jeder auf die sicherste und wirksamste Art angreift, um ihn erröthen zu machen, oder wenn er nicht mehr erröthet, ihm Einhalt zu thun. Die Zügellosigkeit und die Ungerechtigkeit der Mächtigen berechtigen die Bürger, ihnen dadurch Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, daß sie sie vor das Tribunal der Gesellschaft laden, der sie Unrecht thun. Wann die Gesetze schweigen müßen, so kann ein Jeder ihr Ausleger und der Rächer des Vaterlandes werden. Nur alsdann ist eine Schrift ausgelassen, wenn sie der Gesellschaft wahrhaft schadet, und nicht wann sie ihren grausamsten Feinden mißfällt.

Aber, wird man vielleicht sagen, in wieferne kann man die Preßfreyheit erstatten? Wann Privat-Haß, Rachsucht, Empörungslust ein Werk eingeben, ist es alsdann nicht nothwendig, den Schriftsteller zu strafen? Jeder Verfasser eines ungerechten Werkes wird auf der Stelle gestraft. Der Unwille des Publikums rächt bald

die angegriffene Tugend oder das beschimpfte Verdienst; Verachtung, Gewissensbisse, Schmach werden gewöhnlich Schriftstellern zu Theil, deren Federn nur von Leidenschaft und Wuth geführt werden. Widerlegung durch Gründe, Beschämung durch Bescheidenheit sind die sichersten Mittel, wodurch man auf dem Felde der Publicität gegen ehrenräuberische Authoren zu ihrer eignen Schande und Züchtigung den Sieg davon trägt.

Zweifelsohne kann einigen Individuen aus unumschränkter Preßfreyheit einiges Ungemach widerfahren; Thellwall kann öffentlich eine Parallele zwischen dem Minister Pitt und Robespierre ziehen: aber für die ganze Gesellschaft entspringen daraus immer unschätzbare Vortheile, und dieser muß das Interesse einiger Glieder untergeordnet seyn. Greift die Satyre die Regenten an, verschwärzt sie die Verläumdung, so fällt die Schande auf diejenigen zurücke, die ihnen schaden wollen. Erstikken dagegen die Unterdrücker des menschlichen Geschlechts immerhin die Stimme der Vernunft, wenn sie können; unterdrücken sie die Preßfreyheit; erschrecken sie die Verfechter der Menschheit; verfolgen sie die Wahrheit: so werden alle ihre eitlen Bemühungen weiter nichts als Bürgen ihrer Schande seyn, und ihnen den Haß zuziehen, den sie mit Rechte verdienen.

Nichts ist ungerechter, als den Bürgern die Freyheit zu benehmen, über die ihrer Glückseligkeit so wichtigen Gegenstände zu schreiben und zu reden: mit welchem Rechte will man sie der Befugniß beraubeu, sich mit den Angelegenheiten zu beschäftigen, die allein ihrer Aufmerksamkeit werth sind? Die Wahrheit gewinnt immer, wenn sie untersucht wird; nur der Lüge und dem Verbrechen allein liegt daran, sich hinter die Bollwerke des

Geheimnisses zurückzuziehen. Bisweilen kann die dem menschlichen Geschlechte allzeit nützliche Wahrheit den Tyrannen unangenehm seyn; aber mächtiger als sie, siegt sie früh oder spät über ihre schwarzen Entwürfe, und die Völker ärndten, was sie gesäet hat. Wenn Vermessene sie angreifen, so kehrt sie siegreich aus den Treffen zurücke, die man ihr liefert; nur die Ungerechtigkeit und die Lüge scheuen Untersuchungen, und fürchten entlarvt zu werden. Hüte sich also eine auf ihre Freyheit eifersüchtige Nation, unter einem nichtigen Vorwande diejenigen zu strafen und mißmuthig zu machen, die ihr ihr wahrhaftes Interesse zeigen; sorge sie, daß nicht unkluge Gesetze in den Händen der höchsten Gewalt die Werkzeuge zur Rache derjenigen werden, denen die Wahrheit mißfällt. Necke und verfolge sie einen Paine, diesen muthigen Vertheidiger der Menschenrechte, nicht, damit er nicht zu ihrer Nebenbuhlerinn übertritt.

Ihr Denker alle! suchet also die Wahrheit; beschäftiget euch mit dem Wohlseyn des Vaterlandes; ihr habt ihm eure Einsichten zu verdanken; entdecket ihm die Anzettelungen seiner Feinde; greifet die Vorurtheile an, die ihm schädlich sind; machet es mit den Uebeln bekannt, die es untergraben; gebet ihm die Mittel dagegen an Handen, damit es sie mit Hülfe der Umstände selbst darauf anwende. Euer Eifer ist löblich, wenn ihr über eine schreyende Ungerechtigkeit in Hitze gerathet. Wer einen Menschenquäler nicht allenfalls vor der Brust fassen und ihn zu Boden werfen kann, der wird sich auch nicht in's Wasser oder Feuer stürzen, um ein Kind zu retten. (*)

(*) Urania. Januar. 1795. S. 24.

Der Wille des Volkes ist berechtiget, seinen Häuptern und seinen Gesetzgebern ihre Handlungsweise zu bestimmen; sie müßen den Weg verfolgen, den er ihnen vorzeichnet; nur durch Aufklärung kann eine Nation ihr Schicksal verbessern. Sie fällt bald in Blindheit, in Schwäche, in's Verderben, wann die Unterdrückung sie der Hülfe beraubt, die ihr der Unterricht leisten kann; bald wird sie das Opfer der Tyraney, des Fanatism und des Betrugs. Oft selbst von betrügerischen Vorurtheilen eingenommen, weist sie mit Verachtung den Beystand zurücke, den man ihr anbiethet; sie betrachtet die Feinde ihrer Tyrannen, wie ihre eignen. Aber am Ende keimt der Saame der Freiheit in ihr auf: sie erröthet alsdann, daß sie ihre treuesten Kinder mißkannt hat. Die Tyranney, selbst blind, will nur über Blinde herrschen; die Ungerechtigkeit, allzeit argwöhnisch, läßt ihnen kein Licht zukommen. Es ist ein offenbares Zeichen einer verdorbenen Regierung, wenn man den Prüfungsgeist zum Verbrechen macht, und Aufklärung verbannt. Sicher hätten sich die Regierungen der vereinigten Staaten in Nordamerika und in Dännemark zu unsern Tagen nicht den großen Ruf von Weisheit erworben, wenn sie nicht ihren Unterthanen die Preßfreyheit in ihrer ganzen Fülle zugestünden. Die Politik muß sehr wunderlich seyn, wenn sie die aufgeklärtesten Bürger als Feinde des Staats behandelt; sie straft jedoch mit Recht diejenigen, welche den Bürgern auf eine muthwillige Weise den trostvollen Glauben an Gott und die Unsterblichkeit der Seele, und das Gefühl für Sittlichkeit zu rauben suchen.

§. XVIII. Kühnheit im Schreiben.

Was heißt mit Kühnheit schreiben? Es heißt seine Mitbürger mit Wahrheiten bekannt machen, die sie nicht kennen; es heißt ihnen Grundsätze entdecken, die man für nützlich, obgleich den angenommenen Vorurtheilen oder den Leidenschaften derjenigen zuwider hält, die über ihr Schicksal entscheiden: es heißt, ihnen seine Ideen mittheilen, um sie in den Stand zu setzen, darüber zu urtheilen, sie anzunehmen, wenn sie wahr sind, sie zu verwerfen, wenn sie falsch sind. Man entrüstet sich gemeiniglich über die Vermessenheit derjenigen, die öffentlich durch die Unwissenheit, durch die Zeit und durch das Ansehen geheiligte Meynungen angreifen; aber die meisten Menschen werden schwach von den neuen Wahrheiten gerührt, die man ihnen zeigt; nur die Nachkommenschaft ärndet die späten Früchte des Unterrichts, den man aussäet; sie schätzt die Stärke der Vernunftgründe, und wendet sie an, wenn sie Mittel dazu findet. Die Verfolger der Freyheit beweisen durch ihre Verfolgung nichts; als daß sie die Wahrheit aufbringt.

Unter einer unumschränkten Regierung behandelt man die rechtmäßigen Regungen der Unruhe und der Ungeduld, die ein Bürger beym Anblicke der Unfähigkeit oder der Tyranney zu äußern wagt, als Unverschämtheit und Rebellion. Jede Regierung hat die Glückseligkeit der Nation, die sie regiert, zum Endzwecke; aber durch ein wunderliches Verhängniß giebt es fast kein Land, wo man den Nationen zu prüfen erlaubt, wie man sie regiert. Sobald sich diejenigen, denen die Staatsverwal-

tung anvertraut ist, weigern, die Wahrheit zu hören, so scheinen sie nicht bekennen zu wollen, daß sie Böses thun, und daß sie im Sinne haben, sich in Zukunft zu bessern.

Ist denn die Regierungskunst die einzige Wissenschaft, die weder der Zusammenstellung von Erfahrungen, noch des Nachdenkens bedarf? Können die Gewalthaber so einbilderisch seyn, daß sie glauben, die Kräfte ihres Genies, ihr durchdringender Verstand, ihre Hülfsquellen seyen untrüglich, und in den kitzlichsten Umständen hinreichend? Können sie sich schmeicheln, daß es keine vollkommnere Gesetzgebung geben könne, als die ihrige? Die mindeste Aufmerksamkeit ist hinlänglich um sie zurechtzuweisen. Die Kunst Menschen zu regieren ist noch in ihrer Kindheit; die Regierung ist eine Maschine, die unaufhörlich aufgezogen, ausgebessert und unterhalten seyn will. Gänse, sagt man, haben einst das Kapitol gerettet. Der geringste Bürger kann bisweilen die nützlichsten Dinge eröffnen, von denen das Heil des Staats abhangen kann. Der Werth einer der Prüfung des Publikums übergebenen Schrift wird bald entschieden und das Urtheil der Gesellschaft ist für ihre Regenten gemeiniglich die sicherste Richtschnur. Einem Buche muß man mit einem Buche antworten, und nicht mit Gefängnissen, nicht mit Leibesstrafen, die den Menschen zu Grunde richten, ohne seine Gründe zu zernichten. Wenn für Frankreich die Demokratische Verfassung die beste Regierungsform ist, so soll der National-Convent die Vertheidiger des eingeschränkten Königthums durch Proben ihres Vorzugs, durch die Macht ihrer Gründe, und nicht durch die Guillotine widerlegen. Regierungen, die freymüthige Schriftsteller strafen, gleichen jenen eigensinnigen Kindern,

die sich erzürnen, wenn man sie vor der Gefahr warnt, der sie sich aussetzen.

Eine billige Regierung will vernünftige und für ihr Glück gefühlvolle Menschen regieren: sie weiß, daß ihre Unterthanen desto tugendhafter sind. Eine willkührliche Regierung will nur über Menschen wie Vieh herrschen.

§. XIX. Alle Völker haben Anspruch auf Freyheit.

Wenn alle Völker glücklich seyn wollen, und berechtiget sind an ihr Glück zu denken, so sind alle Völker von Rechtswegen frey, ob sie oft gleich in der That Sklaven sind; nur aus Wahnsinn kann man diesem Rechte entsagen; nur aus Unwissenheit kann man es verkennen; nur die Ungerechtigkeit kann es ihnen entziehen; nur die größte Dummheit kann einen gegen eine Wohlthat unempfindlich machen, die die Natur für alle Erdebewohner bestimmt. Dennoch sieht man Völker, die aus Gewohnheit fast eins mit ihren Ketten geworden sind, und die eine lange Trägheit gegen die Reitze der Freyheit gleichgültig gemacht hat. Die Vorurtheile der Erziehung, die Gewohnheit nicht zu denken, die Unempfindlichkeit, der Leichtsinn, und vor allem die Furcht ersticken oft bey ganzen Nationen sogar das Verlangen, ihre Sklaverey gegen ein glücklicheres Loos zu vertauschen. Selbst der Name von Freyheit ist jenen orientalischen Völkern unbekannt, welche aus Religion, aus Unwissenheit und einer erblichen Selbstgeringschätzung seit Jahrtausenden den Launen ihrer Sultane Preis sind.

Sey-

Sehnen sich wohl diese Unglücklichen nach einem Gute, von dem sie keinen Begriff haben? Regte sich diese Sehnsucht in ihren Gemüthern, so wäre dieses eine Empörung gegen den Himmel, dessen Wille es ist, daß die Menschen hienieden unglücklich seyn sollen.

Unter Völkern, die der Luxus weichlich gemacht hat, und die ein gemilderter Despotism in der Sklaverey einschläfert, glaubt man frey zu seyn, weil man sich bisweilen seinem Muthwillen, den vorübergehenden Einfällen seines Geistes, oder einem etteln Zeitvertreibe überlassen kann, den eine zu mächtige Regierung gestattet, um dem Mißvergnügen seiner Unterthanen keinen Raum zu lassen: man glaubt, man trage keine Fesseln, weil man von ihnen reden darf. Umsonst sucht man in diesen entnervten Seelen jenen eingewurzelten Unwillen wider die Unterdrückung, welcher in dem Busen jedes billigen Menschen brennen sollte: umsonst sucht man bey ihnen jenen Enthusiasm, der den vorsichtigen und mit seiner Nachkommenschaft beschäftigten Bürger entflammt: umsonst hofft man bey ihnen jenes edle Feuer anzutreffen, das denjenigen entzündet, der über die Annehmlichkeiten der Freyheit nachdenkt; diese Leidenschaften sind für schwache und bange Seelen zu groß. Sagt man diesen leichtsinnigen oder unempfindlichen Menschen, daß mit Strenge beygetriebene Auflagen die meisten ihrer Mitbürger unglücklich machen, daß sie das Land entvölkern, und die Felder unbebaut machen: läßt man sie sehen, daß ihre Schätze, statt zu den Bedürfnissen des Staats zu dienen, statt zu ihrer Sicherheit verwendet, statt zur Belohnung nützlicher Menschen gebraucht zu werden, schändlich die Phantasien eines ausgelassenen Hofes nähren, den Geiz einiger schlecht handelnden Höflinge sättigen, und Niederträchtig-

keit und Verbrechen bezahlen helfen müßen: läßt man sie eine unglückliche Nachkommenschaft erblicken, deren Familienvater nicht gewiß ist, ob sein Vermögen auf sie kömmt, oder der die Gunst und das Ansehen jeden Augenblick ein Eigenthum entziehen kann, das allzeit precaire ist, sobald es nicht durch die Gesetze gesichert ist: stellt man ihnen die Ungemächlichkeiten eines von der Habsucht gestörten, von Machtsprüchen gedrückten, vom Schutze entblößten Handels vor: zeigt man ihnen die schrecklichen Folgen der wiederholten — nicht zur Vertheidigung des Staats, sondern um dem Ehrgeize eines blutdürstigen Monarchen, der Eitelkeit seiner Minister, oder doch dem Uebermuthe und der Habsucht einiger Großen unzählige Opfer zu schlachten unternommenen — Kriege; so sind diese Gemählde für ihre nur an kindische Gegenstände gewöhnte Augen zu groß; so sind solche Gedanken für Kinder zu hoch, die unfähig um vernünftig nachzudenken, und durch ihre kindischen Unterhaltungen unaufhörlich zerstreut sind; so halten sich diese Sklaven, mit dem Genuße ihrer gewöhnlichen Vergnügen zufrieden, mit der Erlaubniß über ihre Uebel schwätzen zu dürfen vergnügt, ohne auf Mittel dagegen zu denken, was sag ich? thöricht genug, um darüber zu lachen, und stolz auf eine angebliche Gleichheit, die die Erfahrung alle Augenblicke zunichte macht, für reelle Uebel entschädiget, die sie dulden. Die Wärme des für Freyheit eingenommenen Menschen scheint solchen unempfindlichen Wesen lächerlich; diese getreuen Echo des Despotism verwechseln sie mit der Zügellosigkeit, und behandeln sie wie eine Empörerinn; sie übertreiben die Uebel, die sie in der Folge zuzieht. „Sehet, sagen sie uns, sehet die Factionen, die die Län„der zu Grunde richten, die Revolutionen, die die Staa-

„ten verwüsten, wo diese so gerühmte Freyheit herrscht; „mit Blute erkauft, wird sie nicht zuletzt, früh oder spät, „einem hinterlistigen oder ehrgeizigen Souverain zur Beu„te?" Wer ihre Sache vertheidiget, wird von ihnen sogleich als Illuminat und Jacobiner verschrien und verfolgt.

Unempfindliche oder zufriedene Sklaven! traget, wenn ihr wollt, eure Ketten mit Freuden; ziehet jener Thätigkeit, die den Bürger zu beleben im Stande ist, eine schädliche Trägheit vor; küsset schimpflich die Fesseln, die euch in euren Gefängnissen zurücke halten; seyd feig genug euch wohl dabey zu befinden, weil ihr ruhig dabey lebet. Wenn die Knechtschaft für eure lasterhafte oder gefühllose Seelen Reitze hat, so schreckt sie ehrliebende und vernünftige Seelen, die ihre betrübte Folgen kennen.

§. XX. Von den Factionen in freyen Ländern.

Es ist wahr, die Freyheit ist sehr oft das Werk der Revolutionen; sie ist selten das Werk der Vernunft; es sind Leidenschaften nöthig, um Leidenschaften auszurotten; nur das Uebermaaß von Uebeln zwingt die Menschen, Mittel dagegen aufzusuchen. Aus Unwissenheit und Faulheit haben sie Anhänglichkeit an ihr Schicksal; sie ertragen ihre Drangsalen, solange sie erträglich sind. Unterdessen zerbricht am Ende bisweilen der vom Unglücke erbitterte Sklave aus Verzweiflung seine Ketten; einer Gewalt müde, die ihn zu Grunde richtet, sucht er alsdann auf allerley Weegen ihrer los zu werden. Der Despo-

tism ist es also, der ihn zwingt, seine Zuflucht zu grausamen und gefährlichen, aber nothwendig gewordenen Revolutionen zu nehmen. Die Revolutionen sind in der politischen Welt das, was die Gewitter und Stürme in der physischen sind; sie reinigen die Luft, und machen sie wieder heiter. Der Despotism sammelt gleich der Hitze einer zu heis brennenden Sonne Ausdünstungen, die sich am Ende entzünden, um den Donner hervorzubringen, der die Erde erschüttert.

Wenn Factionen die Gesellschaften beunruhigen, in denen Freyheit herrscht, so ist die Freyheit noch auf keinen hinlänglich vesten Grund gebaut. Partheygeist leitet allzeit die Factionen, Vaterlandsliebe ist nur ihr Aushängeschild; sie führen immer zur Anarchie, sobald die executive Gewalt zu sehr beschränkt, oder gar mit der gesetzgebenden vereinigt ist. Kein Staat in der Welt ward mehr von Factionen zerfleischt, als Frankreich in unsern Tagen. Vom 14. Julius 1789. bis zum 10. August 1792. kämpften die Royalisten gegen die Republikaner; unter diesen letztern hoben von da an bis zum 31. May 1793. die Girondisten ihr Haupt empor. Nach ihnen wütheten die Jakobiner, und Robespierre schwang an ihrer Spitze seinen eisernen Scepter über zwanzig und etliche Millionen bis zum 27. Julius 1794. Zwar ist seitdem das Scheusal gestürzt, aber die siegreichen Moderantisten hatten noch kürzlich mit aller Macht am 30. April und am 20. May gegen die Apostel und Jünger des Schreckensystems zu streiten. Wer anders wurde bey dem Kampfe der einen wie der andern Faction das Opfer als das von den Factionisten am Gängelbande herumgeführte Volk? Indessen verträgt sich gänzliche und ununterbrochene

Ruhe dennoch nicht mit der Freyheit der Menschen. Allein, wird man sagen, sind die Bewohner eines freyen Landes glücklicher, als andere? Werden ihre Wünsche mehr befriediget? Fühlen sie ihr Glück? — Der Besitz eines großen Guts ist immer mit Unruhe verknüpft: wer nichts zu verlieren hat, hat nicht Ursache unruhig zu seyn. Nebendem gehört es zur Wesenheit des Menschen, daß er niemals vollkommen zufrieden ist; sind seine Wünsche befriediget, so überläßt er sich der Unthätigkeit, auf welche allzeit Entkräftung folgt. Die Liebe zur Freyheit, auf die das Interesse so vieler mächtigen oder hinterlistigen Menschen unaufhörlich Angriffe wagt, ist eine eifersüchtige und stets wachsame Leidenschaft. Die Ruhe, die bisweilen die Unterthanen eines Despoten genießen, gleicht der nothwendigen Trägheit gefangener Menschen; selbst ihre Freyheit ist nichts weiter als die Fröhlichkeit jener Unglücklichen, die sich berauschen, um ihre Uebel nicht zu fühlen: ihre Ruhe gleicht der Ruhe eines Kranken, der vor Mattigkeit dahin sinkt.

Je tugendhafter eine Nation ist, desto unschädlicher werden die Factionen. Oft sind sie einer Nation nützlich, um ihre Freiheit immer mehr und mehr zu sichern. Was wäre nicht schon aus der Brittischen Verfassung geworden, wenn es in Grosbrittanien gegen die Ministerial-Parthey keine Oppositions-Parthey gäbe? Die politischen Körper, so wie die der Individuen, haben Bewegung und Uebung nöthig, um ihre Kräfte und sich in Thätigkeit zu erhalten. Die Gesundheit unsers Körpers hängt von einer mäßigen Bewegung ab, die ohne ihn zu entnerven seine Kräfte entwickelt; ein politischer Körper muß immer etwas zu thun haben; die verschiedenen Stände, aus denen der Staat besteht, müßen,

in einem Streite befangen seyn, der nur dann gefährlich wird, wann er das Gleichgewicht zernichtet. Der Friede in einem despotischen Staate gleicht der Unthätigkeit eines Leichnames, der nur dadurch bewegt wird, daß Würmer an ihm nagen, oder daß ihn Thiere auffressen. „Die „Knechtschaft, sagt ein großer Mann, fängt immer mit „der Schlafsucht an." Man muß thätige und wachsame Bürger haben, um eine Freiheit zu erhalten, welche eine Menge von Feinden in der Gesellschaft selbst unaufhörlich zu zernichten trachtet. Sie behagt dem Haupte nicht, das immer unumschränkt seyn will; sie mißfällt seinen Ministern, die in seinem Namen unterdrücken wollen; sie ärgert die Großen, welche durch ungerechte Privilegien ausgezeichnet seyn wollen; sie scheint den Pächtern fürchterlich, welche die Völker wie die Souveraine ungestraft plündern wollen; sie ist den Priestern verdächtig, die nur leichtgläubige und gehorsame Sklaven haben wollen; sie hat endlich jeden habsüchtigen, eiteln, nichtswürdigen, verdorbenen Menschen, den der Reichthum betäubt, zum Feinde.

§. XXI. Von dem National-Glücke.

Eine Nation ist glücklich, sobald der gröste Theil das Nöthige hat; die Glückseligkeit eines Bürgers besteht in dem durch die Gesetze aufrecht erhaltenen Gleichgewichte, in der Sicherheit für seine Person, und für sein Vermögen, und in der Befriedigung seiner Bedürfnisse ohne eine zu mühsame Arbeit; glückliche Würkungen, die nur die Früchte der Freiheit seyn können.

Man vergleiche einen Augenblick den Anblick, den uns eine freye Nation gewährt, mit dem, den uns ein — unumschränkten Herren unterworfener Staat darbiethet. Auf der einen Seite stellen fruchtbare und bebaute Ländereyen unsern Augen das lachendste Schauspiel dar: man sieht hier den Landmann, den die Arbeit nicht zu sehr entkräftet hat, mit einer zahlreichen Familie umgeben, welche Gesundheit athmet, und anzeigt, daß ihre Bedürfnisse befriediget sind. Handel und aufgemunterte Manufaeturen geben den Städten eine Thätigkeit, und verschaffen den Augen eine Mannigfaltigkeit, die die Seele auf eine angenehme Art rührt. Der überall vertheilte Ueberfluß giebt den einfachsten Wohnungen ein Ansehen, das den Wohlstand ihrer Bewohner beweist.

Anders verhält es sich in Ländern, wo der Despotism seine Verheerungen anrichtet. Schwach bebaute Felder biethen uns das scheußliche Schauspiel eines vom Fleische gefallenen Bauers dar, für den schon ein frühzeitiges Alter das Grab gemacht zu haben scheint. Zarte Kinder, von der Wiege an dem Elende Preiß, verlangen umsonst von einer Mutter Brod, die selbst die Dürftigkeit beugt; der Arbeitsmann, den seine Hütte kaum vor der rauhen Jahrszeit schützt, fühlt den Schmerz, neben sich den empörenden Pallast der Macht, die ihn unterdrückt, und des Ueberflußes zu sehen, der sich von seinem Raube bereichert. Einzig dem Luxus geweihte Manufacturen sind nur einigen privilegirten Menschen nützlich, die die Unverschämtheit haben, ihre Pracht mitten unter einem vor Hunger sterbenden Volke auszukramen. Die sogenannten höhern Volksklassen werden durch Verzweiflung an sich selbst zu schmeichelnden Sklaven, durch eröffnete Canäle zur Ueppigkeit und

zum Luxus zu marklosen Wüstlingen, durch ewig angeregtes Streben nach Selbsterhaltung zu Egoisten, durch aufgethürmte Schwierigkeiten gegen die Verbesserung des Ganzen zu sorglosen, singenden und hüpfenden Automaten, und durch die Nothwendigkeit, mit dem Strome zu schwimmen, zu Wesen ohne Liebe, ohne Freundschaft, ohne moralische Grundsätze. (*) Denn aus dem Grabe der Freyheit steht das Sittenverderbniß auf.

§. XXII. Es giebt kein Vaterland ohne Freyheit.

In einem Lande, aus welchem willkührliche Gewalt die Freyheit verbannt hat, giebt es keine Ruhe, keine Sicherheit, keine Glückseligkeit für die größte Anzahl der Bürger. Nur in Gesellschaften, wo die Freyheit herrscht, trifft man Macht an, nur da alleine giebt es ein Vater„land. „Was ist denn nun das Vaterland;“ wird ein Sklave sagen, dessen niedrige Seele nicht zum denken ge„wöhnt ist, „ist es jene schwache Liebe zu dem Grunde „und Boden, der uns das Tageslicht erblicken sah.“ Nein, es ist eine aufgeklärte Liebe gegen uns selbst, die uns die Regierung, welche uns beschützt, die Gesetze, welche uns unsere Person und unser Vermögen sichern, und die Gesellschaft, welche an unserm Glücke arbeitet, lieb gewinnen lernt. Die Freyheit allein kann uns diese

(*) Schulz in der Geschichte der großen Revolution in Frankreich. Berlin, 1790.

Vortheile gewähren; ohne sie kann es also kein Vaterland geben, die Liebe für unser Land ist nie was anders als die Liebe für uns selbst.

Welche Zärtlichkeit kann ein Sklave für eine verwünschte, mit bittern Thränen befeuchtete Erde fühlen, für eine Erde, die unter unmenschlichen Herren seufzt, welche ihre Bewohner all des Guten berauben, das ihnen die Natur zugedacht hat? Welche Bande können ihn an unempfindliche, oder boshafte Souveraine fesseln, die, einzig mit sich selbst und mit ihren Leidenschaften beschäftigt, vergessen, oder nicht wissen wollen, daß man ihnen ihre Gewalt anvertraute, um ihre Unterthanen glücklich zu machen? Kann in einem solchen Lande die Liebe zum Herrn etwas anders als ein maschinenartiger Trieb, eine unüberlegte Gewohnheit, ein wahrhafter Wahnsinn, oder vielleicht eine niederträchtige Heucheley seyn? Es heißt unverschämt lügen, wenn man sagt, daß man seine Tyrannen liebt.

In einer freyen Gesellschaft lebt ein beglückter Vater mitten unter einer Familie im Frieden, der er von Kindheit auf Liebe zu einer Regierung einflößt, unter deren Schutz sie glücklich lebt; er zeigt ihr, daß ihre Felder keinem ungerechten Räuber zum Raube werden können. Er gewöhnt seine Söhne zu jenem männlichen und großmüthigen Stolze, den das Vertrauen und der Begriff von Sicherheit erzeugt. Unter dem Despotism hingegen wird das Herz eines Vaters aufgebracht oder niedergeschlagen, wenn er Gegenstände sieht, denen er das Leben gab; er macht sich Vorwürfe über ihre Geburt, er fürchtet, die Ungerechtigkeit möchte sie so wie ihn der Frucht ihrer Arbeit berauben; er zittert vor neuen Auflagen, die seinen Kunstfleiß strafen; er bringt zur Sklave-

rey gebohrnen Wesen, die der Stolz nur unglücklicher machen würde, Geringschätzung, Kleinmuth, Niederträchtigkeit, oder eine dumme Bewunderung der Größe bey. Vergebens erwartet man von den Seelen jener in ihren eignen Augen herabgewürdigten Menschen Energie; der dürftige, von seinen Herren verachtete Sklave verachtet sich am Ende selbst.

Es kann also kein Vaterland ohne Freyheit geben. Die Gränzen des Staats sind für die Unterthanen des Despoten ein Pferch, in welchem er eine schüchterne Heerde eingeschlossen hält, um nach seinem Belieben das Opfer seiner Gefräßigkeit herauszufangen. Da giebt es kein Glück zu vertheidigen, außer das Glück des Herrn und derjenigen, mit denen er das Blut und die Wolle theilt. Kindische Anmaaßungen, Rangstreitigkeiten, Grillen eines Ministers oder eines Weibes, Unverschämtheit eines Gesandten, Tollkühnheit eines Seemanns, ein mißverstandnes Wort sind in despotischen Staaten im Stande, das Feuer des Krieges anzublasen, und das Blut von Tausend und Tausenden zu verspritzen. Ludewig XIV. hatte die Grille, die Krone Spaniens und Indiens seinem Hause zu verschaffen, machte Frankreich selbst dadurch elend, und wurde die entfernte Ursache, daß einer seiner Nachfolger die französische Krone und das Leben verlor. Karl XII. stritt, von seinem tollkühnen Ehrgeize stets beunruhiget, gegen Dänemark und Rußland, warf sich zum Dictator Polens auf, entvölkerte und sog Schweden selbst solange aus, bis eine wohlthätige Kugel vor Friedrichshalle seiner Eroberungssucht ein Ende machte. Die armen Rußen mußten ihren Tod in Preußen und Brandenburg suchen, weil sich Friedrich der Große einige bons Mots gegen

ihre Kaiserinn Elisabeth erlaubt! hatte. (*) Unglücklichen oder nichtswerthen Sklaven kann man statt Muth, Seelengröße und kriegerischem Feuer nur eine augenblickliche Trunkenheit, nur einen vorübergehenden Ungestümm beybringen, der aber beym Nachdenken bald vergeht. Um mächtig zu seyn ist es nöthig, daß die Gesellschaft von großmüthigen Menschen vertheidiget wird, deren Kräfte und Willen ein gemeinschaftliches Interesse vereinigt, und deren Wohlseyn sie an die öffentliche Sache fesselt. Giebt es solche Bande für Menschen, die nur zitternd ihre Augen auf die Zukunft werfen können, denen jede Regierung gleichgültig seyn muß, die, mit dem Glücke unbekannt, bey einer Veränderung nichts zu verlieren „haben. „Eine freye Nation, sagt Montesquieu, kann „einen Befreyer, eine unterjochte Nation kann nur einen „Unterdrücker haben.“

Der Despot macht nur für sich Eroberungen; sein Verlust kann seine unglücklichen Unterthanen nicht interessiren; durch die Vermehrung seiner Kräfte wird er nur noch mehr in den Stand gesetzt, zu tyrannisiren; seine glänzendsten Fortschritte erschweren nur seinem Volke die Last der Auflagen und des Elendes. Der Tyrann kann eine Provinz mehr erwerben, aber seine alten Staaten werden dadurch nur ärmer und entvölkerter. Können diese Uebel durch einen angeblichen Ruhm, oder vielmehr durch den Dunst einer National Eitelkeit gut gemacht werden, an der sich zu weiden ein eitles Volk thöricht genug ist? Der Krieg ist allzeit eine Geißel für die Völker, die ihn führen; sich an den Siegen eines Tyranns

---

(*) Versuch über das Verhältniß der Moral zur Politik. Von G. H. von Berg. I. Th, S. 158, u. f. Heilbronn 1790.

rey gebohrnen Wesen, die der Stolz nur unglücklicher machen würde, Geringschätzung, Kleinmuth, Niederträchtigkeit, oder eine dumme Bewunderung der Größe bey. Vergebens erwartet man von den Seelen jener in ihren eignen Augen herabgewürdigten Menschen Energie; der dürftige, von seinen Herren verachtete Sklave verachtet sich am Ende selbst.

Es kann also kein Vaterland ohne Freyheit geben. Die Gränzen des Staats sind für die Unterthanen des Despoten ein Pferch, in welchem er eine schüchterne Heerde eingeschlossen hält, um nach seinem Belieben das Opfer seiner Gefräßigkeit herauszufangen. Da giebt es kein Glück zu vertheidigen, außer das Glück des Herrn und derjenigen, mit denen er das Blut und die Wolle theilt. Kindische Anmaaßungen, Rangstreitigkeiten, Grillen eines Ministers oder eines Weibes, Unverschämtheit eines Gesandten, Tollkühnheit eines Seemanns, ein mißverstandnes Wort sind in despotischen Staaten im Stande, das Feuer des Krieges anzublasen, und das Blut von Tausend und Tausenden zu verspritzen. Ludewig XIV. hatte die Grille, die Krone Spaniens und Indiens seinem Hause zu verschaffen, machte Frankreich selbst dadurch elend, und wurde die entfernte Ursache, daß einer seiner Nachfolger die französische Krone und das Leben verlor. Karl XII. stritt, von seinem tollkühnen Ehrgeize stets beunruhiget, gegen Dänemark und Rußland, warf sich zum Dictator Polens auf, entvölkerte und sog Schweden selbst solange aus, bis eine wohlthätige Kugel vor Friedrichshalle seiner Eroberungssucht ein Ende machte. Die armen Rußen mußten ihren Tod in Preußen und Brandenburg suchen, weil sich Friedrich der Große einige bons Mots gegen

ihre Kaiserinn Elisabeth erlaubt hatte. (*) Unglücklichen oder nichtswerthen Sklaven kann man statt Muth, Seelengröße und kriegerischem Feuer nur eine augenblickliche Trunkenheit, nur einen vorübergehenden Ungestümm beybringen, der aber beym Nachdenken bald vergeht. Um mächtig zu seyn ist es nöthig, daß die Gesellschaft von großmüthigen Menschen vertheidiget wird, deren Kräfte und Willen ein gemeinschaftliches Interesse vereinigt, und deren Wohlseyn sie an die öffentliche Sache fesselt. Giebt es solche Bande für Menschen, die nur zitternd ihre Augen auf die Zukunft werfen können, denen jede Regierung gleichgültig seyn muß, die, mit dem Glücke unbekannt, bey einer Veränderung nichts zu verlieren „haben. „Eine freye Nation, sagt Montesquieu, kann „einen Befreyer, eine unterjochte Nation kann nur einen „Unterdrücker haben.“

Der Despot macht nur für sich Eroberungen; sein Verlust kann seine unglücklichen Unterthanen nicht interessiren; durch die Vermehrung seiner Kräfte wird er nur noch mehr in den Stand gesetzt, zu tyranniſiren; seine glänzendsten Fortschritte erschweren nur seinem Volke die Last der Auflagen und des Elendes. Der Tyrann kann eine Provinz mehr erwerben, aber seine alten Staaten werden dadurch nur ärmer und entvölkerter. Können diese Uebel durch einen angeblichen Ruhm, oder vielmehr durch den Dunst einer National Eitelkeit gut gemacht werden, an der sich zu weiden ein eitles Volk thöricht genug ist? Der Krieg ist allzeit eine Geißel für die Völker, die ihn führen; sich an den Siegen eines Tyranns

---

(*) Versuch über das Verhältniß der Moral zur Politik. Von G. H. von Berg. I. Th, S. 158, u. f. Heilbronn 1790.

ergötzen, oder sich derselben rühmen, heißt über den reellen Verlust seines Landes Wohlgefallen bezeigen; heißt sich der neuen Ketten freuen, von denen man sich bald zu Boden gedrückt sehen wird. Ein Bürger soll über die so oft mit den Thränen und mit dem Blute seiner Mitbürger benetzten Lorbeere seufzen. Muß er sich nicht freuen, wenn er den Uebermuth seiner Herren gedemüthiget sieht, die oft die grausamsten Feinde seiner Nation sind.

§. XXIII. Keine Macht ist ohne Freyheit dauerhaft.

Ohne Freyheit, ohne Eigenthum, ohne Sicherheit kann eine Nation nicht lange wahrhaft mächtig seyn. Worin besteht in der That die Macht eines Staats in Bezug auf seine Nachbarn? Was kann ihn den Feinden, die ihn umgeben, ehrwürdig machen, oder gegen sie schützen? Die Macht eines Staats hängt von der Zahl seiner Unterthanen ab; diese Zahl hängt von der Leichtigkeit ab mit der sie sich ernähren können, und ihr Muth hängt von dem Geiste ab, der sie beseelt. Diese Dinge trifft man nur alsdann beysammen an, wann seine glückliche Regierung die Freyheit herrschen läßt. Zweifelsohne macht eine zahlreiche Bevölkerung die vorzügliche Macht eines Staats aus; sie liefert Aerme zum Landbau, zu seinen Manufacturen, zu seiner Schiffahrt, zu seinem Handel, und um die Angriffe seiner äußern Feinde abzutreiben. Was läßt sich von einem noch so zahlreichen Haufen dummer, oder von einem Schwarme leichtsinni-

ger Sklaven erwarten? Der freye Mensch fürchtet sich nicht, sich fortzupflanzen; dadurch daß er seine Nachkommenschaft vermehrt, vermehrt er sein Wohlseyn; der sklavische Mensch fürchtet, seinen Tyrannen neue Schlachtopfer zu liefern. Die Bevölkerung ist die Quelle der Macht, sie nimmt nach dem Glücke zu, das eine vernünftige Staatsverwaltung gewährt. Eine Nation ist nur dann glücklich, wann ihre Regenten die Leidenschaften der Bürger zum allgemeinen Besten zu lenken wissen. Der Despotism will in seinem Wahnsinne allein glücklich seyn; er merkt nicht, daß seine ungerechten Launen der allgemeinen Thätigkeit Hindernisse in den Weg legen, und ihn also immerwährend von seinem Ziele abbringen müßen.

Betragen sich nicht die meisten, die Nationen regieren, sehr seltsam? Fühlen sie denn nie, daß der Souverain eines armen Staats nicht reich seyn, und daß man nicht arbeiten kann, wann einem die Arme gebunden sind, oder wann man nicht versichert ist, die Frucht seiner Arbeit, in Frieden genießen zu können? Bedarf eine Regierung, die die geheiligten Rechte der Freyheit kennet, Unterstützung? Sie ist gewiß, daß sie sie in den Händen ihrer Unterthanen findet: von Gerechtigkeit und Redlichkeit geleitet, erweckt sie Vertrauen, das die Grundlage des Credits ausmacht; überzeugt, daß ihre Häupter kein Privilegium haben, welches sie berechtiget, ihr gegebenes Wort zu brechen, vertrauet ihnen der reiche Bürger seine überflüssigen Reichthümer ohne Furcht an; ihm ist öffentliche Treu und Glauben nicht verdächtig, weil sie ihm die Tugend des Volks verbürgt; wenn er einige Gefahr läuft, so geschieht es aus Noth, der alles unterworfen ist.

Man sieht also, daß es ohne Freyheit weder Bevölkerung noch Ackerbau, weder Handel noch Credit und

Vertrauen geben kann. Ungleichheit an Freyheit zieht Ungleichheit an Macht nach sich. Die Erfahrung aller Jahrhunderte beweist, daß die Anstrengung aller Kräfte der schrecklichsten Despoten tausendmal gegen die Macht der Völker vergeblich war, die mehr Freyheit genossen. Die unzählichen Armeen des Xerxes wurden von einer Handvoll Athenienser zerstreut. Alle Kräfte Spaniens vermochten nichts gegen die muthigen Batavier. Der Enthusiasm für Freyheit machte die Franzosen stärker als die Heere unsers halben Welttheils.

Souveraine der Welt! schwöret also endlich die verderblichen Grundsätze einer unvernünftigen Politik ab; gebet euren Unterthanen eine Freyheit, ohne welche in einem Staate alles in Verfall geräth: sie ist die Grundlage ihrer und eurer Glückseligkeit: werdet Bürger um Bürger zu regieren. Wollt ihr zahlreichen Völkern zu gebiethen haben, so machet die Väter glücklich, sie werden sich vermehren und eure Provinzen bevölkern. Wollt ihr, daß sich Ueberfluß in euren Staaten vestsetze, so machet, daß der wohlhabende Bauer den Pflug seiner Väter liebt. Wollt ihr, daß großmüthige Soldaten eure gerechten Entwürfe unterstützen, so gebet allen euren Unterthanen ein Interesse, das Vaterland zu vertheidigen; machet, daß sie es heftig genug lieben, um ihr Blut dafür zu verspritzen. Wollt ihr, daß sich Handel, Manufacturen, Kunstfleiß in eurem Reiche niederlasse, so duldet nicht, daß sie den Plackereyen der Pächter und Volksschinder ausgesetzt und mißmuthig gemacht werden. Wollt ihr tugendhafte und ruhige Unterthanen, so gestattet der Vernunft, daß sie sie über ihr wahres, allzeit mit dem eurigen verbundenes Interesse aufkläre. Lasset schwache Tyrannen, lasset unvorsichtige Despoten über dumme

Menschen, über verächtliche Wesen ohne Tugend herrschen. Denket, daß nur ein mit seinen Herren innig vereintes Volk reelle Macht besitze.

§. XXIV. Ohne Freyheit giebt es keine Tugend.

Wenn, wie man nicht daran zweifeln kann, die Tugend darinn besteht, daß man der Gesellschaft allgemein nützlich ist; so kann es ohne Freyheit keine wahre Tugenden geben. Ein Sklave kann nur seinen Tyrannen nützlich seyn.

Nur bey einer freyen Nation trifft man die Liebe für das allgemeine Beste, das Verlangen allen nützlich zu seyn, den Enthusiasm der wahren, allzeit auf Tugend gegründeten Ehre an. Wahrhaft edle Seelen haben Gefühl für das Vergnügen Erkenntlichkeit zu erregen, und die Hochachtung, die Liebe, den aufrichtigen Beyfall ihrer Mitbürger zu verdienen, die ihn nur denjenigen schuldig sind, welche sich mit ihrem Wohlseyn abgeben. Dieses erzeugte bey den Griechen und Römern jene Leidenschaft für das Vaterland, die soviele Sklaven der willkührlichen Gewalt zweifelsohne als eine Chimäre oder als einen Anfall von Narrheit betrachten. Dieses war jene großmüthige, durch die Erziehung und das Beyspiel eingeflößte, durch die Verehrung der Völker genährte, durch das Verlangen nach Ruhm entflammte Leidenschaft, von der einst jene Länder der unüberwindlichen Helden, der wohlthätigen Bürger, der Märtyrer der Freyheit beseelt waren. Aber die Griechen und Römer waren,

wenn ich mich so ausdrücken darf, ihrer Sittlichkeit nach Zwerge, als die schwere Hand des Despotism ihre Freyheit zu Boden schlug. Kein Band ist daher unzertrennlicher, als das, welches die Tugend mit der Freyheit, die Moral mit der wahren Politik vereint. (*) Ein schlechter Mensch ist allzeit ein schlechter Bürger; ein schlechter Fürst ist allzeit ein noch schlechterer Mensch.

Ein Sklave hat weder von Ehre noch von Ruhm einen Begriff; er kennt nur eine verächtliche, durch lächerliche Vorurtheile, die das Interesse seiner Herren verbreitet hat, und oft seinem Lande schädlich sind, genährte Eitelkeit. Dennoch sind soviele Leute von Ehre so thöricht, und opfern so oft dieser Eitelkeit ihren Ruhm, die Tugend, ohne welche es keine reelle Ehre giebt, das Glück ihres Vaterlandes und ihre eigne Freyheit auf. Der wahre Ruhm kann nur allein in der allgemeinen Hochachtung von seinen Mitbürgern bestehen; die wahre Ehre kann nichts anders als das auf die wohlverdiente Hoch-

---

(*) Die vortrefflichen Werke. 1.) *Entretiens de Phocion sur le rapport de la morale avec la politique. Par M. l'Abbè Mably.* 2.) *Systeme social ou principes naturels de la morale et de la politique. Londres.* 1773. 3.) Payley's Grundsätze der Moral und Politik. Aus dem Englischen übersetzt mit einigen Anmerkungen und Zusätzen von Garve, der eine besondere Abhandlung über die Verbindung der Moral mit der Politik liefert. 4.) Verhältnisse zwischen Moral und Staatskunst betrachtet von Carl von Dalberg. 5.) Versuch über das Verhältniß der Moral zur Politik von G. H. von Berg, haben ihren engen Verband hinlänglich gezeigt.

Hochachtung anderer gegründete Gefühl seiner eignen Würde seyn. Haben in der That Menschen, die durch ihre Knechtschaft verächtlich geworden sind, und die die Ketten ihrer Mitbürger schmieden, rechtmäßige Ansprüche auf die öffentliche Achtung, und auf ihre eigne Hochschätzung? Schließen wir also daraus, daß Ehre und Ruhm in vielen Ländern, wo man alle Augenblicke von ihnen spricht, Worte ohne Sinn sind.

Es giebt Völker, welche zur Sklaverey geschaffen scheinen. Lange an's Joch gewöhnte Nationen gleichen Gefangenen, die an Finsterniß gewöhnt sind; der Schein des Lichts thut ihnen wehe, wenn man sie gählling in das Helle läßt. Die Freyheit ist ein zu wichtiges Gut für flatterhafte Kinder, die ihren Werth nicht zu schätzen wissen. Sie wird ihnen in ihren Händen durch den Mißbrauch schädlich, den sie davon machen, oder sie verlieren sie bald, weil sie sich keine Mühe geben, sie zu erhalten. Die Cappadocier schlugen die Freyheit aus, die ihnen die Römer anbothen; sie wollten wie ihre Väter von unumschränkten Monarchen beherrscht seyn. Ein reiches, dem Luxus ergebenes Volk, das sich mit eitelm Zeitvertreibe abgiebt, ist nicht für die Freyheit gemacht. Um den Werth der Freyheit zu fühlen muß man eine erhabene Seele besitzen; um sie zu erringen, muß man Muth haben; um sie zu vertheidigen muß man ihr alles aufopfern können. Der Reiche, der Höfling, die Großen sind überall zur Knechtschaft gemacht. Die eingebildeten Bedürfnisse und die vielfältigen Laster der vom Luxus verdorbenen Menschen setzen sie in die Abhängigkeit von einem Herrn, der sie bereichern, oder die Wünsche ihrer Eitelkeit befriedigen kann. Der Reiche fällt in eine unglückliche Unempfindlichkeit; er denkt nur auf Genuß,

ohne sich mit der Zukunft abzugeben. Die ehrgeizigen oder eiteln Großen sind nie zufrieden, sie haben unaufhörlich was zu fodern, und sind allzeit abhängig. Wie soll man Seelengröße, Vaterlandsliebe, erhabene Empfindungen und Tugenden bei sklavischen Wesen finden, die diese Eigenschaften hindern, vom Glücke begünstiget zu werden, oder die sie unglücklich machen? Für einen habsüchtigen und eiteln Hofschranzen ist die Tugend das schmerzhafte Opfer alles dessen, was er wünscht; sie ist in seinen Augen weiter nichts, als ein eitles Wort ein überflüssiges Wort, ein lächerlicher oder hassenswürdiger Gegenstand. Die Tugend kann bey Despoten und Tyrannen nicht empor kommen.

Die Liebe zu Reichthümern schläfert die Nationen ein, und giebt sie der Knechtschaft Preis. Der Mensch ist am freyesten, der die wenigsten Bedürfnisse hat: die Bedürfnisse legen dem Geiste Fesseln an, und nehmen ihm alle Energie. Um wahrhaft frey zu seyn muß man von Niemanden, als von den Gesetzen abhangen. Die Freyheit ist nur für Männer und für großmüthige Herzen. Der Sybarithe kennt ihren Werth nicht; der Geizige zieht ihr das Geld vor, der verdorbene Mensch verkauft sie, um durch das, was er daraus erlöst, seine Ausschweifungen fortsetzen zu können.

§. XXV. Von dem Gemein-Geiste. (De l' Esprit Public.)

In einem freyen Lande rechnet man die Nation für etwas; dort allein kennt man den Gemein-Geist, oder die

Ehrbegierde seinen Mitbürgern zu gefallen; man hat Gefühl für das Vergnügen ihnen nützlich zu seyn; man ist eifersüchtig auf die Hochachtung der Gesellschaft, die man zu verdienen sich angelegen seyn läßt. Die Gesellschaft wird dort der Gegenstand der Aufmerksamkeit seiner Häupter. Die durch ihre Reichthümer, oder durch ihre Aemter ausgezeichnetesten Bürger beeifern sich nach ihrem Beyspiele ihr zu gefallen. Blicket auf alle jene Monumente der Römer, auf jene öffentlichen Bäder, auf jene Wasserleitungen, auf jene Circus, auf jene Straßen hin, deren Ruinen sogar noch unsere schwachen Seelen in Erstaunen setzen.

Was für Gründe können in einem unter unumschränkter Gewalt seufzenden Lande den Monarchen, die Großen oder Reichen reitzen, sich mit einem verachteten Publikum abzugeben, das sie ihrer Sorgfalt unwürdig halten, das sie nur kennen um es zu unterdrücken, und dessen Wohlseyn ihnen vollkommen gleichgültig ist? Wenn man irgend ein öffentliches Denkmal errichtet, so geschieht es blos um der Eitelkeit des Herrn zu schmeicheln. Wenn man kostspielige Gebäude aufführt, so geschieht es nur um des Elends der Nation zu spotten, die sich gezwungen sieht, zur Pracht derjenigen beyzutragen, die sie aufzehren. Macht man zufälliger Weise einige nützliche Anstalten, so sind das eitle Trophäen, mit denen sich der Stolz des Monarchen auf Kosten seines Volkes brüstet. Die unnützesten und schändlichsten Monumente verschlingen gewöhnlich seine Aufmerksamkeit und seine Schätze, und werden die Gegenstände der dummen Bewunderung einer knechtischen Nation, die thöricht genug ist, sich das zum Ruhme zu nehmen, was ihnen nur durch den Ue-

bermuth der Könige und Fürsten ihren Vätern verursachten Qualen in's Gedächtniß zurückrufen hilft.

§. XXVI. Schluß.

Ob sich gleich alle Menschen nach Freyheit sehnen, obgleich Niemand gegen ihre Reitze ganz unempfindlich ist, so seufzt dennoch, wie wir gesehen haben, die gröste Anzahl der Völker unserer Erde in den Fesseln des Despotism; fast überall wird die ganze Gesellschaft den Leidenschaften einiger Individuen aufgeopfert. Es giebt sehr wenige Länder auf der Erde, in welchen der Bürger sagen kann, ich bin Herr von meiner Person, ich kann über mein Gut schalten; keine Gewalt kann mir die Früchte meines Fleißes rauben; keine Gewalt kann mir die Wohlthaten entreißen, die die Natur ihren Kindern gemeinschaftlich zugetheilt hat. Selbst in Ländern, wo die Bürger die gröste Freyheit genießen, giebt es für sie unendliche, durch die Bedürfnisse einer habsüchtigen oder geldbedürftigen Regierung eingeführte Bande, die sie von den rechtmäßigsten und natürlichsten Mitteln zurückhalten, an ihrem Glücke zu arbeiten. Es gibt tausend Qualen, gegen die die Gewohnheit, das Vorurtheil, die Meinung fast unempfindlich macht. Die Gesetze, die Gebräuche, die Gewohnheiten, der Aberglaube der Völker sind oft mit dem allgemeinen Besten im Widerspruche, und dadurch sind noch Menschen, die sich für die freyesten in der Welt halten, tausend Drangsalen unterworfen, über die sie sich beklagen, ohne Mittel dagegen aufzusuchen: sie fänden sie in der Vernunft, wenn sie sich würdigten,

sie eher zu Rath zu ziehen, als alte Gebräuche, oft schädliche Gewohnheiten, verjährte Gesetze, und übel verdaute Rechtstitel, welche noch fast in jedem Lande die aufgeklärtesten und auf ihre Freyheit eifersüchtigsten Nationen tyranniſiren. Aber schliesen wir darum, weil die wahre Freyheit noch nicht gekannt wird, nicht, daß sie eine bloſe Chimäre sey; sie ist die wünschenswerthe Frucht einer immer mehr und mehr durch Erfahrung und durch die Bekanntschaft mit dem Interesse der Völker vervollkommerten Politik; sie wird von der Moral und von der Tugend geleitet, ohne welche die Menschen weder wahrhaft frey noch glücklich seyn können. Wenn die Glückseligkeit so wie die Politik nicht vollkommen seyn kann, ohne daß sich die Menschen beständig ihre Verbesserung angelegen seyn lassen; so vermehrt sich ihr Wohlseyn in dem nämlichen Grade, wie ihre Einsichten, ihre Vernunft und ihre Freyheit.

Glückliche Freyheit! allen großmüthigen Herzen theurer Gegenstand! Tochter der Billigkeit und der Gesetze! schlage deinen Wohnsitz unter den Bewohnern der Erde auf: zerbrich die Ketten der Nationen; verbanne den scheußlichen Despotism, der alle Gaben der Natur für sie unnütz macht: entzünde in unsern Seelen jenes Feuer, das du einst in so vielen Helden lodern liesest: ihre ehrwürdigen Namen sollen noch unsre zärtlichste Verehrung erregen: bilde in unserer Mitte Menschen, die ihnen gleichen. Der verächtliche Sclave erröthe vor seinen Fesseln; das Herz des Bürgers erwärme sich, und hüpfe vor Freude, wann deine Stimme ertönt. Begeistre den denkenden Weisen; gieb ihm Muth, deine Rechte zurückzufodern. Belebe den Krieger mit jenem edeln Feuer, das er nur seinem Vaterlande und nicht dessen Unterdrückern schuldig ist. Sprich aus dem Munde der Magi-

stratspersonen; laß sie deine Rechte wider die Feinde, die sie vernichten wollen, vertheidigen; die Vernunft endlich helle die Vorurtheile jener Fürsten, die dich verfolgen, und zeige ihnen, daß ihre Staaten ohne dich weder mächtig noch glücklich seyn können, und daß sich ihre Macht ohne dich auf keine unerschütterliche Grundlage stützen könne.

Von der Politik im Allgemeinen.

§. I. Bestimmung der Politik.

Wenn man die Politik nach der gewöhnlichen Handlungsweise der Cabineter bestimmen sollte, so wäre sie die Kunst der Regenten, ihre Unterthanen oder die Regenten anderer Staaten am Narrenseile herumzuführen, ohne daß diese ihren Nachtheil dabey gewahr werden. In den Augen weiser Staatsmänner ist aber die Politik die Kunst, die Menschen zu regieren, oder zu machen, daß sie zur Erhaltung und zum Wohlseyn der Gesellschaft beytragen. Man kann nicht zweifeln, daß die Kunst die Menschen glücklich zu machen die edelste, die nützlichste und die würdigste sey, die eine tugendhafte Seele beschäftigen kann: sie war von jeher der Gegenstand der Betrachtungen des Philosophen, des vernünftigen Bürgers und der von ihren Pflichten durchdrungenen Souveraine. Wir nennen sie die auf die Regierung und die Bedürfnisse des Staats angewandte Erfahrung.

Der Bürger darf, um seine Pflichten zu erfüllen und um an seinem eignen Glücke zu arbeiten, in seinem Privat-Leben nur über sich selbst wachen, und sich ordentlich betragen; aber die Menschen, die das Geschicke an die Spitze der Reiche stellt, müßen nicht nur über sich selbst wachen, weil ihre Sittlichkeit den ausgezeichnetesten Einfluß auf die ganze Gesellschaft hat, sondern sie müßen auch die verschiedenen Interesse, die von einander abweichenden Leidenschaften eines nur zu oft unerfahrnen und unvernünftigen Haufens im Zaume halten oder leiten; sie müßen endlich die verschiedenen Interesse vereinigen, und das Einverständniß der Nationen und Souveraine mit ihnen herstellen; sie haben keine andere Mittel gegen sie in Handen, als Ueberredung und in ihrer Ermanglung Gewalt.

Nichts kömmt einem schwerer vor, als Uebereinstimmung in den Handlungen der Glieder einer Gesellschaft hervorzubringen. Nichts scheint sovielen Scharfsinn, sovviele Wachsamkeit und sovielen Nachdruck zu fodern, als die Kunst, die verschiedenen Leidenschaften einer Menge Menschen nach einem und demselben Ziele hinzuleiten, und sie zu einem gemeinschaftlichen Mittelpuncte zurückzuführen, von dem sie sich beständig entfernen. Es ist ein Meisterstück der durch Erfahrung oder durch Philosophie aufgeklärten Weisheit, es dahin zu bringen, daß alle Individuen willig zur Ausführung eines allgemeinen Planes beytragen, der oft ihren Neigungen, ihrem persönlichen Interesse, ihren Vorurtheilen entgegen ist, und daß sie sich nach dem öffentlichen, von dem Gesetze vorgezeichneten Willen fügen. Nur der vollkommensten Weisheit ist es möglich, den Federn der Staatsmaschine den Grad von Schnellkraft zu geben, dessen sie empfäng-

lich sind; kurz nur die geübteste Vernunft kann die neuen Federn entdecken, die man von Zeit zu Zeit an die Stellen der alten setzen muß, sobald ihnen die Umstände ihre Kraft benommen haben.

Dieses sind die Gegenstände, die die Politik in sich faßt. Sie sind sie aber noch nicht alle: nicht zufrieden über das Innere der Gesellschaft zu wachen, muß sie ihre Blicke auch auf das Aeußere ausdehnen, auf die Bewegungen und das Interesse der benachbarten Nationen ein aufmerksames Aug haben, ihre Anfälle abhalten, den Wirkungen ihrer Leidenschaften, ihres Ehrgeizes, ihrer Habsucht zuvorkommen, verhindern, daß sie ihr nicht die von der Natur oder durch Kunstfleiß verschafften Vortheile rauben, kurz unabhängige Gesellschaften vermögen, daß sie ihre Entwürfe unterstützen.

§. II. Die nämliche Gesetzgebung paßt nicht auf alle Völker.

Ein Volk regieren heißt das Gleichgewicht unter seinen Leidenschaften erhalten, jenen Einhalt thun, die gefährlich werden —, und solche zum Vortheil des Staats benützen, die ihm nützlich seyn können. Aber die Leidenschaften der Völker sind so wie die der Individuen unendlich verschieden; sie werden durch die Gesetze, durch die Gebräuche und vor allem durch die Meynungen, die oft stärker als die Natur, als die Vernunft, als die Gesetze sind, und die bisweilen der weisesten Politik unübersteigliche Hindernisse in den Weeg legen, erregt, unterhalten und gemäßigt. Diese Leidenschaften und diese

in den meisten Seelen der Individuen durch Gewohnheit eingewurzelten Neigungen machen, so zu sagen, das Temperament einer Nation aus: alle Gesellschaften können nicht das nämliche haben; ihre Bedürfnisse, ihre Umstände, ihr Klima, ihre Erzeugnisse, ihre Nahrung u. s. w. bilden und unterhalten es. Alle diese Dinge bringen unter den Nationen Nüancen und fast unendliche Verschiedenheiten in der Lebens- und Denkungsart hervor; es wäre also eine lächerliche und vergebliche Zumuthung, wenn man haben wollte, daß alle menschliche Gesellschaften nach einförmigen Gesetzen regiert werden sollten: es wäre Thorheit, wenn man der Politik andere als allgemeine Regeln vorschreiben wollte: besondere Regeln werden oft in der Anwendung falsch oder schädlich, und durch unvorhergesehene Umstände unaufhörlich unnütz. Es wäre eben so thöricht, alle Menschen nach den nämlichen Maximen zu regieren, als alle Krankheiten auf einerley Art zu behandeln, oder allen Menschen eine und dieselbe Lebensweise vorzuschreiben.

Es giebt in der That Staaten, die ihre Umstände und ihre Lage nothwendiger Weise kriegerisch machen; andere bedürfen mehr der Ruhe und des Friedens: die einen sind von ungerechten und mächtigen Nachbarn umgeben, und müssen immer bereit seyn, alljene zurückzutreiben, die ihr Glück stören wollen; die andern werden durch die Undankbarkeit ihres Bodens genöthiget, in einem friedfertigen Handel die Hülfsquellen aufzusuchen, die ihnen die Natur versagt hat, und die benachbarten Staaten liefern ihnen die Erzeugnisse eines fruchtbarern Erdreichs. Die Nationen sind im Umfange ihrer Ländereyen verschieden: die einen besitzen ein weitschichtigeres Land, die andern sind in engere Gränzen eingeschlossen;

die einen liegen an den Ufern des Meeres, die andern sind mit Ländereyen umzingelt; die einen werden durch natürliche Vestungswerke vertheidiget, die andern haben nur ihre eignen Kräfte zu Wehrmauern; die einen, unter einem unsanften Himmelsstriche zur Arbeit verdammt, kämpfen wider die Natur, und sind stärker, thätiger, unternehmender; die andern befriedigen unter einem glücklichen Klima leichter ihre Bedürfnisse, und überlassen sich der Weichlichkeit und dem Nichtsthun; die einen arbeiten um ihr Schicksal zu verbessern, die andern schläfern sich im Genusse ein, und verlieren alle Energie. Einige Völker sind muthig, stolz, in ihre Freyheit verliebt; andere sind furchtsam, entnervt, und scheinen zur Sklaverey gemacht. Die einen schmachten aus Abgang des Handels in Dürftigkeit; die andern schwimmen im Ueberfluße und richten sich durch Luxus zu Grunde. Die einen endlich haben besondere Gesetze, Gebräuche, Vorurtheile, Religionen angenommen; die andern sind wieder anderen Verordnungen, Irrthümern und Meynungen unterworfen.

Eine und dieselbe Gesetzgebung kann also nicht auf Völker passen, unter denen die Natur und ihre Umstände eine solche Ungleichheit eingeführt haben, deren Bedürfnisse so verschieden, und deren Begriffe so weit von einander entfernt sind. Die Politik muß die Menschen so regieren, wie sie sind; die Gesetze müßen auf ihre wirklichen Umstände Rücksicht nehmen. Die Wirkung der aufgeklärtesten Weisheit geht nicht weiter, als daß sie die Völker zu ihrer Natur zurückführt, sobald sie die Verdorbenheit ihrer Sitten, ihrer Meynungen und ihrer Gebräuche davon entfernt. Ganze Nationen, diese Individuen der großen Weltgesellschaft, sind Irrthümern und

Verirrungen unterworfen, wie die Individuen, die die besondern Gesellschaften ausmachen. Sie haben wie die physischen Körper Krisen, Anfälle von Wahnsinn, Convulsionen, Revolutionen und Veränderungen der Formen auszustehen; sie werden wachsam, und nehmen ab; sie werden allmählig krank, und genesen wieder; kurz die Nationen haben wie alle Wesen des menschlichen Geschlechts ihre Kindheit, ihre Jugend, ihr männliches, ihr Greisen-Alter, und ihren Tod, ein Ziel, das die Natur allen Werken ihrer Hände gesteckt hat.

§. III. Noch auf die nämlichen Völker zu allen Zeiten.

Es ist demnach leicht einzusehen, daß die Politik in diesen verschiedenen Staaten und in ihren verschiedenen Perioden die Völker nicht auf eine unveränderliche und einförmige Art regieren, noch ihnen Gesetze geben kann, die ihnen allzeit gleich nützlich sind. Wenn die Nationen in dem nämlichen Zustande bleiben; wenn nicht ihre Bedürfnisse der Veränderung unterworfen wären; wenn man mit einem Scharfblicke die Begebenheiten voraussehen könnte, die ihnen aufstoßen; wenn ihre Leidenschaften nicht verschieden ihr Spiel trieben: so wäre es möglich, ihnen ständige, zu allen Zeiten auf sie passende Gesetze vorzuschreiben. Der Gesetzgeber darf nur den gegenwärtigen Zustand seiner Nation vor Augen haben. Ein armes, nicht zahlreiches, vom Handel entblößtes Volk ohne Freyheit ist nicht für die nämlichen Gesetze empfänglich, welche ein reiches, starkes und freyes Volk hat.

Beym Anfange der politischen Gesellschaften waren die Nationen gemeiniglich nur ein Haufen wilder, dürftiger Krieger ohne Ackerbau, ohne veste Wohnsitze, ohne Kunstfleiß und Handlung; sie waren an keine Gegend gefesselt, irrten ohne Unterlaß umher, und änderten unaufhörlich ihre Wohnungen. Nach und nach setzten sich diese Nomaden vest, führten Ordnung ein, und kosteten die Annehmlichkeiten des Friedens und eines ruhigern Lebens; sie wiedmeten sich alsdann dem Ackerbaue, den Manufacturen, und dem Handel. Es läßt sich leicht denken, daß sich ihre Gesetze nach dem Maaße ihrer Vervollkommnung ändern mußten: ursprünglich sehr nützliche wurden in der Folge sehr schädlich; solche, die sich für Soldaten schickten, paßten nicht mehr für Bauern oder Kaufleute. Die ersten Gesetze der Nationen mußten allzeit einfach und nicht zahlreich seyn: nach dem Maaße, wie sich die Bedürfnisse vermehrten, mußten sich diese Gesetze häufen, und vervielfältigen. Hatten endlich die Reichthümer die Sitten verdorben, so mußte die Gesetzgebung, welche dem Zustande der Nationen in ihren verschiedenen Perioden folgen muß, der raffinirten und vermehrten Leidenschaften der Menschen nothwendiger Weise einen stärkern Damm entgegensetzen.

§. IV. Die Gesetze können nicht ewig bestehen.

Die Philosophen und die weisesten Gesetzgeber geriethen unaufhörlich auf Abwege, weil sie diese verschiedenen Umstände außer Augen ließen. Sie glaubten, daß

unveränderliche Gesetze im Stande wären, die Menschen glücklich und ihre Regierung dauerhaft zu machen: sie schmeichelten sich, daß die Menschen in dem nämlichen Zustande bleiben würden, in welchem sie sie angetroffen hatten; sie nahmen keine Rücksicht auf unvorhergesehene Begebenheiten, auf die Veränderungen der Begriffe und Bedürfnisse, die die Zeit, diese mächtige Gebietherinn, in den Gesellschaften hervorbringen kann. Wie konnten sie auch Begebenheiten vorhersehen, die im Schooße der Natur und des Schicksals verborgen sind? Die Erfahrung allein kann sie überhaupt belehren, daß die Gewohnheit, das Vorurtheil, der Gebrauch weit stärker sind, als die Vernunft.

Nur mit zitternder Hand, mit einem Blicke voll Ehrfurcht, mit dem Geiste der reifsten Ueberlegung darf man an die Abänderung veralteter Gesetze gehen: das Volk muß allzeit sehen, daß die Gesetze heilig sind. Sie sind aber auch das, was die Feder in einer Uhr ist. So behutsam, so pünctlich diese aufgezogen werden muß, mit eben so vieler Behutsamkeit und Pünctlichkeit müßen jene angewandt werden. Dadurch daß die Gesetze die Staatsmaschine beständig in einer ordentlichen und wohlthätigen Bewegung erhalten, verbrauchen sie sich, und veraltern: sie müßen zuletzt, wenn nicht das Ganze stocken soll, durch neue ersetzt werden.

§. V. Von dem Vorurtheile der Vorliebe für das Alterthum.

Man sieht demnach, wie gefährlich die Vorurtheile sind, die die von unsern Vätern angenommenen Gesetze als die unveränderliche Richtschnur für das gegenwärtige Benehmen der Staaten angesehen wissen wollen. Das Alterthum hat so viele Gewalt über die Menschen, daß sie fürchten, sie würden sich zu Gotteslästerern machen, wenn sie von seinen Einrichtungen abgiengen. Das Alter scheint berechtiget, keine Prüfung gestatten zu dürfen: was lange gedauert hat, gilt allzeit für unverletzlich und heilig. Gerathen die Völker und ihre Regenten durch die Veränderung der Umstände in die Enge, so sucht man sich gemeiniglich mit den ursprünglichen Gesetzen zu helfen; man schmeichelt sich glücklicher zu seyn, sobald man das befolgt, was ehemals Sitte war; und man sieht nicht ein, daß Gesetze, die älter als die Umstände sind, nicht dem Ungemache abhelfen können, das diese Umstände veranlaßt haben. Fühlt man denn nie, daß, wenn die Zeit die Meynungen, die Bedürfnisse, die Leidenschaften, die Vorurtheile der Menschen ändert, sie auch macht, daß ihre gegenwärtige Lage nothwendiger Weise mit den Gesetzen im Widerspruche steht, die ehmals galten? Charthago gieng zu Grunde, weil es nach Hannibals Vorschlag seine alten Mißbräuche nicht heben wollte. Athen zerfiel, weil ihm die Verbesserung seiner Gebrechen nicht behagte. Die teutschen Landesherren und Landesherrchen werden unter dem alten gothischen Gebäude,

Reichsverfassung genannt, begraben werden, weil sie sich selbst, itzt da es noch Zeit ist, nicht die Mühe geben, die alten Materialien zu einem neuen Gebäude zu verwenden. Als Locke dem amerikanischen Georgien Gesetze gab, wollte er nicht, daß sie über hundert Jahre dauerten.

Der itzigen Vernunft steht es zu, die alten Einrichtungen, deren Mißbräuche, deren Gefahren, deren Unbrauchbarkeit uns die Erfahrung kennen gelernt hat, zu verbessern, abzuändern, ja selbst umzustossen. Die meisten europäischen Nationen werden heut zu Tage von alten Gesetzen tyrannisirt, die gegen ihre dermalige Lage streiten: man hält sie in Ehren, weil sie ehmals in Ehren gehalten wurden: policirte Nationen stehen noch unter dem eisernen Scepter der von Barbaren ersonnenen Gebräuche und ungerechter Gewohnheiten. Militairische, von wilden Eroberern gemachte Gesetze sind in friedfertigen und durch Handel blühenden Staaten im Schwunge. Die römischen Gesetze dienen mehrern Nationen zur Richtschnur, die nichts mit dem alten Rom gemein haben. Was sage ich? Die verschiedenen Provinzen eines und desselben Staats, ja die Städte einer und derselben Provinz haben nicht einmal die nämlichen Gesetze, die nämlichen Gewohnheitsrechte, die nämlichen Gebräuche; jeder Theil einer und derselben Nation wird nach Vorschriften regiert, die ihm einst Souveraine unter Umständen gaben, welche nicht mehr obwalten. Jeder will hartnäckig bey seinen alten Einrichtungen beharren, die er Privilegien und Gerechtsame nennt, während sie oft sehr schädlich, sehr albern, sehr ungerecht sind.

§. VI.

§. VI. Fehler in der Gesetzgebung.

Aus diesem bunten Mischmasche von Gesetzen und Gewohnheiten entsteht unter unsern heutigen Nationen eine dunkle, abgeschmackte, widersprechende, fast allzeit gegen die gesunde Vernunft anstoßende Jurisprudenz. Die aufgeklärtesten Tribunäle werden ohne Unterlaß von Formen, von Gebräuchen, von Vorurtheilen, von unvernünftigen Gerichtsordnungen gefesselt, und wissen nicht, wie sie sprechen sollen. Mitten unter einem Chaos unverständlicher Gesetze ist die Billigkeit zweifelhaft, welche Parthey sie ergreifen soll, und entscheidet nach dem Ohngefähr. Geheimnißvolle, verwickelte und dunkle Gesetze zeugen von dem Vorsatze, den man sich gemacht hat, den Bürgern Fallstricke zu legen, um sie darinn zu verstricken. Die Gesetze müßen für diejenigen, die sie befolgen sollen, verständlich seyn; jeder Bauer von schlichtem Menschenverstande soll aus dem Gesetzbuche das Recht oder Unrecht eines vorliegenden Falls entscheiden können: vielerley Gesetze sind ein Zeichen einer schlechten Regierung; manche teutsche Reichsstände haben ihre Länder mit einer Sündfluth von Verordnungen überschwemmt, die aber auch, um uns so auszudrücken, nur von elf Uhr bis Mittag dauern. Es ist ein seltsames Verhängniß, daß in den Staaten, welche sich der meisten Freyheit rühmen, die Gesetze und ihre Verbesserung gänzlich außer acht gelassen werden. Wenn je die Gesetze einer Nation der Revision bedürfen; so sind es die englischen, die bey der einen Gelegenheit oft eben soviel Grausamkeit, wie bey einer andern Milde beweisen. Noch giebt es unter den

Menschen keine erträgliche Gesetzgebung; die Meynung, das verjährte Ansehen, die Routine, die niemals nachdenkt, sind die Führer der aufgeklärtesten Nationen: oft wäre der Bürger glücklicher, wenn er gar keine Gesetze hätte, und sich durch den geraden natürlichen Menschensinn leiten ließ, als durch einen Wust von Gesetzen, die ihn an der Erkenntniß seiner Rechte hindern. Die Urtheile werden dadurch willkührlich, Recht und Unrecht wird verwechselt; es herrscht nichts vestes in den Bescheiden der Tribunäle. Der Richter wird bisweilen gezwungen, um des Gesetzes und der Form willen der Billigkeit zu entsagen. Daraus entspringen jene Verzögerungen, jene Verewigungen der Processe der Bürger. Die Nationen sind mit einer Menge von Menschen überhäuft, deren Amt es ist, den übrigen Unterthanen eine geheimnißvolle Wissenschaft auszulegen, zu commentiren, und aufzuklären; Niemand kann sich schmeicheln, in seinen eignen Angelegenheiten hell zu sehen: Niemand kann versichern, ob das Recht würklich auf seiner Seite sey. Die Justitz ist, wie Pütter sagt, eine Lotterie. „Die Form ist die „Beschützerinn der Völker.“ Dieses ist das Axiom unsers Jahrhunderts: wenige Personen haben Erfahrung genug, um gegen die Unterlassung der Formalitäten gesichert zu seyn; indessen sind sie allein bey uns im Stande, die ausgemachtesten Rechte zu zernichten, und der vorsichtigern Unbilligkeit den Sieg zu verschaffen. Das Vermögen des Bürgers wird von Menschen verschlungen, die ihn beym Genuße seines Hab und Guts handhaben sollten: es wird einem Haufen gieriger Blutigel zur Beute, deren einzige Beschäftigung ist, die Wahrheit zu verdunkeln und zu verunstalten, während sie sich rühmen, daß sie sie vertheidigen, oder in ihrem Glanze zeigen;

durch ihre Raubsucht, durch ihre Untreue, oder durch ihre Ungeschicklichkeit trostlos gemachte Familien betrachten oft das Gesetz wie eine Geißel, und man geräth in Versuchung, die willkührlichen und schnellen Entscheidungen in noch so despotischen Ländern der angeblichen Gerechtigkeit vorzuziehen, die man in vielen freyen und policirten Reichen erlangt. Mitleidig wendet jeder Menschenfreund seinen Blick von der Schwäche und dem kränkelnden Zustande unserer teutschen Reichsjustitz.

§. VII. Die Gesetze müßen sich nach den Bedürfnissen des Staats richten.

Sobald sich also die Nationen oder ihre Regenten durch den Drang der Umstände gezwungen fühlen, so kehren sie zu den Grundsätzen des gesellschaftlichen Vereins der Menschen zurücke, so studiren sie ihre Natur, so ziehen sie die Erfahrung und die Vernunft zu Rathe, so wiegen sie ihren Nutzen ab, so erkundigen sie sich nicht um das, was einst geschah, oder was heut zu Tage Sitte ist, sondern um das, was man heute thun sollte, so hören sie auf, sich nach barbarischen und lächerlichen Gebräuchen, Einrichtungen und Gesetzen zu richten, die für sie nichts als die Sanction der Unwissenheit, des Vorurtheils, der Gewohnheit, des Alterthums haben, die ursprünglich nie ernsthaft geprüft worden sind, die man in einemfort dumm und maschinenmäßig verehrt; so sehen sie endlich ein, daß die Gesetze für die Völker und nicht die Völker für die Gesetze gemacht sind.

Es wäre eben so abgeschmackt, wenn man haben wollte, daß die alten Gesetze nicht aufgehoben werden

sollten, als wenn man verlangte, daß sich erwachsene Menschen noch immerhin ihrer Kindeskleider oder der Wickelschnur bedienen möchten, die sie in ihrer Wiege trugen. Nach dem Maaße, wie sich das gesellige Leben aufklärt, vervollkommert oder abändert, müßen sich auch seine Vorschriften und Maximen ändern. Fast alle Nationen werden von abergläubischen und politischen Vorurtheilen hinter das Licht geführt, und diese Vorurtheile sind gerade ihrem theuersten Interesse entgegen. Die Erfahrung und die Vernunft werden von den Souverainen fast nie zu Rath gezogen. Die Natur und das Bedürfniß müßen die Menschen leiten und sie eher regieren, als Gesetze, Gewohnheiten und sonstige Einrichtungen; ihre Herrschaft ist älter als alle menschlichen Anordnungen; die Vernunft des Volks gründet sich so wie die der Individuen auf Erfahrung; die Politik ist nur, ich wiederhole es, die auf die Bedürfnisse des Staats angewandte Erfahrung oder Vernunft; sobald ein Gesetz schädlich wird, so muß es entweder abgeändert oder abgeschafft werden. Die Vernunft muß zu allen Zeiten den Gebrechen der Gesetze abhelfen; sie sind oft nichts als das Werk der Gewalt oder des Vorurtheils.

§. VIII. Die Philosophie ist der Politik nützlich.

Philosophen gaben bisweilen den Nationen Gesetze; die Solone, die Lykurge waren Weise: Menschen, welche über die menschliche Natur nachgedacht haben, sind allein im Stande, die Fehler zu bemerken und zu ver-

bessern, die sich nach und nach in die Ausübung der Gesetze einschleichen, und die gemeiniglich den Verfall und den Untergang der Staaten herbeyführen. Geben wir also jenen schwachköpfigen Schreyern kein Gehör, welche behaupten wollen, daß die Philosophie zu den Geschäften untauglich, zu menschenfeindlichen Zweiflern, zu Atheisten, und also zu sittenlosen oder schlechten Bürgern macht. Nach Plato sind die Völker glücklich, wann die Philosophen Könige sind, oder wann die Könige Philosophen sind. Ist in der That die Philosophie etwas anders, als das Studium der Ursachen und Würkungen, als die Prüfung dessen, was der Gesellschaft nützlich oder schädlich ist, als die Lehrmeisterinn der Sittlichkeit, als die Bekämpferinn der Zweifelsucht, die den Menschen wie eine Furie durchs Leben peitscht, als die Predigerinn der Geduld in Leiden, welche zu unserer Vervollkommerung führen, als die Stütze der Religion innerhalb den Gränzen der Vernunft? Wer also sagt, daß die Philosophie der Politik unnütz oder zuwider ist, der sagt, daß es unnütz oder gefährlich ist, über den für das Glück der Nationen wichtigsten Gegenstand reif nachzudenken oder Ueberlegungen anzustellen, und daß sie von der Dummheit, von der Routine, von der Unklugheit und dem Eigensinne regiert werden müßen. Agrippina entzog nach dem Zeugnisse des Tacitus ihren Sohn Nero der Philosophie, und bald wurde Nero der grausamste, der unempfindlichste der Tyrannen.

Soll denn die Kenntniß des menschlichen Herzens und seiner verschiedenen Regungen der Politik, deren Sache es ist, seine Triebfedern in Bewegung zu setzen, gleichgültig seyn? Soll eine blinde Routine hinreichen, um Mittel ausfindig zu machen, welche auf unvorherge-

sehene Begebenheiten und, sozusagen jeden Augenblick, sich ändernde Umstände anwendbar sind? Man muß sich nicht wundern, daß die weisesten Gesetzgebungen im Anfange nicht immer die gewünschten Würkungen hatten, daß die klügsten Anstalten von keiner Dauer waren, daß sich die Grundsätze, die man als die unbestreitbarsten ansah, in der Ausübung selbst widersprachen. Es giebt Dinge, die die Klugheit, das Nachdenken, die Erfahrung voraussehen, und denen sie vorbeugen können; nie können aber die scharfsichtigsten Augen die geheimen Bewegursachen, die verborgenen Keime, und so zu sagen, die politischen Elemente entdecken, die sich nach und nach vereinigen, und am Ende Massen bilden, welche fähig sind, den Zustand der Nationen zu ändern, sie aufzulösen nnd zu Grunde zu richten.

Man wirft der Philosophie vor, daß sie die Bürger gleichgültig und zum Dienste des Vaterlandes unfähig macht: unter einer aufgeklärten Regierung, unter einer freyen Nation, in einem — vernünftigen Gesetzen unterworfenen Lande ist der Philosoph allzeit ein thätiger Bürger, der für seine Mitbürger denkt, den die Liebe zu seinem Lande erwärmt, der arbeitet, um die Sphäre seines Glückes zu erweitern. In einem wohlregierten Lande schätzt man den einsichtsvollen Mann; Solon, Plato, Xenophon fanden bey den Athenienfern Gehör —, und wurden von ihren Landsleuten geachtet. Nicht so unter einer despotischen Regierung; dort ist der aufgeklärte Mann verdächtig, seine Grundsätze von Recht und Billigkeit, von Freyheit und Menschenwürde werden verächtlich als neumodische, nach Empörung schmeckende, philosophische Principien verschrieen, und er gilt für einen schlechten Bürger; er ist einer thörichten Staatsverwal-

tung nur ein lästiger Sittenrichter; und gezwungen, im Stillen zu denken, begnügt er sich, über ein Vaterland zu seufzen, das von so unklugen Thoren bedient wird, die Jeden strafen, der es wagt, ihm zu dienen.

§. IX. Die Politik muß auf die Zukunft denken.

Die weiseste Gesetzgebung kann nicht mehr verlangen, als daß man die glücklichen oder unglücklichen Folgen der schon bekannten Umstände vorher berechnet; sie bewahrt sich alsdann vor den traurigen Würkungen, die sie hervorbringen können; sie bereitet ihren Erfolg vor, und legt zum voraus den Grund zum künftigen Glücke. Wenn man die lasterhafte Schläfrigkeit und Sorglosigkeit derjenigen sieht, die die Welt regieren; wenn man den Leichtsinn betrachtet, mit dem sie Menschen und Schätze durch unnütze und immerwährende Kriege verschwenden; wenn man die Unerfahrenheit, die Ungeschicklichkeit, die Unbesonnenheit in's Auge faßt, mit der sie Gesetze machen, welche so oft das gegenwärtige und zukünftige Schicksal der Nationen entscheiden: so geräth man in Versuchung zu glauben, daß das Ohngefähr allein die Menschen regiere, daß die Klugheit nichts mit der Politik gemein habe, daß diejenigen, welche das Glück der Menschen in ihren Händen haben, nicht auf den andern Tag denken. Eine wahrhaft schwache und unnütze Politik, die sich blos mit dem gegenwärtigen Wohlstande abgiebt. Sie muß voraussehen und zuvorkommen. Kurz die Weisheit muß Mittel gegen die gählingen und unerwarteten Vor-

fälle an Handen geben, welche das Daseyn des von ihr regierten Staats bedrohen.

§. X. Die Gesetze müßen nach dem Umfange der Länder verschieden seyn.

Der Umfang der Länder und die Zahl ihrer Einwohner müßen einen sehr großen Unterschied zwischen den Gesetzgebungen machen. Ein kleiner, so zu sagen innerhalb den Wällen einer Stadt eingeschlossener Staat, dessen nahe beysammen wohnende Unterthanen sich alle einander kennen, und auf eine gewisse Art immer unter den Augen des Souverains sind, welcher allzeit mit ihren Bedürfnissen und Uebeln bekannt ist, ein solcher Staat, sag' ich, hat keine so strenge, so verwickelte, so vielfache Gesetze nöthig, wie ein Reich, dessen weiter Umfang Ursache ist, daß die vom Mittelpuncte erhaltene Bewegung gegen seine Extremitäten zu allzeit schwächer wird. Darum fallen die großen Staaten am Ende gemeiniglich in die Fesseln des Despotism. Die Menschen wären weit glücklicher, wenn der Umfang ihrer politischen Gesellschaften den natürlichen Kräften ihrer Regenten angemessener wäre. Es ist unmöglich, daß das ungeheure russische Reich so milde regiert werden kann, wie der Freystaat von Genf.

Es wäre vielleicht sehr nützlich, die großen Staaten in Districte oder Provinzen, in Departemente oder Kreise abzutheilen und zu verstückeln, um daraus einen vereinigten Bund, sey es nun unter einem Haupte, oder unter einer allgemeinen Versammlung von Repräsentanten zu

bilden, die aus den durch die besondern Versammlungen eines jeden Districts oder einer jeden Provinz gewählten Deputirten bestünde, indessen diese letztern von den Bürgern der nämlichen Abtheilung gewählt würden. Man hat Ursache zu glauben, daß eine solche Einrichtung den entweder mit der übermäßigen Größe, oder mit der zu großen Geringfügigkeit der Staaten verbundenen Ungemächlichkeiten vorbeugen würde. Die Kleinen würden durch die allgemeine Verbindung mächtiger, und die Völker würden von den zahllosen Unfällen, und von dem abscheulichen Despotism befreyt, denen die großen Staaten ausgesetzt sind. Man braucht eine große Stärke um große Massen zu bewegen. Nichts ist seltener und von kürzerer Dauer, als ein großer Staat, der weise regiert wird. Als die Herrschaft Roms am ausgebreitesten war, war es seinem Verfalle am nächsten.

§. XI. Gegenstände der Gesetzgebung.

Die Gesetzgebung wäre vollkommen, wenn sie sich über alle Verhältnisse der Lage, der Ausbreitung, des Grund und Bodens, des Klimas, des Temperaments, des Genies, der Sitten und der Begriffe der Völker erstreckte. Oft stimmen diese Dinge sehr wenig unter sich überein; es ist daher eine beständige Aufmerksamkeit von Seite der Regierung nöthig, damit sie mitten im Kampfe der Umstände, welche sich unaufhörlich entgegen arbeiten, das rechte Gleichgewicht zu halten im Stande sind. Wenn die Gesetze einer Gesellschaft nicht immer die nämlichen seyn können; wenn ihre Bedürfnisse verschieden

sind; so muß die Regierung unermüdet beschäftiget seyn, eine Maschine auszubessern, deren Federn sich in die Länge verbrauchen; sie muß an die Stelle derjenigen, die ihre Schnellkraft verloren haben, neue setzen.

Ein Schriftsteller des Alterthums sagt: „Wer allen „gebiethet, muß der weiseste aus allen seyn;“ und la Beaumell's Worte sind: „So wie Gott das Schlimm„ste aller Wesen seyn müßte, wenn er nicht das Beste „wäre; so ist der Fürst der Lasterhafteste seines Volks, „wenn er nicht der tugendhafteste desselben ist.“ Die Einsichten, die man durch Erfahrung erlangt, mit Tugend gepaart, geben einem einen nothwendigen Vorzug vor dem gemeinen Manne; dieser auf die Nützlichkeit gegründete Vorzug ertheilt so zu sagen den erfahrensten und tugendhaftesten Bürgern das Recht, die minder einsichtsvollen zu leiten. Regieren ist dann eine Wohlthat; es heißt die Schritte der Blinden und Schwachen leiten. Die Gesellschaft kann ihre Leitung nie ihren Regenten anvertrauen, ohne dabey Vortheile zu finden. Die Politik unterstellt also tiefere Ueberlegung, ausgebreitetere Kenntnisse und eine längere Erfahrung, als die des Pöbels, den gemeiniglich das Arbeiten am Nachdenken hindert. Die Nationen sind, wie wir sahen, Irrthümern, Anfällen von Enthusiasm, Vorurtheilen unterworfen, die oft auf ihren Untergang abzielen; ihr Schicksal ist Zweifelsohne bedauernswerth, sobald ihre Regenten von falschen Ideen berauscht sind, die sie blenden. Die Politik muß ruhig, sie muß von Leidenschaften und Vorurtheilen frey seyn; sonst wird eine blinde Nation von Blinden geführt, die auf ihren Untergang losgehen.

§. XII. Schlechte Gesetze machen schlechte Menschen.

Die Gesetzgebung sagt man, nimmt alle Menschen als schlecht an; wäre es nicht eher wahr, wenn man sagte, daß eine schlechte Regierung sie so macht, daß diese die meisten Laster, die meisten Leidenschaften, die meisten falschen Ideen, von denen sie angesteckt sind, zur Welt bringt? Die Indianer sind ein angenehmes, zärtliches, mitleidiges Volk; aber ihre Gesetze athmen auch keine Strenge, und die Strafen sind selten. Die Japoneser hingegen haben einen grausamen Character, den strenge Urtheile, und der Anblick blutiger Strafen erzeugen und nähren. Die Menschen wären glücklicher und besser, wenn sie weiser regiert würden: sie sind nur darum schlecht, weil sie sich sowohl in Ansehung der Gegenstände betrügen, in die sie ihr Glück setzen, als in Ansehung der Mittel, dazu zu gelangen.

Die Politik muß das persönliche Interesse oder die Selbstliebe, die alle Menschen beseelt, nicht ersticken, sondern ihr eine der Gesellschaft vortheilhafte Richtung geben: sie muß das Genie der Völker, die sie regiert, studiren: sie muß ihre Gesetze auf ihr Temperament anpassend machen. Stolze, muthige und freye Völker müssen durch Ehre, Achtung, Hochschätzung; aufgeklärte und vernünftige durch Vernunft geleitet werden. Die Regierung darf bey dem kältern Teutschen nicht so sehr, wie bey dem mit einer lebhaftern Einbildungskraft begabten Franzosen auf das Gefühl seines Stolzes sehen. Der an wenige Bedürfnisse gewöhnte Spartaner war

für andere Gesetze gemacht als der verfeinerte Athenienser und Korinther. Die Sache der Politik ist, die Leidenschaften und Meynungen der Völker zu lenken, zu mäßigen, zu verbessern; sie würde gefährlich, wenn sie selbst ihr Sklave würde. Jeder Irrthum ist den Menschen schädlich; indessen wird ihnen oft der Irrthum selbst werth: die Gewohnheit hält sie darinn zurücke; man reizt ihren Zorn, wenn man ihnen mit aller Gewalt Gegenstände entreißt, die sie aus Gewohnheit werth und in Ehren halten. Die Vorurtheile der Völker erfodern von Seite ihrer Regierung alle Klugheit; sie lassen sich nicht ohne Gefahr berühren, sie sind Wunden, die man kaum betasten darf. Das Volk ist ein Kranker, den zu gewaltsame Arzneyen allzeit aufbringen: man darf sie ihm nicht eher geben, als bis die Palliative und gelinden Mittel vergebens gebraucht worden sind. Wann die aus den Vorurtheilen entspringenden Uebel übermäßig groß werden, und dem politischen Körper eine nahe Auflösung drohen, dann sind die Machthaber bisweilen im Nothfalle, die Völker zu zwingen, wider ihren Willen glücklich zu seyn: jenen Kranken gleich, die wüthend werden, während man sie operirt, schenken sie am Ende der gegen sie zu ihrem Vortheil gebrauchten Strenge, die sie vor dem Tode sicherte, ihren Beyfall.

§. XIII. Mittel, welche die Politik anwenden muß.

Aber, wird man sagen, welches sind denn jene sanften Mittel, die unvermerkt würken, die die Natur er-

leichtern helfen, ohne ihr heftig zuzusetzen, oder sie in ihrem Gange zu stören? Es giebt kein sichereres, als die Erziehung und den Unterricht. Wenn die Regierung den Unterthanen erlaubt, sich aufzuklären, wenn diejenigen, die man zu Staatsämtern beruft, und die bestimmt sind für die Völker zu wachen, die Vorurtheile fahren lassen, sobald sie ihre Folgen und Gefahren kennen lernen; so werden sie eben soviele Dämme gegen den Ungestümm eines blinden und unklugen Haufens: das Licht der Vernunft breitet sich um sich her aus, und allmählig werden alle Theile einer Nation verhältnißmäßig (*) und hinlänglich aufgeklärt.

Die Erziehung ist in den Händen der Politik das sicherste Mittel den Völkern die Gefühle, die Talente, die Begriffe, die Tugenden beyzubringen, die ihnen nothwendig sind. Der Mensch ist in seinem zarten Alter aller Eindrücke empfänglich, die man auf ihn zu machen wünscht; er gleicht einem jungen Bäumchen, das in den ersten Jahren seines Wachsthums die Richtung bekömmt, nach der es seine Früchten tragen soll: es ist für die Politik wichtig, sich in diesem Alter Gehülfen zu bilden. Anstatt den Menschen abstracte und ermüdende Ideen beyzubringen, mit denen man gemeiniglich die ersten Jahre der Jugend beschäftiget, präge man ihren Seelen die so einfache Kenntniß ihrer natürlichen Pflichten, die Begriffe von Gerechtigkeit und Geselligkeit, Ba-

---

(*) Wenn Aufklärung verhältnißmäßig verbreitet, wenn der Bauer und Bürger nicht mehr und nicht weniger gelehrt wird, als was jeden in seiner Sphäre glücklich macht; so kann sie unmöglich schädlich werden. Ewald über Volksaufklärung und ihre Grenzen setzt ihr richtiges Maaß und Ziel.

terlandsliebe, Enthusiasm für die Tugend und die Ehrbegierde nützlich zu seyn ein; Gegenstände, die ohne Zweifel weit interessanter sind, als unnütze Grübeleyen und als ein Haufe trockener Kenntnisse, die man auf die Bedürfnisse der Gesellschaft nicht anwenden kann. Die Menschen sind nur darum unglücklich, ungesellig und schlecht, weil man sich nicht bemüht, sie über ihr wahres Interesse aufzuklären; eine schlechte Regierung theilt sie nur, macht sie dumm und ungesellig, trennt das persönliche von dem allgemeinen Interesse, kurz, legt den Keim zum Laster, und darf sich nicht wundern, warum sie keine Tugenden ärndet. Schlechte Gesetze, ungerechte Regierungen, fehlerhafte Einrichtungen, alberne Gebräuche, ein fanatischer, unmenschlicher, unduldsamer, ungeselliger Aberglaube bilden allzeit schlechte Bürger.

§. XIV. Die Politik muß sich die Sitten angelegen seyn lassen.

Die Politik muß die Sitten der Nationen bilden; sie muß ihnen die zu ihrer Aufrechterhaltung, zu ihrer Sicherheit, zu ihrem Wohlstande nöthigen Neigungen einflößen. Kein Volk war mehr von dieser Wahrheit überzeugt, als die Römer, die von Staatswegen ihre eignen Sittenrichter oder Censoren hatten, welche aber auch bey einreißendem Sittenverderbnisse und dem darauf gefolgten Verfalle des Staats ohne Kraft und Nachdruck waren. Bey uns borgten die Priester die Maske der Sittenrichter; aber statt daß diese durch ihre Grundsätze und durch ihr Beyspiel die Moralität

hätten aufrecht erhalten sollen, verbargen sie unter ihrer Maske ihre Unsittlichkeit.

Wenn die Bevölkerung ein wesentlicher Gegenstand für den Staat ist, so macht die Gesetzgebung die ehelichen Bande heilig und theuer. Sie muntert tugendhafte Väter auf, dem Staate treue Unterthanen zu bilden; sie hält die Kinder zu der Folgsamkeit an, die nöthig ist, um den Unterricht zu empfangen, den man ihnen geben will; sie fodert zur Erkenntlichkeit auf, und straft den Undank, der die Wohlthätigkeit, dieses so süße Band der Gesellschaften, in den Herzen erstickt. Sie giebt den Wissenschaften, den Künsten und allen in der That wahrhaft nützlichen Kenntnissen Muth: sie flößt Liebe zur Gerechtigkeit ein, welche durch die List, durch den Betrug, durch die Lüge und durch die Laster, die die Menschen gegen einander mißtrauisch machen, von den Unterthanen verbannt wird. Es ist dem Staate daran gelegen, über tugendhafte Menschen zu befehlen; nichts ist schwerer, als eine Gesellschaft zu regieren, deren Glieder verdorben sind.

Es würde hier zu weit führen, wenn man den schädlichen Einfluß der Laster jeder Art auf den Staat zeigte; nur von etlichen soll es geschehen. Der Geiz verscharrt den Reichthum, welcher die wohlthätigsten Würkungen für die Staatsbürger hervorbrächte, wenn er im Umlaufe unter ihnen wäre: so aber macht Habsucht und Kargheit den Geizhals für die Gesellschaft todt, die diesem Undankbaren sein Leben sichert und sein Vermögen vermehrt. Mißbrauch der zeitlichen Güter zur Verschwendung und Ueppigkeit ist noch mehr als Geiz dem wahren Vortheile des Staats entgegen. Elend und Armuth sind die gewöhnlichen Folgen des-

selben, und was nützt dem Staate der durch Schwelgerey, durch den übermäßigen Genuß sinnlicher Vergnügungen am Geiste und Körper geschwächte Bürger? Wenn er auch zunächst nur sich selbst schadet, wenn auch keiner seiner Mitbürger unmittelbar dadurch Nachtheil leidet, so ist er doch für das Ganze eine unnütze Last: und was ist in unsern Tagen aus den höhern Volksklassen in Frankreich geworden, die seit Langem die Gesetze der Ordnung, Mäßigkeit, Keuschheit und klugen Sparsamkeit verachteten? — Ueber Unwissende, Bettler, Ehrlose, niederträchtige Geizige, über leichtsinnige Verschwender, über entnervte Wüstlinge kann vielleicht wohl der Despot mit leichterer Mühe den eisernen Scepter der Tyranney schwingen. Aus ihnen kann sich vielleicht der blut- und raubgierige Eroberer Sklaven seiner schändlichen Leidenschaften, Werkzeuge seiner Wuth auslesen. Aber wo ist hier Wohl des Ganzen, möglichstes Wohl des Einzelnen? Wo, wenn Gefahr von außen droht, Nachdruck und Kraft zur Vertheidigung? Wo Vaterlandsliebe, die zu edeln Aufopferungen antreibt? Wo, wenn sich ernstliche Hindernisse dem raubgierigen Plünderer entgegenstellen, Muth zum Ausdauern? (*)

Um die Menschen zu bessern, muß man ihnen richtige Begriffe beybringen; die Unwissenheit und die Vorurtheile machen allzeit boshaft. Die Gesetzgebung muß die öffentliche Meynung regieren, und sich nur dann von ihr beherrschen lassen, wenn sie der Vernunft oder dem Wohl der Gesellschaft angemessen ist. Ist die öffentliche Mey-

---

(*) Man lese hier ganz den ersten Abschnitt des I. Th. in dem Versuche über das Verhältniß der Moral zur Politik von G. H. v. Berg.

Meynung wahr, so ist sie allzeit gerecht, sie straft das Böse, sie schätzt das Nützliche und Gute; das Gesetz bestätigt ihre Urtheile, und alle Bürger fühlen den mächtigen Reitz der Tugend und Abneigung gegen das Laster.

Mit einem Worte, die Regierung muß bedacht seyn, gesunde und starke Körper zu bilden; dieses bewürkt sie, wenn sie Ueberfluß und Bequemlichkeit verschafft, wenn sie zur Arbeit gewöhnt, wenn sie das Land gesund macht. Sie bildet die Herzen ihrer Unterthanen, wenn sie ihnen die Lehren einer gesunden Moral beybringt, wenn sie ihnen die Tugend zur Gewohnheit macht, wenn sie das Laster in Schrecken setzt, und lobenswürdige Handlungen belohnt. Die Regierung bildet endlich ihren Geist, wenn sie ihnen Unterricht und die zur Erhaltung des Staats nöthigen Kenntnisse ertheilt. Ueber nichts muß man sich mehr wundern, als über die schimpfliche Gleichgültigkeit, die die meisten Regierungen in Ansehung so wichtiger Gegenstände zeigen; es giebt, ich wiederhole es, fast kein einziges Land in Europa, wo sich die Politik ernsthaft mit der Erziehung der Bürger abgiebt. Mögen sich auch hie und da Gelehrte besonders in einigen Staaten Teutschlands dieses für die ganze Menschheit so wichtige Geschäft angelegen seyn lassen, so sind das doch nur Nachtlämpchen in den Hütten einzelner guter Menschen gegen die das Universum erleuchtende Sonne der Aufklärung. Wir erblicken fast nirgends eine Gymnastik, um den Körper zu üben, noch eine wahre Moral um das Herz zu bilden: die Wissenschaften scheinen der Vorbehalt unbekannter Bürger zu seyn, die der Staat nie um ihren Rath frägt. Ein Staatsbeamter und ein Schriftsteller werden als zwey

nicht miteinander vereinbarliche Dinge betrachtet. Ist es demnach auffallend, heut zu Tage überall Menschen ohne Kräfte, ohne Einsichten und ohne Tugend zu sehen? Ohngeachtet der Kenntnisse, deren wir uns rühmen, hat die Wissenschaft zu Regieren noch sehr wenige Fortschritte gemacht.

§. XV. Sie muß Staatsmänner bilden.

Wenn die große Kunst der Politik darinn besteht, für die Bedürfnisse des Staats zu wachen, so kann sie durch die Erziehung allein, so zu sagen, eine Pflanzschule von Bürgern anlegen, wie sie sie wünschen mag. Richtet sie sich nach den Umständen des Vaterlandes, so kann sie die Augen der jungen Leute bald auf den Ackerbau, bald auf den Handel, bald auf die Kriegskunst wenden. Einer der ärgerlichsten Fehler der meisten Regierungen ist die Vernachläßigung der Souveraine Männer zu bilden, die im Stande sind, sie in den Fächern der Staatsverwaltung zu erleichtern. Man sollte sagen, daß, wenn ein sehr oft unfähiger Monarch seinen Unterthanen noch so schwere Aemter giebt, er ihnen auch die dazu nothwendigen Talente, Kenntnisse und Einsichten zu ertheilen im Stande sey. Ist es denn auffallend, von Ebentheurern regierte, vom Ohngefähr geleitete Nationen zu sehen? In vielen Staaten sind die erhabensten Posten gemeiniglich mit Menschen besetzt, die nichts für sich haben, als die Geburt, einen berühmten Namen, der es wenig verdient zu seyn, die Gunst eines Fürsten, der außer Stande ist, etwas zu beurtheilen, die Intri-

gue und Cabale eines Hofes, der das wahre Verdienst fürchtet, und verabscheut.

Man irrt sich, wenn man glaubt, daß es hinlänglich sey. Kopf zu haben, um ein Minister, um Staatsmann zu werden. Ein Kopf ohne Klugkeit, ohne Erfahrung, ohne Rechtschaffenheit ist oft ein gefährliches Werkzeug. Eine feurige Einbildungskraft geräth auf verderbliche Abwege. Der Verstand eines ruchlosen Menschen ist ein zerstörender Geist. Der Staatsmann muß ganz von dem Geiste seines Amtes, von dem Geiste der Ordnung, der Weisheit und Billigkeit beseelt seyn.

Aber leider! nehmen sich die Regenten nur zu oft Bürger zu Gehülfen, die in dem Fache der Staatsverwaltung ganz neu sind und gar keine von den Eigenschaften haben, welche ihre Posten erfodern. Die Völker sind seltner die Opfer des Schicksals, als der Unfähigkeit derjenigen, die die Souveraine an die Spitze der Geschäfte stellen. Wenn es Schulen giebt, so sind sie höchstens da, um Krieger zu bilden, oder um die oberflächlichen Anfangsgründe einer dunkeln Wissenschaft zu lehren, die man mit dem Namen der Rechtsgelehrtheit geschmückt hat; es giebt sehr wenige Schulen für den Bürger, der die Kunst zu unterhandeln, die Handlungswissenschaft, die Verwaltung der Finanzen, die wahren Bedürfnisse der Völker, mit einem Worte, die Politik lernen will. Ein unfähiger, von einer stets blinden Routine geleiteter Minister übergiebt einem andern eben so unfähigen eine Gewalt, die keiner von ihnen auszuüben weiß; alte Vorurtheile sind ihre Führer, und in ihren Augen heilig; oder ein jeder weicht mit Fleiß von dem Plane ab, der vor ihm befolgt ward. Es herrscht kein Zusammenhang in der Staatsverwaltung, keine Verbindung in ihren Ent-

würfen, keine Vorsicht, kein Mittel wider unvorhergesehene Begebenheiten.

Oeffnet den Bürgern verschiedene Laufbahnen; ein jeder trete von seiner Jugend an in diejenige, die man ihm bestimmt, oder die er vorzieht; ein jeder, der sich durch seine Talente und durch seine Sitten auszeichnet, sey versichert zu dem Ziele zu gelangen, zu dem ihn seine Arbeiten zu führen versprechen. Der Geist, den man dem Krieger beybringt, sey von dem Geiste der Magistratsperson verschieden; der Unterricht des Geschäftsmannes weiche von dem des Künstlers ab; die Erziehung eines Weltmannes unterscheide sich von der eines Mönchs oder Priesters. Alle lernen dem Vaterlande zu dienen, aber ein jeder lerne es auf eine verschiedene Art.

Wenn die Macht eines Staats von dem Geiste abhängt, der die Völker beseelt, wenn seine Stärke nur das Werk der Vereinigung ihrer Gesinnungen ist; so kann man in den Unterthanen nicht früh genug die Gefühle erregen, die das Interesse und die Bedürfnisse der Nation erheischen. In der Jugend kann man ihre Seelen erhöhen, ihnen den Geschmack an großen Dingen, die Leidenschaft für das allgemeine Beste, die Liebe zur Freyheit beybringen; in der Jugend kann man sie mehr die Verachtung als die Dürftigkeit, mehr die Schande als die Gefahr, mehr die Ehrlosigkeit als den Tod fürchten lernen. In der Jugend kann man sie unterrichten, daß sie das Verdienst dem Reichthume, die Talente der Geburt, die Tugend den Würden vorziehen. Eine so gebildete Jugend wird in ihrem reifen Alter eine unübersteigliche Wehrmauer gegen die Feinde ihres Landes.

§. XVI. Unpartheylichkeit der Politik.

Die Politik muß unter den zur Erhaltung des Staats nothwendigen Gegenständen die Waage halten; ihre Klugheit muß sich mit den Dingen abgeben, die nach der Lage der Gesellschaft am wichtigsten sind. Weil aber ihre Bedürfnisse verschieden und der Veränderung unterworfen sind, so muß sie für keines eine Vorliebe haben, und dadurch nicht alle übrige vernachläßigen: die Erziehung muß sich also nach Zeit und Umständen richten.

Hätte man diese Wahrheiten nicht mißkannt, so sähe man die Staaten nicht von einer Menge Mißbräuche gedrückt. Wäre die Politik nicht partheylsch gewesen, so hätten sich die Nationen nicht so oft zu ihrem Untergange neigen, und gänzlich hineinstürzen müßen. Eine militärische Regierung denkt auf nichts als Soldaten zu bilden: durch diese Politik vermindert sich die Bevölkerung, der Ackerbau wird vernachläßiget, der Handel verachtet oder gedrückt. Sind Schiffahrt und Handlung die begünstigten Gegenstände einer Nation, so wird der militärische Theil schwächer, und oft ihre Sicherheit der Sucht nach Reichthümern aufgeopfert, die, wenn sie nicht innerhalb den rechten Schranken gehalten wird, die Herzen der Bürger unempfindlich macht und verdirbt. Laßt uns diese Gegenstände prüfen.

§. XVII. Von der Bevölkerung.

Die Bevölkerung muß nach der Meynung aller Politiker der vorzüglichste Gegenstand jeder Regierung seyn; unterdessen ist sie aus Wahnsinn der Souveraine oft der vernachläßigeste. Liest man die Annalen des menschlichen Geschlechts, so wird man betroffen, wenn man sieht, wie sehr die Anzahl der Menschen in den meisten Staaten herabgeschmolzen ist. Kaum getrauen wir uns der Volkszählung zu den Zeiten unserer Vorältern Glauben beyzumessen; es ist wenigstens gewiß, daß uns das einst so bevölkerte Kleinasien und Aegypten, Griechenland, Italien, Frankreich, Spanien und die nordischen Länder, die man ehmals die Werkstätte der Nationen nannte, heut zu Tage nichts als öde Gegenden und endlich schwach bebaute Ländereyen zeigen. Der Vater der gesunden Politik, Montesquieu, hat berechnet, daß man itzt mit großer Mühe noch bloß den fünfzigsten Theil von den Menschen findet, die zu den Zeiten des Julius Cäsars lebten. Beym Anblicke dieses Schmerz erregenden Schauspiels geräth man in Versuchung zu glauben, daß das menschliche Geschlecht einmal nicht durch die Revolutionen der Natur, sondern durch jene ausgerottet werden müsse, die die Thorheiten seiner Beherrscher veranlassen. Der Mensch ist sich unter allen Feinden des Menschen der gefährlichste. Der Ehrgeiz der Fürsten ist in den Händen des Schicksals das würksamste Werkzeug zur Vertilgung der Völker.

§. XVIII. Ursachen der Entvölkerung.

Mehrere Ursachen trugen zur Entvölkerung der Erde bey; fast überall reichten sich diese Ursachen einander die Hand, um die Nationen desto sicherer aufzureiben. Der Despotism gründete nach und nach seine verheerende Herrschaft auf allen Theilen unserer Erdkugel; er erstickte oft in den Völkern, weil er sie unglücklich machte, den Wunsch ihrer Natur, sich zu vermehren; man vermehrt sich nicht, wo die Erde nicht gebaut wird; man baut sie nicht, wo man unterdrückt wird; eine gewaltthätige und nachläßige Regierung macht dem Menschen keine Lust zur Arbeit; sie ist nicht bedacht, Pest, Krankheiten, Hungersnoth, die gewöhnlichen Früchte unbebauter Gegenden, stehender Wasser, gefährlicher Ausdünstungen und einer faulen Luft, deren Bewegung unfruchtbare Wüsteneyen und vielfältige Waldungen hindern, von ihren Unterthanen abzuwenden. Eine schlechte Regierung vernichtet eben so die Bevölkerung, wie die Cultur und das Gedeihen der Staaten: zuletzt führt sie Revolutionen herbey, um das Werk der Entvölkerung geschwinder zu vollenden.

Grausame und beständige Kriege, in welche ehrgeizige Souveraine die Nationen verwickelten, waren und sind für sie allzeit eine fruchtbare Quelle von Verheerungen: nichts ist den Menschen schädlicher, als jene unglückliche Leichtigkeit, mit der sie an den nichtswürdigen Zwistigkeiten der Souveraine Theil nehmen. Die Erde wird immerwährend mit Blute befeuchtet, um die unruhigen und stürmischen Leidenschaften einiger verabscheuungswürdigen Helden zu stillen, die zu allen Zeiten den

Völkern ihren Untergang geschworen zu haben scheinen. Die Könige dünken sich nur dann für mächtig, wann sie unzählige Armeen auf den Beinen halten. Das unruhige und precaire Leben des Soldaten, seine Armuth, seine beständigen Märsche erlauben ihm das Band der Ehe nicht; was sag' ich? es wird ihm oft durch Verbothe seiner Herren untersagt, die sich fürchten, einen Bürger aus ihm zu machen. Zu zahlreiche Armeen sind nicht nur eine Ursache der Entvölkerung, sondern diese Armeen werden auch ihren Ländern unnütz und schädlich. Sobald der Krieg geendiget ist, so fällt der Soldat in den Müßiggang. Er kann nichts, als sich schlagen, und stolz auf seinen Stand, hält er sich entehrt, wenn er sich mit etwas Nützlichem beschäftiget.

Der Aberglaube, stärker als die Natur, als die Politik, als die Könige, muß ebenfalls in die Reihe der Entvölkerungs-Ursachen vieler Staaten gesetzt werden. Die Römische Religion, mehr als irgend eine dem allgemeinen Besten feind, mehr als irgend eine der gesunden Politik zuwider, scheint vor allem den Entwurf gemacht zu haben, das Universum zu entvölkern: sie verbindet, man weiß nicht, was für eine Vollkommenheit mit dem Celibate; sie macht dem Menschen ein Verdienst daraus, wenn er dem Vergnügen entsagt, seines Gleichen zu erzeugen, und oft durch die Andächteley der Fürsten aufgemuntert, überhäuft sie die Nationen mit Müßiggängern und unnützen Menschen, die zufrieden die Staaten aufzuzehren, wo sie als Pilgrime leben, sich etwas darauf zu gut thun, ohne Nachkommenschaft zu sterben. Um zu sehen, wie sehr diese Religion der Bevölkerung entgegen arbeitet, wollen wir ihre Würkungen in einem Lande betrachten, dessen Flächen Inhalt einige auf 576.

andere auf 626. Quadratmeilen angeben. Das Herzogthum Baiern zählte z. B. im Jahre 1770. nicht mehr als 879,798. Seelen, und man darf, da es 968. Pfarreyen, 1904. Filialen, 64. Capellen, 70. Abteyen und Bettelklöster ohne die Ritterorden und Stifter hat, bis gegen 7000. — wo nicht darüber — eheloſe, mannbare Menſchen vom geiſtlichen Stande annehmen. In Italien und Spanien iſt die Anzahl dieſer Hummeln gegen die Bienen im Staate noch weit größer. Denn das Königreich Neapel allein nährt ohne Sicilien nach Goranis Zählung 104,984. Menſchen dieſer Claſſe. Wir wollen hier nicht von den Religionskriegen reden, den grauſamſten aus allen Kriegen, in welchen die Unterthanen eines und deſſelben Staats von ihren Souverainen und Prieſtern aufgefodert wurden, unvernünftiger Meynungen wegen einander zu erwürgen. Wir wollen von jenen Kreuzzügen ſchweigen, in denen die Römiſche Politik unſerm Welttheile wenigſtens ſieben Millionen Menſchen ſtahl. Die Welt ſieht ſeit einer großen Anzahl von Jahrhunderten Millionen Schlachtopfer, die dem Aberglauben der Fürſten und dem Uebermuthe der Geiſtlichkeit geopfert wurden.

Der Handel, urſprünglich beſtimmt die wahrhaften Bedürfniße der Nationen zu befriedigen, erregte allmählig einen übermäßigen Durſt nach Reichthümern in ihnen, und ſchuff ihnen eingebildete Bedürfniſſe, die ſie nicht anders als auf Koſten ihrer Bevölkerung befriedigen konnten: die Schiffahrt und die Handlung ſind die herrſchenden Leidenſchaften der Europäiſchen Nationen geworden, ſie opfern jedes Jahr dem Gotte der Reichthümer Tauſende von Bootsknechten, und bringen das Vaterland durch langwierige Reiſen in ungeſunde Klima um eine

Menge von Unterthanen, deren Tod zu nichts dient, als ihren Mitbürgern Waaren zu verschaffen, deren sie sich entschlagen sollten. Sind arbeitsame Bürger dem Staate nicht mehr werth, als die seltnen Handels-Producte der beyden Indien?

Das Recht der Erstgeburt, dieses unrechtmäßige Kind des Lehensystems und der Eitelkeit, vermehrt endlich auch die Ursachen der Entvölkerung in Europa, weil die Geschwister des Erstgebohrnen kümmerlich abgespeist werden, und also Frau und Kinder nicht ernähren können.

§. XIX. Bemerkungen über den nämlichen Gegenstand.

Eine weise Politik muß das Ebenmaaß der Bevölkerung selbst erhalten; dieses muß mit dem Reichthume des Bodens, mit der Cultur, mit der Thätigkeit der Einwohner im Verhältnisse stehen. Wenn es möglich wäre, daß ein Land seine Bewohner nicht ernähren könnte, wozu sollte man es bevölkern? Nur der Despotism begeht die Ausschweifung, eine zahlreiche Bevölkerung in einem Lande haben zu wollen das er unfruchtbar macht; er will nur darum Menschen, um aus ihnen der Gesellschaft lästige Bettler zu machen. Der Despotism kennt weder den Werth der Menschen, noch weiß er sie zu verwenden. Oft versagt er ihnen, die Erlaubniß zu heurathen, blos um eine Handlung seines Eigensinns auszuüben, oder seine unumschränkte Willkühr zu zeigen. Der Tyrann hält seine Staaten für bevölkert, wann er eine

große Anzahl Taugenichtse und Unglückliche sieht, die er allein zu machen versteht, und die gemeiniglich zu nichts anderm als zu Verbrechen ihre Zuflucht nehmen.

Die Städte bevölkern sich allzeit auf Kosten des platten Landes. Die Dörfer müßen den Staat ernähren, die Städte sind nur zu Niederlagen bestimmt, welche den Landleuten die Dinge liefern, die sie nöthig haben. Nichts ist einer gesunden Politik mehr zuwider, als unermeßliche Städte, die zuletzt alle Reichthümer und die Bewohner des Staats verschlingen. Constantinopel wird durch ein unzähliges Volk bewohnt, das durch die Härte der Regierung gezwungen wird, in der Hauptstadt eine Zufluchtsstätte gegen die Tyranney zu suchen, die das platte Land verwüstet; sie ist, wie alle Städte des Ottomannisches Reiches, unaufhörlich den Hungersnöthen, und ihrer treuen Gefährtinn, der Pest, ausgesetzt.

Die Menschen müßen nicht am unrechten Orte seyn, und die Reichthümer sind da, um frey in einem wohlgeordneten politischen Körper zu circuliren; zu große Städte sind Verstopfungen, die ungesunde Säfte erzeugen, die am Ende gemeiniglich die Substanz verschlingen, und den Umlauf des Geblüts hemmen. Das geschäftige Landleben ist minder den Lastern ausgesetzt, die eine Folge zahlreicher Gesellschaften sind. Die Einsamkeit, mäßige Bedürfnisse, ein ruhiges Leben machen den Menschen rechtschaffen, fesseln ihn an seine Gefährtinn, begünstigen die Bevölkerung und beschäftigen ihn mit seiner Familie.

In den Städten vervielfältigen sich die Bedürfnisse, die Leidenschaften, die Laster, die den Menschen vom Menschen absondern; die Müßiggänger finden sich unwiderstehlich zur Unordnung hingezogen; ihr Geist und ihr Körper wird dort verdorben. Vorzüglich die großen

Städte dienen den Verschwornen wider die Staatsgewalt zum Sammelplatze, zur Werkstätte der Unruhen und der Empörung. Eine weise Politik muß ihren Unterthanen das Landleben angenehm machen; sie sind allemal glücklich und vergnügt, wann sie eine sanfte Regierung die Früchte einer mäßigen Arbeit in Ruhe genießen läßt; diese Arbeit stellt allzeit Menschen zufrieden, deren Wünsche beschränkt und vernünftig sind, und die das Sittenverderbniß nicht entnervt und unersättlich macht. Dadurch wird die Erde gebaut; das Interesse treibt den Arbeitsmann an, seine Thätigkeit zu verdoppeln: die Regierung erleichtert seine Arbeiten durch gemächliche Weege, durch öffentliche Anstalten, durch Kanäle, durch Kunsterfindungen, und vor allem durch Belohnungen. Bediene man sich was immer für Mittel, so kann der Ackerbau nur schwach betrieben werden, solange die Regierung duldet, daß die Plackereyen der Großen, willkührliche Auflagen und schimpfliche Verachtung den Arbeitsmann muthlos machen; er verläßt wegen Bedrückung das Gut, das er von seinen Vätern erhielt.

§. XX. Von dem Ackerbaue.

In einem Staate steht alles unter sich in Verbindung. Der Ackerbau erfodert zu seinen Arbeiten viel Vieh; die Erde muß gepflügt und gedüngt werden; das Düngen macht die Wiesen gut; die Wiesen geben den Pferden, dem Rind- und Schaafviehe Nahrung; das Vieh unterstellt Handel und Wandel, Manufacturen und Absatz der Waaren; Handel und Waarenabsatz setzen Be-

quemlichkeit bey dem Bauer voraus; dieser hat nur darum Anhänglichkeit an sein Grundstück, weil es ihm Vortheile gewährt; der Leibeigene baut es allzeit nachläßig.

Das beweist uns hinlänglich die tyrannische Thorheit jener Regierungen, welche, unter dem Vorwande, den Landmann geschmeidiger zu machen, ihn so mit Auflagen drücken, daß er keine Bequemlichkeit genießt, keine gesunde Nahrung hat, kaum sich zu kleiden im Stande ist, und zuletzt ein Erdreich vernachläßiget, das ihn, seiner Arbeit ohngeachtet, nie aus dem Elende reißen kann. Jedes Land gilt einem Menschen gleich, der sich von Brod und Wasser nährt, der auf der Erde schläft, der keine Kleidung, keine Wohnung, keine Nahrung hat; harte Auflagen schlagen den Ackerbau nieder, und verleiden dem Landmanne die Arbeit: man kann nichts von einem Menschen ziehen, der nichts hat. Der kleinmüthig gemachte Bauer wird ein Bettler. Viele Bettler sind ein Zeichen einer nachläßigen und grausamen Regierung; es ist ein untrüglicher Beweis einer fehlerhaften Staatsverwaltung, wann gesunde Menschen durch ihre Arbeit ihren Unterhalt nicht finden können.

Man sieht also, daß die Bevölkerung die Mutter und die Vermehrerinn des Ackerbaues ist; je mehr ein Staat Unterthanen hat, desto mehr Fruchtbarkeit müßen sie der Erde abzwingen. Indessen hat der Feldbau so gut seine Schranken wie die Bevölkerung. Je glücklicher ein Volk ist, desto mehr vermehrt es sich; es kann am Ende so sehr anwachsen, daß sein Boden seine Bedürfnisse nicht mehr liefern kann: alsdann muß man bedacht seyn, Colonien anzulegen, die dem Staate untergeordnet bleiben, und ohne sich von ihm zu trennen, zu seiner Macht beytragen.

§. XXI. Von den Colonien.

Die Errichtung der Colonien ist bey den Europäern die Folge einer unbändigen Sucht nach Reichthümern, welche oft blühende Monarchien entvölkert. Nichts ist thörichter, als zu einer Zeit Colonien anzulegen, wo das Mutterland selbst Mangel an Unterthanen hat. Das schon durch Kriege, durch Aberglauben, durch Unduldsamkeit, durch die Gebrechen seiner Regierung entvölkerte Spanien sah sich zu einer solchen Schwäche, zu einer so höchst schimpflichen Unempfindlichkeit, und selbst zu einer solchen Dürftigkeit gebracht, daß es Eroberungen machen, und sich in einer neuen Welt niederlassen mußte, dessen Eingebohrne es anfangs vertilgte, um sich in der Folge selbst der Hände der alten Bewohner zu berauben. China verboth allen seinen Einwohnern das Auswandern aus seinem Reiche, und fiel dadurch in einen entgegengesetzten Fehler: ohngeachtet des fast unglaublichen Fleißes der Chineser richten Hungersnöthe unter dieser zu bevölkerten Nation unerhörte Verheerungen an; aber aus einer blinden Anhänglichkeit an die Einrichtungen ihrer Väter ist sie gezwungen, durch barbarische Gebräuche einer Bevölkerung abzuhelfen, deren Uebermaaß ihr oft schädlich wird. Die Schweitzer sind unter einer gemäßigten Regierung genöthiget, das Blut ihrer Mitbürger den unruhigen Mächten Europas zu verkaufen, damit sie sich der Unterthanen entledigen, deren Ueberfluß ihr bergichtes und unfruchtbares Land aushungern würde. Ihre Politik gleicht der Politik jener Commandanten einer belagerten

Vestung, welche ihre Truppen Ausfälle machen lassen, um die Zahl der Mäuler zu vermindern.

Colonien sind nützlich, sobald das Mutterland eine größere Anzahl von Bürgern in sich faßt, als es nähren und glücklich machen kann. Wenn die Nationen Colonien anlegen, so müßen sie sich vornehmen, ein neues Volk von Alliirten und Mitbürgern zu bilden. Aber zur Erreichung dieses Endzweckes müßen sie sich ein gemeinschaftliches Interesse machen; die Colonie muß die nämlichen Vortheile genießen, wie das Mutterland: dieses muß sich erinnern, daß die Menschen um ihres eignen Besten willen arbeiten, und daß sie nie willig für dasselbe arbeiten, wenn es ihnen nicht von seiner Seite reelle Vortheile verschafft. Um diese Harmonie zwischen einer Nation und ihren Colonien zu erhalten wird die größte Klugheit erfodert.

Bisher scheinen sich die europäischen Nationen keine recht bestimmte Begriffe von der Natur und den Rechten ihrer Colonien gemacht zu haben; sie betrachten ihre Colonisten wie verlorne Schildwachen, die ihre Sorgfalt und Unterstützung nicht verdienten; und sahen sie, daß diese anfiengen, durch ihren eignen Kunstfleiß wohlhabender zu werden, oder mit ihren eignen Flügeln zu fliegen, so maaßten sich die habsüchtigen Mutterländer gemeiniglich an, ihre Colonien gehäßigen Monopolien, und zahllosen Plackereyen und Qualen zu unterwerfen, die im Stande waren, sie zu empören, oder wenigstens ihre Thätigkeit zu vernichten. Die freyesten Nationen die die Rechte der Freyheit und ihr eignes Interesse am besten kennen sollten, sind nicht von diesem Tadel frey; sie glaubten sich als Mütter berechtiget, groß gewordene und sich selbst zu regieren fähige Kinder zu unterdrücken, oder

am lästigen Gängelbande herumzuführen. Zuletzt aber erfahren sie früh oder spät, was Engelland an den vereinigten Provinzen in Nordamerika erfuhr. Solange eine Colonie schwach und nicht stark bevölkert ist; so bleibt sie leicht in der Abhängigkeit von ihrem Mutterlande, aber sobald sie zunimmt, und ihre Kräfte zu fühlen anfängt, so kennt sie den Werth der ihr zu ihrem Glücke nothwendigen Freyheit. Sie sondert sich noch viel eher vom Mutterlande ab, wann dieses den Handel und den Kunstfleiß der Colonie tyranniſiren will; vor allem aber wann sie zu entfernt, zu ausgebreitet ist, und seiner Unterstützung nicht bedarf. Je tyrannischer die Aeltern sind, desto mehr bemühen die Kinder sich ihrer Gewalt zu entziehen. Ein Mutterland, das sich als Stiefmutter beträgt, muß gewärtigen, daß seine Colonisten aufrührerische Kinder werden. Jede Colonie macht eine besondere Nation aus, die ihren Ursprung mißkennt, sobald sie unzufrieden ist, und Kräfte genug hat, sich unabhängig zu machen.

Ließen doch die Fürsten der Erde ihre Völker im Genuße des Friedens; machten sie sie doch glücklich. Der Ackerbau, der Kunstfleiß, die Bevölkerung würden sich alsdann immer mehr in ihren Staaten vermehren; aber es kömmt eine Zeit, wo die Politik, die sich allzeit nach den Umständen richten muß, gezwungen werden wird, der Gewalt der Noth zu weichen; zuviele Gesundheit kann einer Nation, wie den Individuen, schaden. Alsdann allein darf man bedacht seyn, Colonien anzulegen. Gerecht regierte, freye und friedfertige Völker vermehren sich bald, arbeiten mit Eifer, besitzen Kunstfleiß und Thätigkeit, und machen den Schaden wieder gut, den ihnen die Wuth der Kriege, den ihnen die Schläge des Schicksals zugefügt haben.

Lernten doch endlich die Souveraine den Werth des Menschen kennen; hörten sie doch auf, sein Blut zu verschwenden; erleichterten sie ihm doch die Mühe, die er sich giebt, sobald er die Freyheit dazu hat; aber erwarteten sie ja nichts mehr, sobald ihm die Hände gebunden sind. Die Freyheit ist dem Menschen nothwendig; ohne sie arbeitet er nur schwach, er vermehrt sich ungerne; er getraut sich nicht dem Kunstfleiße zu überlassen; mit einem Worte, er kann die Wohlthaten der Natur nicht genießen. Ist eine unbillige oder nachläßige Regierung berechtiget, sich über den Verfall des Ackerbaues und der Bevölkerung zu beschweren? Ist es nicht sie selbst, die Wüsteneyen macht? Ist es nicht sie selbst, die in dem Menschen den Wunsch sich zu vermehren erstickt?

§. XXII. Von den Auflagen.

Die Auflagen sind einer der wichtigsten Gegenstände, mit denen sich die Politik beschäftigen muß; sie sind beständig eine Quelle von Zwistigkeiten zwischen dem Souverain und den Unterthanen. Die Häupter der Nationen, deren einziges Geschäft ist, ihre eignen Leidenschaften, oder die unkluge Habsucht derjenigen, zu befriedigen, die ihre Rathschlüße leiten, glauben alles gewonnen zu haben, wenn es ihnen mit Gewalt oder durch List gelingt, den größten Theil der Reichthümer ihrer Völker in ihre Hände zu bekommen. Das Geheimniß die Auflagen zu vermehren ist unter den meisten von ihnen das Hauptwerk der Politik. Die Völker berauben sich auf einer andern Seite nur ungerne der Früchte ihrer Arbeit; jeder

Mensch zieht sich seiner Natur nach allen übrigen vor; er eignet weit lieber die Vortheile, die er genießt, sich selbst zu, als daß er einen Theil davon dem Wohl des Körpers aufopfert, dessen Glied er ist; das Interesse, das ihn an die Gesellschaft fesselt, zeigt sich ihm gemeiniglich nur in einer Art von Ferne, und oft fühlt er das nicht, was er seinem Vaterlande schuldig ist. Eine von Billigkeit geleitete Politik ist im Stande, den Unterthanen die nothwendigen Aufopferungen ihres besondern Eigenthums minder lästig zu machen. Je mehr die Völker ihrer Regierung zugethan sind, desto mehr Zutrauen haben sie zu ihr; je mehr sie ihnen Vortheile verschafft, desto geneigter sind sie, ihr Opfer zu bringen. Die Fürsten suchen daher bey jeder neuen Auflage ihren Unterthanen ihre Sorgfalt für das allgemeine Beste herauszustreichen, damit die Aufopferungen williger geschehen sollen. Allein die Völker sehen nur zu oft, daß während die sogenannten Landesväter ihre Sorgfalt rühmen, sie vergeßen an die Sorgen zu denken, die ihre Landeskinder haben. In einem Lande, wo eine richtige Freyheit herrscht, wo der Souverain kein anderes Interesse als das seiner Völker hat, wo die öffentliche Abgaben nur zur Aufrechterhaltung und Sicherheit der Nation gefodert werden, entrichten sie die Unterthanen ohne Widerrede, um Gegenstände zu erreichen, deren Nützlichkeit sie fühlen. Der Wunsch sein Geld zu behalten wird alsdann durch das Interesse seiner eignen Erhaltung, die mit der Erhaltung der Gesellschaft verbunden ist, aufgewogen. Die Auflagen sind allzeit der Güte der Regierung, dem Reichthume der Nation, den Vortheilen die diese genießt, angemessen. Wenn es Länder giebt, wo man schwache Abgaben trägt, so rührt dieses sicher,

wo nicht von der Undankbarkeit des Bodens, doch von einer nachläßigen oder grausamen Regierung her, die ihren Unterthanen keine Vortheile verschafft. In den meisten freyen Staaten sind die Auflagen sehr stark; der Handel führt dort auf gleichere Weise vertheilte Reichthümer herbey, und die Freyheit, die die Unterthanen genießen, macht sie geneigt, lieber und leichter zum allgemeinen Interesse beyzutragen.

§. XXIII. Von den Eigenschaften der Auflagen.

Die Auflagen müßen allgemein seyn, sie sind eine für alle Unterthanen bestimmte Last; alle genießen die Früchte der Sicherheit, die ihnen der Staatsverband gewährt, alle müßen also diese Früchte bezahlen helfen; die Ausnahmen davon führen unter den Bürgern eine ungerechte nnd niederschlagende Ungleichheit ein, die gemeiniglich diejenigen begünstiget, welche am meisten im Stande sind, die Nation zu unterstützen. Aber aus einer tyrannischen Ungereimtheit sind die reichsten Menschen im Staate gemeiniglich diejenigen, welche am meisten von den Auflagen verschont bleiben, und ihre Last fällt auf den Unglücklichen. Der unter einer schlechten Regierung gewöhnlich sehr dürftige Bauer, von dem die Gesellschaft lebt, ist oft einem sehr willkührlichen Steuerfuße unterworfen, von dem der reiche Adeliche ganz frey ist: was sind das für schändliche Privilegien, die die Aermern auf eine grausame Art dem Interesse der Glücklichern aufopfern!

Die Auflagen müßen bestimmt seyn; jeder Bürger muß genau wissen, was er zu steuern schuldig ist: willkührliche Auflagen sind eine Quelle von Plackereyen und Mißbräuchen; sie öffnen der Ungerechtigkeit, der Rache, dem Neide, der Habsucht, den Leidenschaften ein unabsehbares Feld.

Die Auflagen müßen dem Vermögen eines jeden Bürgers, den Vortheilen, zu deren Genuß ihnen der Staat verhülft, und vor allem den reellen Bedürfnissen des Staats angemessen seyn: sie haben keine Gränzen mehr, sobald sie von den Phantasien und dem Geize der Menschen abhangen. Staaten, welche auswärtige Anlehen zur Bestreitung der Staatsbedürfnisse machen, verrathen, daß ihre Auflagen das Vermögen ihrer eignen Unterthanen übersteigen, oder daß wenigstens die Vortheile, die ihnen die Regierung gewährt, zu schwach sind, um sie zu den nöthigen Aufopferungen stark genug zu reitzen. Staatslotterien sind ein Zweig der Beutelschneiderey, eine Quelle der Unsittlichkeit überhaupt, und ein Zeichen, daß der Bürger nicht reelle Vortheile genug vom Staate genießt, weil er durch zufällige, von der Einbildung vergrößerte zur Erhaltung desselben aufgemuntert werden muß. Nur Männer, auf denen der Fluch der Menschheit ruht, können die abscheuliche Maxime haben: „Der große „Endzweck der Regierung muß die Vermehrung der „Einkünfte seyn." Uebersteigen die Auflagen ihr gerechtes Maaß und Ziel, so wird der Unterthan muthlos; er sucht dem Gesetze zu entgehen, oder er verläßt wohl gar seine Arbeit und oft sein Vaterland.

Die Erhebung der Auflagen muß einfach und leicht seyn, und nur auf sinnliche Gegenstände fallen; eine verwickelte Erhebung ist eine unnütze Plackerey; sie vermehrt ohne Vortheil für die Regierung die Last der Auflagen; sie dient zu nichts, als auf Kosten des Volks Menschen zu bereichern, welche ihm gehäßig sind, weil es sie als die Werkzeuge seines Unglückes betrachtet. Vertraut sie der Staat fremden Händen, so ersinnt der Pachter Auflagen unter hunderterley Masken. „Von „ihm gewählte Richter, sagt Raynal, unterstützen sein „Interesse. Alle Zugänge zum Throne sind ihm ver„kauft, und er weiß nach seinem Gefallen seinen Eifer „zu erheben, oder diejenigen anzuschwärzen, die mit „Recht über seine Bedrückungen mißvergnügt sind. „Durch diese niedrigen Kunstgriffe bringt er die Pro„vinzen in's äusserste Elend, aber seine Kisten fließen „von Reichthümern über. „Dann verkauft man ihm „für den schändlichsten Preis die Gesetze, die Sitten, die „Ehre, das bischen Blut, das der Nation noch übrig „bleibt. Und so genießt er ohne Scham und Gewis„sensbisse die entehrendsten und sträflichsten Vortheile, „bis er den Staat, den Fürsten und sich selbst zu „Grunde gerichtet hat." Dieses war vor der Revolution der Fall in Frankreich. In manchen Staaten Teutschlands soll die Erhebung der Auflagen menschlicher und mit Rücksicht auf die Umstände des steuerbaren Unterthans geschehen. Man muß einen Unterschied zwischen demjenigen machen, der das Seinige liederlich und leichtsinnig verpraßt, und zwischen demjenigen, der durch Krankheiten, Viehsterben, Hagelschlag, Heeresgewalt und sonstige unverschuldete Un-

glücksfälle in seinem Vermögen zurückgesetzt wird. Eine weise Nachsicht kann oft einen betriebsamen Bürger retten, eine unzeitige Strenge raubt nicht selten dem Staate den nützlichsten Unterthan.

Die Auflagen auf die Erzeugnisse der Erde sollen, wo möglich, in Natura, und nicht in Geld erhoben werden. Die Nachläßigkeit und die Habsucht der Regierungen kennen nur Geld; haben denn aber die Regierungen keine Lebensmittel für den Unterhalt der Armeen nöthig? Braucht der Staat keinen Fruchtvorrath, den er seinen Unterthanen in den Zeiten der Noth öffnen kann? Läßt sich das überflüßige Getraide nicht verkaufen und zu Geld machen? Kann es der Regent, der die rechte Zeit abwarten kann, nicht mit mehr Vortheil versilbern, als der Mittelmann oder ärmere Bauer, dem nebendem das Geld nur zu oft eine angreifliche Waare ist, und er weiß nicht wie, durch die Finger geht? Lassen sich die Auflagen in Natura nicht verpachten, wenn die Regierung selbst zu träge oder zu beschäftiget ist, als daß sie sie selbst erhebt? Es scheint wenigstens gewiß, daß die Abgaben in Natura leichter auf der Stelle und ohne Betrug zu erheben sind, als die in Geld, vorausgesetzt, daß der Bauer nicht immer schnellen Absatz seiner Waaren finden kann; ist er arm, so zwingt ihn die Nothwendigkeit seine Abgaben in Geld zu bezahlen, sie um den niedrigsten Preis zu verkaufen, sie hindert ihn günstigere Gelegenheiten abzuwarten, und sich also aus dem Elende zu ziehen.

Die Auflagen auf die Waaren müßen die zum Unterhalte des Bürgers nöthigen Erzeugnisse schonen; ihre Last darf nur auf eingebildete Bedürfnisse oder auf

Phantasien fallen, die die Eitelkeit der Reichen mit jedem Augenblicke vermehrt.

Nur mit der größten Vorsicht muß man den Handel mit Abgaben belegen; er ist ein eigensinniges Kind, das sich erzürnt und verschwindet, sobald man seiner Freyheit etwas in den Weeg legt. Zu beschwerliche Auflagen auf die zum Leben nöthigen Dinge machen aus einer großen Anzahl von Bürgern Uebertreter der Gesetze, und der Staat wird gänzlich um die Hülfsmittel betrogen, auf die seine Habsucht Rechnung machte.

Die Auflagen müßen nie auf die Erzeugnisse des Landes fallen, die man aus dem Lande führt; sonst wird der Ackerbau, sonst werden die Manufacturen muthlos gemacht, und es leiden Gegenstände Schaden, die eine gesunde Politik allzeit begünstigen muß.

§. XXIV. Von dem Reichthume des Staats.

Will der Souverain von seinen Völkern Abgaben ziehen, so muß er ihnen Reichthümer verschaffen. Keine Regierung kann sich des Ueberflußes rühmen, solange ihre Unterthanen in Armuth schmachten; sie sind arm und muthlos, solange ihre Regenten ihrem Kunstfleiße Hindernisse machen, oder sie für ihre Arbeit durch willkührliche ungerechte, übermäßige Auflagen strafen. Freyheit ist dem Staate, den man bereichern will, wesentlich. Aber bey einer reichen Nation vermehren sich die Laster; wenn das Geld die Seele der Staaten ist, so wird es oft in

den Händen einer unvernünftigen Regierung das Werkzeug ihres Verderbens. Die Nationen mißbrauchen ihren Reichthum wie die Particularen: oft wird die Schatzkammer ihrer Regenten ein unersättlicher Schlund, der alle Säfte des Staatskörpers unwiderbringlich verschlingt, und so dessen Auszehrung allmählig bewürkt; oft verschwenden sie ihre Schätze auf einen eiteln und unnützen Aufwand, der keinen andern reellen Gegenstand als die Befriedigung der Eitelkeit ihrer Häupter hat. Zuletzt werden diese Schätze der einzige Beweggrund, dessen sich die Regierung bedient, um die Leidenschaften der Menschen in's Spiel zu bringen. Alsdann schleicht sich der Luxus ein, und führet die Staaten früher oder später ihrer Auflösung zu. Die Politik muß daher die Sucht nach Reichthum in den Herzen der Bürger weislich mäßigen. Nur durch die äußerste Wachsamkeit kann man den übeln Folgen dieser Leidenschaft vorbeugen, oder sie wenigstens entfernen. Luxus machte den Republiken Athen und Rom ein Ende, und Frankreichs Monarchie zerfiel durch die Armuth seiner Könige.

§. XXV. Von dem Reichthume, der durch Krieg erworben wird.

Die Armuth ist den Gesellschaften wie den Individuen unerträglich; sie halten sie so, wie diese, für noch schrecklicher, wann sie ihre Dürftigkeit mit den Reichthümern, mit den Bequemlichkeiten und mit dem Glanze der Nationen vergleichen, die sie umgeben: Neid, Eifersucht, und die Begierde, es ihnen gleich thun zu wollen,

wird alsdann in ihnen rege; die Leidenschaften nehmen in ihrem Gange aus einem natürlichen Hange immer zu, und kennen zuletzt kein Maaß und kein Ziel mehr. Es giebt für die Nationen nur zwey Mittel, sich zu bereichern, die Eroberung und den Handel. Reiche Völker mußten von jeher den Ueberfällen armer und kriegerischer Völker unterliegen. Asien wurde den Macedoniern zum Raube. Das mit der Beute des Erdballs berühmte Rom wurde seiner Seits von den dürftigen und wilden Kriegern geplündert, welche der Nord von seinem Eismeere ausspie. Der Chineser und Indier fiel unter dem Schwerde des herumirrenden Tartars. Der reichere Europäer gegen Süden und Westen läuft Gefahr, einst von dem ärmern Bewohner des ungeheuern Russischen Reiches Gesetze annehmen zu müßen. Die Eroberung hat allzeit mächtige Reitze für die Menschen; sie begünstiget ihre Trägheit, und verschafft ihnen geschwind oder durch eine schnelle Anstrengung Schätze, welche andere seit Jahrhunderten sorgfältig und mühsam aufhäuften. Der Beweggrund des Eroberers ist gemeiniglich Ehrgeiz, Ruhmsucht; der Beweggrund seiner Soldaten ist der Reitz der Beute. Der Gott des Reichthums hat wenigstens eben so viele Macht über die Krieger, als der Gott der Schlachten.

§. XXVI. Vom Handel.

Der Handel ist der zweyte Weeg, der eine Nation zum Reichthum führt: er theilt sich in den inländischen und in den auswärtigen; der erste hat unter

den Unterhanen eines und desselben Staats statt, die die Früchte ihrer Industrie unter sich gegen einander auswechseln. Unter einer und derselben Regierung kann oft eine Provinz in Dürftigkeit leben, während eine andere im Ueberfluße schwimmt. Diesen zur Erhaltung und zum Wohlseyn der ganzen Gesellschaft so nothwendigen Umtausch zu erleichtern muß sich eine für alle ihre Unterthanen gleich bedachte Politik angelegen seyn lassen: nur eine thörichte und lasterhafte Politik untersagt den Unterthanen des nämlichen Staats die Freyheit mit ihren Mitbürgern Handel und Wandel zu treiben. Eben hier erscheinen wieder die verschiedenen Lande und Ländchen des teutschen Reiches nicht in dem schönsten Lichte; man hat nicht Rubriken genug erdenken können, wie z. B. die zahllosen Zölle, Accise, Umgeld, Niederlag, Stand- und Marktrecht, Pforten, Brücken- und Weeg- Kauf- Haus- Rent- Pflaster- Steinfuhren- und Centogelder, Mültersteuer, u. d. gl. m. um ja den Handel im innern Teutschlande selbst recht zu fesseln. Ein solches Betragen macht den Ackerbau mißmuthig; es kann sich nur auf gehäßige Monopolien gründen: es beraubt die Glieder einer Gesellschaft ihrer Bedürfnisse, oder es erschwert sie ihnen wenigstens: es bereichert einige Particularen auf Kosten des Ganzen. Die Politik wird zur Tyranney, sobald sie das Glück einiger Unterthanen auf das Unglück der übrigen baut.

Der auswärtige Handel besteht in dem Verkehr, den eine Nation mit andern treibt. Ein Volk, das entweder ein ausgebreiteteres Land, oder ein Erdreich besitzt, welches die Natur und der Kunstfleiß fruchtbarer gemacht haben, kurz welches mehr erzeugt, als es braucht, ist im Stande, minder begünstigten oder weniger industrid-

sen Völkern die Erzeugnisse seines Bodens zuzuführen. Dieser Handel ist unter dem Namen der Waaren-Ausfuhr bekannt. Dagegen empfängt eine Nation entweder für sie selbst nützliche Producte, an denen sie Mangel hat, und dieses nennt man Waaren-Einfuhr, oder sie empfängt kostbare Metalle, die die Menschen übereingekommen sind, als Zeichen des Reichthums zu betrachten. Die nämliche Ungleichheit, welche die Natur unter den Individuen des Menschengeschlechtes eingeführt hat, herrscht auch unter den Gesellschaften. Nicht alle Nationen haben einerley Klima, einerley Boden, nicht alle besitzen den nämlichen Kunstfleiß, die nämlichen Producte. Sie hangen deswegen in Ansehung ihrer Bedürfnisse wahrhaft von einander ab, und machen sich dadurch einander nützlich und nothwendig. Daraus sieht man, daß der Handel ein gemeinschaftliches Land ist, welches die entferntesten Nationen einander näher bringt, und unter ihnen Verhältnisse und Pflichten gründet, die nur zu oft von habsüchtigen und bewaffneten Handelsleuten vernachläßiget werden. Nach dem Benehmen, das bisher die Europäer gegen die neu entdeckten Völker gezeigt haben, sollte man sagen, daß die erstern unempfindlicher und unmenschlicher sind, als noch so rohe Wilde, und daß sie die Menschen, denen die Natur ferne von ihnen Plätze anwies, wie Vieh betrachten, welches man betrügen, plündern, und ohne Gewissensbisse erwürgen kann: wenigstens ist es gewiß, daß sie selten bedacht waren, sie sich zu Freunden oder Bundsgenossen zu machen. Es giebt nichts grausameres in der Welt, als einen seiner Raubsucht überlassenen Handelsmann, sobald er der stärkere Theil und versichert ist, daß Verbrechen, wenn sie seinem Lande nützlich sind, dessen Beyfall finden.

Hasting läßt den Indiern die Finger auf eine so gewaltsame Weise zusammen binden, daß das Blut aus den Schweißlöchern quoll; er läßt Männer in Gegenwart ihrer Weiber, oder diese in Beyseyn ihrer Männer nackend ausziehen, an Pfäle binden, und bis auf's Blut peitschen; er läßt kleine Kinder in den Augen ihrer Aeltern auf das grausamste zerfleischen, damit diese seiner Habsucht das letzte Opfer bringen. Er übt diese und unzählig andere Greuel aus, weil er weiß, daß er auf den Schutz der Ostindischen Compagnie und der Regierung in London rechnen kann.

§. XXVII. Von der Macht, die der Reichthum giebt.

Der Reichthum einer Nation vermehrt sich durch ihre überflüßigen Producte, durch die Fruchtbarkeit ihrer Ländereyen, durch den Kunstfleiß, mit dem sie diese Ländereyen bebaut, und vor allem verhältnißmäßig dadurch, daß andere Nationen ihrer Erzeugnisse bedürfen, und daß sie selbst deren weniger bedarf. Durch diesen vortheilhaften Handel oder durch diesen Verkehr bekömmt sie eine größere Menge von Zeichen des Reichthums als andere Nationen, mit denen sie handelt; und weil diese Zeichen der Maaßstab des Ueberflußes, der Macht, der Glückseligkeit sind, so erhält sie nothwendiger Weise ein Uebergewicht über die andern. Alle haben ihrer nöthig, gerathen in Abhängigkeit vor ihr, oder beneiden sie.

Ich sage, daß dieses Uebergewicht nothwendig wird, weil auch die Zeichen, die den Reichthum vorstellen,

Macht verschaffen. Das Geld läßt aus dem Schooße armer Nationen Armeen hervorgehen; sie verkaufen den reichen Völkern das Blut und das Leben ihrer Unterthanen: das Geld bedeckt die Meere mit Schiffen; es hebt die Schwierigkeiten in Unterhandlungen; es erleichtert Verträge; es besticht die Fürsten und ihre Minister, und oft blendet sie sein Glanz sogar in Ansehung ihres ausgemachtesten Interesse. Kurz weil alle Völker seiner bedürfen, oder glauben seiner zu bedürfen, so macht es sie von denjenigen abhängig, die im Stande sind, ihren Durst nach Geld zu stillen.

§. XXVIII. Der Handel muß frey seyn.

Was wir bisher gesagt haben, beweist uns, daß eine Nation, um einen vortheilhaften Handel zu treiben, anfangs bedacht seyn muß, einen Theil von Erzeugnissen aus ihrem eignen Boden zu ziehen. Dieses kann sie nur dann, wann sie zahlreich bevölkert ist, die Bevölkerung aber kann, wie wir gesehen haben, nur die Frucht der Freyheit und einer vernünftigen Staatsverwaltung seyn. Wenn die Freyheit die Mutter des Handels ist, so ist sie auch zu seiner Erhaltung nicht minder nöthig; er gründet sich auf die Leidenschaft der Menschen, ihr Daseyn glücklicher zu machen, und kann deswegen nicht leiden, daß man ihm die Mittel dazu erschwert. Eine weise Politik läßt ihre Unterthanen sich auf die Art und Weise bereichern, wie sie es ihrem Interesse am angemessensten halten; die Erfahrung lehrt hinlänglich die Fehler dieser Art verbessern. Sobald eine ganze Nation frey ist, so bleibt

sie nicht lange bey einem unvortheilhaften Anfange stehen; die Klugheit des großen Haufens belehrt bald die fehlenden Particularen. Nichts ist heickler, als der Handel; legt ihm die Regierung nur wenige Hindernisse in den Weeg, so wird er ganz unsichtbar; er gleicht einem Fluße, den die Dämme, welche man ihm entgegensetzt, zwingen, sich ein neues Bett zu bahnen; selten kehrt er wieder in das zurücke, das er einmal mit Gewalt verlassen mußte. Nehmet dem Handel die Freyheit, belastet ihn mit willkührlichen Auflagen, so werdet ihr ihn bald entweder ersticken, oder aus allen euren Unterthanen Frevler machen: ihr werdet genöthiget seyn, sie durch so kostspielige Weege im Zaume zu halten, daß diese den Vortheil verschlingen, welche eure Habsucht davon erwartete.

Mit einem Worte, der Handel verlangt gänzliche Freyheit; je freyer der Handel ist, desto mehr breitet er sich aus. Die Regierung braucht nichts für den Handelsmann zu thun, sie darf ihn nur gehen lassen. Sein Interesse leitet seine Unternehmungen besser, als es ihre Verordnungen thun; wer scheitert, warnt dadurch alle andere vor den Klippen, die sie vermeiden müßen. Unter den handelnden Nationen erhalten sicher diejenigen vor allen andern den Vorzug, welche ihren Unterthanen die unumschränkteste Freyheit bewilligen. Blos ein höherer Grad von Freyheit war es, der bisher den Engelländern vor den Spaniern, und den vereinigten Niederlanden vor den Oestreichischen einen höhern Rang unter den handelnden Nationen erwarb.

§. XXIX. Von der Einschränkung des Handels.

Nichts desto weniger soll ein Staat natürlicher Weise von andern Nationen keine andern Waaren einführen lassen, als die nothwendigen, die die Natur ihm selbst versagt; oder die ihm der Kunstfleiß seiner Unterthanen nicht verschaffen kann. Diese so fühlbare Wahrheit wird von den meisten vernachläßiget, welche Menschen regieren. Man muß in allen Dingen die Erzeugnisse seines eignen Bodens, wenn sie in Vergleichung mit fremden die nämlichen sind, vorziehen; giebt man ausländischen Producten den Vorzug, so unterstellt man mit Recht, daß sie entweder besser sind, oder daß die Regierung dem Kunstfleiße ihrer Unterthanen Hindernisse in den Weeg legt, und ihre Cultur und ihren Handel tyrannisirt.

Je mehrere Bedürfnisse eine Nation hat, desto abhängiger ist sie von denen, die sie befriedigen können. Die Politik muß also, so viel möglich, verhindern, daß sich die Bedürfnisse ihrer Unterthanen nicht vermehren; zuletzt werden sie unersättlich, wenn ihnen die Klugheit keine Schranken setzt; die Phantasien, die wunderlichsten Launen werden allmählig Bedürfnisse; und der Reichthum, von dem eine Nation Macht erwartete, dient zu nichts weiter, als eingebildete Bedürfnisse zu erzeugen, und ihr Waaren zu liefern; dessen Werth blos in der Einbildung besteht. Liefert Hindostan, wenn man den Pfeffer und Salpeter ausnimmt, Europa etwas, das es für die reellen Summen entschädigt, welche es alle Jahre dahin schickt, um den Luxus, die Weichlichkeit und die Eitel-

keit seiner Bewohner zu befriedigen? Glücklicher Weise ist allen Nationen in Rücksicht auf den Handel eine Thorheit gemein, die ihnen allein gleich schädlich ist.

§. XXX. Von der Vertheilung der Reichthümer.

Es ist der Politik daran gelegen, ihre Unterthanen so gleich als möglich zu bereichern. Die durch den Handel herbeygeführten Reichthümer vertheilen sich unter eine große Anzahl von Menschen, deren Arme, Kunstfleiß und Fähigkeiten in Thätigkeit gesezt werden. Der Arbeitsmann, der Manufacturist, der Seemann und selbst der Gelehrte theilen sich in seine Zuflüße. So verbreitet der Handel Bequemlichkeit und Leben in allen Theilen des Staats.

Für eine weise Regierung ist es wichtig, daß nicht die Reichthümer in die Hände einer kleinen Anzahl von Bürgern zusammen fließen. Der Kanzler Baco vergleicht den Reichthum eines Staats mit dem Dunge; wenn man ihn auf einem Haufen beysammen läßt, so nützt er nichts, und schadet selbst der Fruchtbarkeit; wenn man ihn aber noch so dünn auf der Oberfläche der Erde ausbreitet, so macht er das ganze Feld fruchtbar.

Die Regierungen scheinen diese wichtige Wahrheit ganz mißkannt zu haben. Fast unter allen Nationen haben drey Viertheile der Unterthanen nichts, während aller Reichthum und alles Eigenthum in den Händen einer kleinen Anzahl von Menschen beysammen ist, die das ganze Augenmerk der Regierung auf sich gezogen zu haben

ben scheinen. Eine falsche Politik brachte die Maxime in Umlauf, daß derjenige im Staate regiere, welcher das Geld besitze, daß also die Regierung sich und ihre Anhänger reich, und den großen Haufen arm machen müße, um desto sicherer zu regieren. Sie bedenkt aber nicht, daß die Armuth oft zur Verzweiflung bringt, und daß ein altes, aber wahres Sprüchwort sagt: Strenge Herren regieren nicht lange. Eine billigere und gesundere Politik sollte wissen, daß eigentlich das Eigenthum den Menschen an sein Vaterland fesselt; daß der Mensch, der kein Eigenthum besitzt, an nichts hängt; daß eine Nation von Bettlern und Vagabunden Verbrechen beunruhigen, welche nichts mehr ausrotten kann. Das Interesse der Gesellschaft erfodert, daß die größte Zahl ihrer Glieder etwas genieße. Sobald sich alle Bürger durch mäßige Arbeit Bequemlichkeit verschaffen können, so kann der Staat Unterstützung von ihnen erwarten: sobald eine kleine Anzahl von Menschen alles Eigenthum und allen Reichthum eines Staats verschlingt, so werden diese die Herren des Staats, der ihnen in der Folge das Vermögen, das sie aufgehäuft haben, nicht ohne die äußerste Anstrengung entreißen kann. Neben dem giebt der Umlauf des Geldes allen Gliedern eines Staats Bewegung, Thätigkeit, und einen vortheilhaften Muth, anstatt daß ungleich vertheilte Reichthümer Trägheit, Muthlosigkeit, unnützen Neid und Verbrechen erzeugen.

§. XXXI. Ausschließliche Privilegien.

Nichts ist mehr der gesunden Politik entgegen, als einem gewissen Stande ausschließlich ertheilte Privilegien und Gewerbe: dadurch bereichern sich einige begünstigte Menschen, ohne dem Staate das Gute zu thun, das er von ihnen zu erwarten berechtigt ist. Der Souverain hat bey solchen Anstalten nichts als Schaden. Durch ausschließliche Privilegien bereicherte Personen leisten dem Staate nie soviel, als alle Bürger, die ein freyer Handel verhältnißmäßig bereichert. Der Souverain muß im Namen des Staats nützliche Entdeckungen belohnen; aber der Kunstfleiß seiner Unterthanen darf nie Hindernisse finden.

Handel und Kunstfleiß begünstigen die Bevölkerung; sie verschaffen dem Bauer nicht nur schnellen Absatz seiner Waaren, und folglich Wohlstand und Bequemlichkeit, sondern sie ziehen auch noch Fremde herbey, die ihr Land verlassen, um ein sanfteres Loos aufzusuchen.

§. XXXII. Gefahren des unbeschränkten Handels.

Der Handel muß, dieser Vortheile ungeachtet, nicht ausschließlich das Augenmerk einer guten Regierung an sich ziehen. Die gesündeste Nahrung wird Gift, sobald man sie übermäßig zu sich nimmt. Eine aufgeklärte Politik muß voraus wissen, daß der Handel den Luxus nach

sich zieht, der, wenn man seinen Würkungen nicht vorbeugt, die blühendsten Reiche ihrem gewissen Untergange zuführt. Eine übermäßige Sucht nach Reichthümern bemächtiget sich alsdann aller Bürger. Eine von Liebe zum Gewinn berauschte Nation denkt an nichts als an den Handel; sie schmeichelt sich, er sey allein im Stande, ihr alle Güter dieser Erde zu verschaffen: dieser Handel wird alsdann ein Apfel der Zwietracht zwischen den Völkern und ihren Souverainen; er erzeugt Nebenbuhlereyen, Eifersucht und beständige Zwistigkeiten. Seit dieser albernen Sucht neue Handlungszweige zu entdecken ist der Erdball für den wahnsinnigen Handelsmann nicht mehr groß genug; eine öde Insel wird ein Gegenstand von Wichtigkeit, Nationen sind bereit, sich einander umzubringen, damit sie wissen, wem einige Haufen Sand zufallen, in denen die Habsucht schon Schätze zu erblicken glaubt.

In den kurzsichtigen Augen der heutigen Politik wird das Geld als die Seele des Krieges und als die Stütze des Friedens angesehen; man beredet sich, daß die Macht, die am meisten Geld besitzt, allzeit im Stande sey, alle übrige klein zu machen, oder sie wenigstens zu nöthigen, ihre Entwürfe ausführen zu helfen. Ganze Nationen werden so wie ihre Regenten von dem Geize einiger wenigen hungrigen Handelsleute an der Nase herumgeführt; diesen gelingt es, sie mit der Hoffnung eines Reichthums zu blenden, dessen Früchte sie allein ärndten. Oft wird ein Staat entvölkert, die Last der Auflagen drückender, und die Nation, welche den Reichthümern nachhascht, in der That arm, um den Geiz einiger Bürger zu befriedigen: eine kleine Anzahl von Particularen, welche allein von der Thorheit ihrer Mitbürger Nutzen ziehen, wird

reich. Aus diesem falschen Gesichtspuncte richten einige Völker ihre Augen einzig und allein auf den Handel. Man sinnt nur auf Mittel, sich Reichthümer zu verschaffen, die das Zeichen zum Kriege unter den Mächten gegeben worden sind. Es giebt ein Volk, das in der Raserey seines Geizes den Entwurf gemacht zu haben scheint, den Handel der Welt an sich zu reißen, und die Meere sich eigen zu machen; ein unbilliger und thörichter Entwurf, dessen Ausführung, wenn sie möglich wäre, die von diesem Unsinne befallene Nation bald zuverläßig in's Verderben stürzen würde.

§. XXXIII. Von seinen natürlichen Schranken.

Der Handel muß also wie alle menschliche Dinge seine Gränzen anerkennen; die Natur bezeichnet sie ihm selbst. Er muß dem Umfange und der Eigenschaft des Grund und Bodens, dessen Fruchtbarkeit und der Anzahl seiner Einwohner angemessen seyn. Ließ uns die Zukunft in ihrem Buche lesen, was einst diese unbändige Leidenschaft des Handels, die heut zu Tage die Nationen theilt, für Folgen haben wird; so würde sie uns vielleicht zeigen, daß sich die Nationen unter diesem Vorwande zuerst zu Grunde richten, daß sich zuletzt jedes Volk begnügen wird, sein eignes Land allein in Flor zu bringen, und daß es keinen andern Handel treiben wird, als der ihm nothwendig ist. Menschlichere, gerechtere, vernünftigere Regierungen fühlen, daß das Geld eben so wenig das wahre Glück der Gesellschaften, als

das der Individuen macht. Sie haben keinen Gefallen daran, jährlich Armeen von Bürgern in heißen Himmelsstrichen, in Schlachten und auf den Meeren dem Tode entgegen zu schicken. Vielleicht kömmt zuletzt eine Zeit, wo die von den Europäern besser in den Waffen geübten Indier sie von ihren Ufern verjagen, an denen sie ihre Habsucht gehäßig machen muß.

Der Reichthum hat sein Maaß und Ziel; sobald er übermäßig wird, so schadet er dem Handel selbst und dem Kunstfleiße. Die Erzeugnisse der Manufacturen und des Bodens werden alsdann so theuer, daß sie arme Nationen wohlfeiler liefern, als die reichern. Ein Volk ist allzeit arm, sobald es nicht bey sich die Waaren findet, die ihm unumgänglich nothwendig sind; es ist allzeit reich, sobald ihm sein Boden hinlänglich die Dinge liefert, die ihm wahrhaft nothwendig sind. Das Volk, das freye Menschen hat, und sich leicht ernähren kann, ist immer reicher, glücklicher, mächtiger, als jenes das nur Gold hat. Weil die Menschen so gerne alles mißbrauchen, so benahm Lykurg den Spartanern die Künste, den Handel und das Geld. Sobald sie darnach lüstern wurden, traf der Ausspruch des Orakels von Delphos ein: sie eilten ihrem Untergange zu. In einem wohl eingerichteten Staate sollte es keinen Manufacturisten von Luxuswaaren geben, solange sich noch ein Morgen Landes zum umroden vorfindet.

§. XXXIV. Handelnde Nationen sind von kurzer Dauer.

Eine arme Nation hält sich für unglücklich, wenn sie sieht, daß sie, wie man gesagt hat, in der Abhängigkeit von andern leben muß: um sich aus der Armuth zu reißen, muß sie zur Gewalt oder zum Kunstfleiße ihre Zuflucht nehmen; sie sucht also entweder zu erobern und zu plündern, oder sich durch den Handel die Zeichen des Reichthums zu verschaffen; der Handel verhülft mit Einwilligung der Nationen zu den Gegenständen oder Waaren, deren sie die Natur beraubt hat. Dieser fortwährende Kunstfleiß setzt oft eine an sich dürftige, aber durch den Handel reiche Nation in den Stand, eine Zeit lang eine ausgezeichnete Rolle unter reellern Mächten zu spielen. Die Tyrier, die Sydonier, die Karthaginenser liefern uns unter den alten; die Venetianer und Holländer aber unter den heutigen Nationen auffallende Beyspiele von den Würkungen, die der Handel und der Kunstfleiß bey Völkern hervorbringen kann, welche die Natur nicht begünstiget hat. Aber eben diese Nationen beweisen uns durch ihre Abnahme und durch ihren Verfall, daß eine blos auf Reichthum gegründete Macht nicht anders als précaire seyn kann; sie wird der Gegenstand des Neides anderer Völker; eine reiche Nation wird gewöhnlich von irgend einem hungrigen Eroberer geplündert, der sie mit seinen Räuberhorden überschwemmt. Ein reiches Volk wird auf zweyerley Arten geplündert; seine Alliirten verschlingen seine Reichthümer durch Subsidien, die es ih-

nen bezahlt; seine Feinde rauben sie ihm mit Gewalt oder List.

§. XXXV. Von den Subsidien.

Die Reichthümer suchen sich, so wie die Wässer, allzeit einen Ausfluß; die Oekonomie kann sie wohl einige Zeit bey einer Nation erhalten, und alsdann sind sie unnütz; aber früh oder spät werden sie für reelle oder eingebildete Bedürfnisse hingegeben. Man kann es nicht oft genug wiederholen, daß man, ohne Gefahr sich zu betrügen, die politischen Gesellschaften wie die Individuen des menschlichen Geschlechtes beurtheilen kann; ihr Betragen und ihre Leidenschaften sind die nämlichen. Ein geiziger Vater häuft durch eine lange Sparsamkeit Schätze zusammen, verschwenderische Kinder lassen sie über kurz oder lang wieder unter die Gesellschaft kommen. Der reiche Mann wird hochmüthig, scheut die Arbeit und Mühe, und läßt die Aermern, die sich aus Bedürfniß um ihn hersammeln, seinen Leidenschaften und seinen Vergnügungen dienen: sind diese auf seine Kosten reich geworden, so verlassen sie ihn, und geben auch sich der Eitelkeit, der Faulheit, der Verschwendung, dem Luxus Preis.

Eben so verhält es sich mit Nationen: ihre Reichthümer schläfern sie ein; andere leisten ihnen dafür Hülfe und Dienste; ihrer Reichthümer wegen wagen sie oft vermessene Unternehmungen, und am Ende stürzen sie sie in's Verderben und in den Untergang. Vergebens genießen sie einen ausschließlichen Handel; sie holen allzeit für andere die Schätze an den Enden der Erde; allmäh-

lig theilen sich die Aermern in die Früchte ihres industriösen Geizes. Die Subsidien, welche reiche Nationen den armen zahlen, die besoldeten Truppen, welche sie für sich streiten lassen, die Kriege, welche sie in entfernten Ländern führen, erschöpfen früh oder spät die Schätze, die ihnen der ausgebreitetste Handel verschafft; eine reiche Nation findet allzeit, daß sie für andere arbeitet.

§. XXXVI. Von dem wahren Glücke eines Staats.

Die eingebildeten Reichthümer, die der Handel giebt, können also nur als das eitle Bild der Größe und der Macht betrachtet werden. Der Reichthum entscheidet nicht die Macht eines Menschen. Es ist die größte Thorheit, wenn man sich auf seinen Reichthum verläßt, um sein Vaterland zu vertheidigen; das heißt die Phönicier nachahmen, die die Macht unter dem Sinnbilde von Geldsäcken vorstellten. Ein Staat muß reellere, dem Wechsel minder unterworfene Reichthümer besitzen, Reichthümer, welche jenen mit fideicommissarischen Banden belegten Gütern reicher Familien gleichen, und durch die lockere Aufführung, durch die Ausschweifung und durch den Wahnsinn verschwenderischer Erben nicht können verschleudert werden. Eine Nation ist allzeit mächtig, sobald sie unter einer weisen Regierung eine dem Lande, das sie inne hat, angemessene Bevölkerung genießt. Sie ist reich genug, sobald ihr Boden ohne übermäßige Arbeit die zu ihrem Unterhalte nöthigen Erzeugnisse liefert: sie ist sehr glücklich, sobald sie muthige und tugendhafte

Bürger unter sich hat. Führet erst Ordnung im Innern ein, ehe ihr an den Handel denket; er ist hinlänglich ausgebreitet, sobald er der Nation diejenigen nützlichen und nothwendigen Gegenstände verschafft, die ihr fehlen.

Selten begnügt sich ein Staat mit diesen Vortheilen. Die Nationen suchen sich so wie die Particularen einander zu übertreffen, sie werden von einer Sucht nach Reichthum geplagt, und halten sich für verächtlich, sobald sie nicht ihren Nachbarn gleich kommen, oder sie übertreffen. Kostbare Metalle, die die Zeichen der Macht geworden sind, sind der einzige Gegenstand, nach welchem sich eine verworfene und kurzsichtige Politik sehnt; sie verläßt das Gewisse, um Chimären nachzujagen; sie will das Gebäude zieren, ohne vorher einen vesten Grund dazu gelegt zu haben. Sie verliert gleich dem Geizhalse, der die Kosten der Kindererziehung scheut, über der Aussicht nach fernen Schätzen die Volkserziehung aus dem Gesichte, und eine am Geist und am Körper verwahrloste Nachkommenschaft weiß keinen nützlichen Gebrauch von dem Erwerbe ihrer Väter zu machen, mit dem sie sich zuletzt selbst zu Grunde richten.

§. XXXVII. Vom Credit.

Die Regenten der Völker theilen sich gemeiniglich in die Früchte ihrer Habsucht; wenn sie wollen, daß sich ihre Unterthanen bereichern, so geschieht es, weil sie hoffen, dadurch leichter die Auflagen erheben zu können, die sie von ihnen fodern. Bald wird ihnen aber diese Leichtigkeit selbst schädlich; sie verleitet sie leichtsinnig zu unnützem

Aufwande, zu verderblichen Kriegen, zu gewagten Unternehmungen, an welche sie nie gedacht hätten, wenn es ihnen nicht so leicht wäre, mit dem Reichthume ihrer Unterthanen ihre Launen zu befriedigen. Sie verlieren alsdann die Oekonomie aus den Augen, bekümmern sich wenig, ihre Ausgaben nach den Einnahmen zu richten, welche die Auflagen in ihre Hände bringen, und werden genöthiget zu Volks-bedrückenden Mitteln ihre Zuflucht zu nehmen. Zuerst fangen sie mit Vermehrung der Auflagen an; aber diese Auflagen haben am Ende Gränzen; die Nation bezahlt sie allzeit mit Widerwillen; die Souveraine werden alsdann gezwungen, zu Mitteln zu schreiten, durch welche sie, so zu sagen, ohne Mitwissen ihrer Unterthanen beständig die Last der Auflagen auf ihnen verdoppeln, und blos ihren Namen ändern.

Dieses ist die Quelle dessen, was man öffentlichen Credit nennt. Der Reitz die Einkünfte leichter zu beziehen, als sie die Arbeit und der Landbau verschafft, verleitet die Unterthanen eines Souverains oder benachbarter Nationeu, daß sie ihre überflüßigen Reichthümer seinen Händen anvertrauen. Die Regierung schaltet über die Summen, die sie aufnimmt, und verwendet sie auf Gegenstände, die die Umstände erheischen, oder was noch öfter der Fall ist, unterschlägt, und verwendet sie zu ihren besondern Bedürfnissen; aber ihre Unterthanen müßen die Schulden bezahlen, die man oft auf eine unkluge Weise und ohne irgend einen Vortheil für die Nation macht.

Der Credit ist also im Grunde nichts anders, als eine versteckte, um so ungerechtere Auflage, als sie auf die Armen, auf die Bauern, auf die Güterbesitzer fällt, die die Interessen der von der Regierung gemachten Schulden bezahlen müßen. Es wäre eine der größten Wohl-

thaten für das Menschengeschlecht, wenn man alle Fürsten um ihren Credit bringen könnte. Ohne Credit hätten sie wenigstens um ein Mittel weniger, ihre Eitelkeit, ihre Pracht, ihre Verschwendung an Menschen und Geld, kurz ihre ungerechten Launen zu befriedigen.] Eine Regierung, welche Schulden macht, legt das öffentliche Bekenntniß ab, daß sie über ein armes oder betrogenes Volk herrscht, daß sie also nicht zu regieren verdient. Dieses ist noch nicht alles; der Credit wird durch seine Folgen eine Quelle von Verderbniß für eine große Anzahl von Bürgern; er begünstiget ihre Trägheit und Faulheit dadurch, daß er ihnen ohne Arbeit und ohne Nutzen für den Staat die Mittel verschaft, auf Kosten des thätigen und industriösen Menschen zu leben, welcher arbeitet, um die Weichlichkeit unthätiger Capitalisten zu unterhalten. Jeder Müßiggänger wird ein schlechter Bürger, ein ruchloser Verbrecher. Die Gesellschaft ist um so unglücklicher, je mehrere unnütze Glieder sie ernährt. Jeder Capitalist lebt dem Arbeitsmann zur Last. Jedes Anlehen ist ein Uebel, und setzt einen Aufwand voraus, der die natürlichen Kräfte einer Nation übersteigt. Wären die Anlehen mehrern Schwierigkeiten ausgesetzt, so wären die Staaten, wie die Particularen mindern Zerrüttungen unterworfen. Je mehrere Interessen der Staat bezahlt, desto mehr wird die Nation mit Auflagen gedrückt.

§. XXXVIII. Von seinen Grundlagen.

Der Credit ist dem Reichthume des Staats, der ein Anlehen macht, seinen Hülfsquellen, der Vestigkeit seiner

Regierung, der Treue und dem Glauben der Regenten, dem Intereſſe oder den Beweggründen, die ſie haben ihr Wort zu halten, angemeſſen. Die Gewalthaber hatten von jeher bey dem klügern Theile die Vermuthung gegen ſich, daß ſie gerne ihr gegebenes Wort brechen, weil ſie es ſehr oft ungeſtraft brechen können. Darum ſagt ſchon Jeſus Syrach vor zweytauſend Jahren: „Leihe keinem Gewaltigern, als du biſt, etwas; leihſt „du ihm aber, ſo acht' es für verloren.“ Unter der unumſchränkten Gewalt kann es keinen wahren Credit geben; es iſt unmöglich, daß ſich der Unterthan oder der Fremde einem Deſpoten anvertraut, der, wann es ihm beliebt, die feyerlichſten Verträge ungeſtraft verletzen kann; der mißtrauiſche Aſier verſcharrt ſein Gold eher in die Erde, als daß er es ſeinen Tyrannen ſehen läßt. Unter dem verdecktern Deſpotiſm giebt es eine Art von Credit; der Souverain; der durch einige Rückſichten von Wohlanſtändigkeit zurückgehalten wird, kann das Zutrauen ſeiner Unterthanen bis auf einen gewiſſen Grad erregen; da ihn indeſſen die Macht, die er genießt, allzeit in den Stand ſetzt, ſein Wort zu brechen, ſo muß er zur Argliſt ſeine Zuflucht nehmen um das Vertrauen zu erſetzen; er blendet diejenigen, deren Geld er haben will, durch große Vortheile, und legt ihrer Habſucht durch große Zinſen, oder durch Lotterien, durch Prämien und ſelbſt durch einträgliche Staatsämter Schlingen. Unter einer weiſen Regierung ſoll Jeder, der dem Regenten ohne Vorwiſſen und Einwilligung der Nation etwas leiht, als Verräther des Vaterlandes angeſehen werden.

§. XXXIX. Von der Finanzverpachtung.

Der allzeit vom Eigensinne geleitete Despotism will schnelle Hülfsquellen haben; oft fehlt ihm der Credit, man bedient ihn nicht mit der Geschwindigkeit, die seine unersättlichen Bedürfnisse erfodern. Alsdann wendet er sich gleich einem verschuldeten Sohne, der seine Zuflucht zu einem Wucherer nimmt, um die Summen zu erhalten, welche die Oekonomie des Vaters seinen unklugen Wünschen versagt, an einen Stand unter den Bürgern, der ihm mittelst des Rechts über alle andere ungestraft Erpressungen auszuüben, die seiner Leidenschaft nöthige Unterstützung angedeihen läßt.

Dieses ist der Ursprung jener für die Völker so verderblichen, unter dem Namen der Finanz-Verpachtung bekannten Kunst. Der Souverain überläßt seine Unterthanen der allzeit erfinderischen Raubsucht einiger subalternen Tyrannen, die unter dem Schutze seiner Macht die Nation ungestraft plündern, und unter dem Vorwande, die zur Erhaltung des Staats nöthigen Beyträge zu erheben, ihn entnerven, und zu Grunde richten, den Handel und die Manufacturen muthlos machen, die Bauern von den Feldern verscheuchen, und täglich neue Mittel aushecken, wodurch sie das Volk heimlich unterdrücken und ausplündern. Ist es also auffallend, wenn man sieht, daß in den Staaten, wo man diese Grundsätze angenommen hat, die Finanzverpachtung eine geheimnißvolle und durch ihre geheimen Gänge undurchdringliche Wissenschaft geworden ist, welche kaum der hellsehendste Kopf dnrchschauen kann? Die Habsucht des Souverains

oder seiner durch die schnellen Hülfsquellen, deren Ursachen ihnen verborgen sind, irregeführten Minister opfert alles dem Augenblicke auf, und vertraut Räubern, die den Staat mit Feuer und Schwerd verheeren, eine schädliche Macht an.

So wird also die Nation mit Einwilligung des Souverains gebrandschatzt; er duldet, daß sich ein hungriger Haufe ruchloser Bürger mit dem Marke aller übrigen mäste; er sieht in seiner Verblendung nicht, daß manchmal die Auflagen seiner Unterthanen verdoppelt werden; daß die Summen, welche seine Volksschinder bereichern helfen, für ihn selbst verloren sind, und daß eine Armee von subalternen Volksplünderern ohne Unterlaß zum unersetzlichen Schaden besoldet wird, damit sie seine Nation bekriegt; während sie eine verständigere Verwaltung von diesen Tyrannen befreyen, und dem Souverain weit größere Schätze verschaffen würde. Aber ein Despot hat nie Vernunft und Klugheit, er begnügt sich mit augenblicklicher Hülfe, die man seinen Phantasien leistet, läßt geschehen, daß man dem Staate die tödtlichsten Streiche versetzt, und duldet, daß man seine stärksten Pflanzen des Lebens beraubt; am Ende ist er ganz erstaunt, daß ihm der Baum ohne Saft keine Früchte mehr trägt. In einem unter willkührlicher Gewalt seufzenden Land eopfert der Souverain fast allzeit sein dauerhaftes Wohlseyn seinen augenblicklichen Launen auf.

Durch dieses eben so ungerechte, als thörichte Benehmen fließen die Reichthümer des Staats in die Hände einer kleinen Anzahl schlechter Bürger zusammen, die, mit dem Blute der Nation gemästet; bald dem Souverain selbst Gesetze vorschreiben, die Tribunäle verachten, welche ihnen Einhalt thun sollten, über die Unterthanen eine

dunkle, hinterlistige, willkührliche Rechtsgelehrtheit auszuüben, und im Schooße des Ueberflußes über das öffentliche Elend spotten, durch das sie ihr Glück gemacht haben. Weit entfernt sich die Verachtung und den Haß zuzuziehen, mit denen man sie überhäufen sollte, erregen diese reichen Räuber die Eifersucht des Adels und den Neid ihrer Mitbürger. Ein Jeder sehnt sich alsdann nach Schätzen; Reichthum wird die einzige Triebfeder; der Durst nach Gold, eine unersättliche Habbegierde bemächtiget sich aller Herzen. Kein Mensch ist vergnügt, weil Niemand mit einem Schicksale zufrieden ist, das er wehmüthig mit dem Schicksale reicherer Bürger vergleicht. Der Reichthum ist nicht mehr die Frucht der Arbeit, des Kunstfleißes, des Handels, sondern der Gunst, des Zufalls, der Verschmitztheit, des Betrugs, und macht also alle Unterthanen kleinmüthig.

Mit einem Worte, die Finanzverpachtung vernichtet die Bevölkerung, den Ackerbau, den Handel, die wichtigsten Gegenstände im Staate; ein Souverain, der alles in vollem Maaße genießen will, opfert sie alle Augenblicke auf. Die Auflagen werfen nichts mehr ab, der Credit geht verloren, das Vermögen zehrt sich auf, die Felder werden öde; der Handelsmann getraut sich nichts mehr zu unternehmen; der Manufacturist legt die Hände in den Schoos; der Kunstfleiß muß sein Vaterland verlassen; die Auswanderungen werden häufig; kurz der Staat nähert sich mit jedem Tage mehr seiner Auflösung.

Beynahe eben so schädlich wie die Finanzverpachtung, scheint uns jene Staatswirthschaft, welche die Staatseinkünfte, so zu sagen, in die Schatullen der Regenten verschließt; sie macht die subalternen Blutigel,

die nach dem Wunsche des Hofes das Land aussaugen helfen, der geizigen Regierung angenehm; ihre Kammern suchen das privat Eigenthum an sich zu reißen; und der Regent gleicht einem Vestungs-Commandanten, welcher in Friedenszeiten allen Vorrath an Lebensmitteln von den Einwohnern in die Magazine bringen läßt, und die Schlüssel dazu als einen großen Reichthum verwahrt, während die Früchte und Speisen verfaulen, oder vom Ungeziefer gefressen werden, und die Weine zu Grunde gehen, die Einwohner hingegen darüber vor Hunger verschmachten müßen.

§. XL. Die Politik muß auf alles ein wachsames Aug haben.

Die Herstellung des Gleichgewichts unter den verschiedenen Gegenständen der Staatsbedürfnisse soll der wahre Endzweck der Politik seyn; aus diesem Gleichgewichte entspringt einzig und allein das Wohlseyn einer Nation, ihre Macht und ihre Sicherheit. Die verschiedenen Theile eines Baumes müßen ihre Nahrung im genauen Verhältnisse bekommen; sonst zieht ein zu starker Zweig den Saft, der unter alle gleich vertheilt werden muß, allein an sich. Der Ackerbau muß nicht alle Arme beschäftigen; der Handel und die Manufacturen müssen den Erzeugnissen des Bodens angemessen seyn, und dem Arbeitsmanne die Früchte abnehmen, die er durch seine Mühe seinem Felde abzugewinnen weiß. Eine zu starke Bevölkerung wird der Nation lästig, wenn sie nicht dem Umfange ihres Landes, und dessen Erzeugnissen angemessen

gemessen ist. Es ist nicht genug, daß man Aerme hat; man muß sie auch zu brauchen wissen: der Müßiggang ist in der Politik, wie in der Moral die Mutter des Lasters. Wenn eine Gesellschaft all ihr Augenmerk auf den Handel richtet, so überlassen sich viele Bürger bey ihren gehäuften Schätzen der Faulheit, und andere werden kleinmüthig; zuletzt führt der Reichthum den Luxus, die Habsucht, die Weichlichkeit und das Laster herbey, Dinge, die allzeit die Vorläufer des Verderbens der Nationen sind.

Alle Bürger eines Staats müßen beschäftiget seyn, aber nicht mit den nämlichen Gegenständen: neigen sich die meisten Bürger dazu, so muß sie die Politik davon abhalten. Der Ackerbau muß alle Unterthanen ernähren; der Handelsmann muß ihnen die nöthigen Producte verschaffen, die ihnen die Natur versagt; der Manufacturist muß sie kleiden; der Krieger muß sie vertheidigen.

Wenn die Politik ein Gleichgewicht unter den verschiedenen Gegenständen, mit denen sie sich beschäftiget, handhaben muß, so muß sie es auch unter den Menschen und unter den verschiedenen Ständen, in die die Bürger eines Staats getheilt sind, aufrecht erhalten. Kein Mensch, er mag noch so groß seyn, darf das Privilegium haben, die Niedrigern zu drücken, die eben so, wie er, unter dem Schutze des Gesetzes stehen müßen; kein Bürger, zu welchem Range ihn auch das Glück erhoben hat, ist berechtiget, den seinem Vaterlande nützlichen Bürger zu verachten. Der Souverain muß jeden Unterthan nach seinen Diensten und nach seiner Nützlichkeit schätzen, beschützen, belohnen. Eine aufgeklärte Politik bringt es demnach dahin, daß jeder Bürger mit dem Range vergnügt lebt, den ihm seine Geburt angewiesen

hat. Es giebt ein Glück für alle Classen; in einem wohleingerichteten Staate schlingt sich eine Kette von Glückseligkeit um die Hände der Bürger, die vom Monarchen bis zum Bauer herabreicht. Der zufriedene Mensch denkt selten seine Sphäre zu verlassen; er liebt den Stand seiner Väter, an den ihn die Erziehung von Jugend auf gewöhnt hat. Das Volk ist vergnügt, sobald es nicht leidet; auf einfache und natürliche Bedürfnisse beschränkt, denkt es an nichts weiter. Der einsichtsvollere Mensch oder der Mensch von höherem Range hat Ursache zufrieden zu seyn, sobald er die Dinge erreicht, zu denen ihn seine Laufbahn führt. Es herrscht irgend ein Gebrechen in der Staatsverwaltung, sobald sich alle Bürger in ihrem Stande mißfallen. Ungeachtet der Unbeständigkeit der Menschen macht sie eine Art von Trägheit an ihr Schicksal anhänglich; sie suchen nicht eher seiner los zu werden, als bis sie das Mißvergnügen dazu zwingt.

Die wahre Politik weiß die Freyheit, die Bevölkerung, den Ueberfluß, die Annehmlichkeit, und die Sicherheit miteinander zu verbinden; aber keiner dieser Gegenstände wird erreicht: wenn sie nicht über das Betragen ihrer Unterthanen wacht, und wann sie bey ihnen den Geist nicht unterhält, der sie beseelen soll. Die Tugend, die Liebe zum allgemeinen Besten müßen die Grundtriebe jeder wohleingerichteten Gesellschaft seyn: sobald sich ihre Glieder einander unterdrücken, verachten, sobald sie ihr Interesse voneinander trennen, sobald sie aufhören, die Gesetze in Ehren zu halten, so giebt es keinen gesellschaftlichen Verband mehr; die Bewegungen der Maschine sind sich einander entgegen gesetzt, hindern sich einander und sie bleibt stehen.

§. XLI. Von der Polizey.

Jenen Zweig der Politik, welcher die Aufrechterhaltung der zur innern Sicherheit und Bequemlichkeit der Staaten gemachten Gesetze zum Gegenstande hat, nennt man Polizey. Sie hält die Bürger an, unter sich nach dem Wunsche der Gesellschaft und nach den Regeln zu leben, die ihnen die Natur vorschreibt: sie muß ihre Nachläßigkeit gut machen, für ihre Ruhe, für ihre Bequemlichkeit sorgen, und unaufhörlich die Widerwärtigkeiten beseitigen, die ihnen ihre Leidenschaften erregen können. Den Gesetzen unterworfen, darf diese Polizey nicht willkührlich seyn; sie darf die gerechte Freyheit der Bürger, ohne welche ihnen das gesellige Leben unangenehm seyn würde, nicht beunruhigen: sie muß der Ausgelassenheit der Individuen einen Zügel anlegen, damit die öffentliche Ordnung durch sie nicht gestört wird.

Die Polizey begreift in diesem weitschichtigen Verstande auch die Justiz in sich. Im engern Sinne sind aber die Justizsachen von den Polizeysachen wesentlich verschieden. Wir wissen diesen Unterschied nicht besser anzugeben, als ihn Scheidemantel (*) angegeben hat:

Justizsachen sind theils bürgerliche, theils peinliche; die bürgerlichen betreffen nur das Mein und Dein unter Privatpersonen, sie beziehen sich nur mittelbarer Weise und in soweit auf das gemeinschaftliche Interesse, als dieser und jener einzelne Bürger, oder

(*) In seinem Staatsrechte Th. II. S. 65.

diese und jene Gesellschaft bey ihren erworbenen Rechten geschützt wird, oder als man ihnen wieder dazu verhülft, wenn sie solche auf eine unrechtmäßige Art verloren haben. Die Polizeysachen nehmen unmittelbar das Wohlseyn des Staats zur Absicht, und wenn sie auch hie und da den Privatnutzen einzelner Unterthanen vorzüglich befördern, so geschieht es doch nur, um die gemeinschaftlichen Vortheile zu bewürken. Justizstellen verlangen weiter nichts, als daß man Niemanden das Seinige entziehe oder vorenthalte; Polizeystellen gehen aber auch sogar bis auf die Ursachen zurücke, und verhindern in Zeiten alles, was Gelegenheit zum Bösen giebt, so wie sie dasjenige begünstigen, was zum Guten anleitet. Erstere sagen: wo kein Kläger ist, da ist kein Richter; letztere untersuchen aber von selbst, ob man dem Endzwecke eines blühenden Staats gemäß handle. Erstere sehen allein auf die Sicherheit der bereits vorhandenen Rechte des Bürgers, letztere aber wollen auch, daß der Einwohner Bequemlichkeit und guten Nahrungsstand habe; schon zum voraus bemühen sie sich, ihn wider natürliche und andere Zufälle zu sichern. Erstere urtheilen ohne auf die Person zu sehen; letztere untersuchen, ob einer brauchbar, vornehm oder gering, tugendsam oder lasterhaft sey, um nach diesen ihre Entschliesung einzurichten. Erstere urtheilen nicht eher, als bis sie die streitige Sache förmlich untersucht haben, und nur im Nothfalle beschleunigen sie ihre Befehle; letztere beschließen und verfahren ohne Weitläuftigkeit. Die Polizey kann endlich auch über alles befehlen, was die gute Ordnung und Einrichtung unter den Bürgern erhält und vermehrt: ist an diesen

oder jenen Orten die Vertheilung der Gegenstände nicht auf diese Art beschaffen, so ist es nur allein dem Herkommen und dem Mißbrauche beyzulegen.

Man sieht einige Nationen, welche erklärte Feinde der Sklaverey sind, fast ganz ohne Polizey, weil sie in ihrer Thorheit die Rechte der Zügellosigkeit mit denen der Freyheit verwechseln. Heißt denn aber das wahre Freyheit genießen, wenn man beständig den Paroxismen, den Aufbrausungen, den Ausschweifungen eines ausgelassenen Pöbels ausgesetzt ist, welcher glaubt, durch seine Unordnungen Freyheit auszuüben? Wie wunderlich ist die Verfassung, wo der oder die Gesetzgeber allzeit eifersüchtig, allzeit argwöhnisch sind, und nie über die Mittel einig werden können, durch welche die Bürger vor ihren wechselseitigen Thorheiten und vor den Nachstellungen schlechter Menschen gesichert werden. Eine weise Polizey ist die Stütze der Freyheit, sie ist nur der Zügellosigkeit furchtbar. Sie muß sich, wie die Gesetze nach den Umständen richten, in denen sich die Gesellschaft befindet; sie muß ihre Wachsamkeit, ihre Strenge nach dem Maaße verdoppeln, wie sich die Bedürfnisse vermehren, weil sich alsdann die Sicherheit der Bürger vermindert. Je unordentlicher die Menschen sind, desto mehr muß sie die öffentliche Gewalt durch Schrecken im Zaume halten.

Unter dem Despotism ist die Polizey nur das verworfene Werkzeug der Leidenschaften der Rache, der Besorgnisse des Despoten, der Minister und der Großen; Häupter, die sich ihrer Ungerechtigkeit oder ihrer eignen Ungeschicklichkeit bewußt sind, bedienen sich ihrer, um diejenigen zu unterdrücken, die ihnen verdächtig sind; ihretwegen artet sie in Tyranney aus. Sie muntert die Anbringer auf, quält die Bürger, und ihr beunruhigendes

Spionenaug dringt bis in das Heiligthum der Familien. Sie thut nur willkührlichen Fehlern, welche die Mächtigen beleidigen, Einhalt; und oft wird sie dem Verdienste und den Talenten furchtbar; in ihren Augen sind die Unterthanen nicht gleich; das Ansehen giebt ihre Bescheide ein, und bedient sich ihrer, um den Verbrecher zu retten, um den ihm mißfälligen Rechtschaffnen und Unschuldigen zu unterdrücken, und um diejenigen zu begünstigen, die in seinen Augen angenehm sind. Weil der Despot immer unempfindlich ist, so kann seine Polizey nie hart genug strafen: ist er ein Geizhals, so sucht er durch unsinnige Verbothe die Geldstrafen zu häufen.

Eine willkührliche oder nicht durch Gesetze regierte Polizey wird eine schreckliche Geißel für die Völker und ist ihnen lästiger als die Zügellosigkeit selbst. Weit entfernt die Sitten zu bessern, verdirbt sie sie durch Anbringer, Sykophanten und subalterne Schinder, mit denen sie die Gesellschaft überhäuft, und durch die sie die Bürger quält: sie wird ehrlichen Leuten zum Schrecken, weil sie zu ihren gehäßigen Untersuchungen nur niedrige und gemiethete Seelen braucht.

§. XLII. Von den Strafen.

Die Polizey muß um nützlich zu seyn, nur dem Gesetze unterworfen seyn, muß nur von ihm geleitet werden, muß für seine Vollstreckung, für die Erhaltung der Sitten, für die Sicherheit der Unterthanen wachen: ohne sie würde die Gesellschaft in Anarchie verfallen. Würde sich nicht ein Haufe zügelloser, unter sich getheilter, ver-

dorbener Menschen einander die Würkungen ihrer unordentlichen Leidenschaften fühlen lassen? Welche Sicherheit, welche Vortheile würde man in einer Gesellschaft genießen, deren nachläßige oder boshafte Glieder einzig mit sich selbst beschäftiget wären, und ihre augenblicklichen Vergnügen mit dem Unglücke anderer erkaufen würden? Es ist eine Gewalt nöthig, die die schlechten Menschen im Zaume hält; diese Gewalt muß sich nach dem Maaße vermehren, wie die Gesellschaft zahlreicher wird. Man muß diejenigen durch Strafen schrecken, über die die Vernunft ihre Herrschaft verloren hat. Aber die Gerechtigkeit fodert, daß diese Strafen den reellen Uebeln angemessen seyen, welche die Verbrechen der Gesellschaft zufügen. Die Politik ist ungerecht und unvernünftig, sobald sie in ihren Strafen nicht auf das Verhältniß des Ungemachs Rücksicht nimmt, das aus dem Vergehen entspringt. Der Eigensinn oder das Interesse des Herrn und der Mächtigen bestimmen unter einer willkührlichen Regierung die Größe des Verbrechens und seiner Strafen. Unter einem Tiber werden die unschuldigsten Reden, werden Unachtsamkeiten zu Verbrechen der beleidigten Majestät gemacht, und die Schmeicheley straft sie mit der äußersten Barbarey. Unter einer schlechten Regierung sind die Gefängnisse immer voll, und die Henker haben beständig Unschuldige, oder auch Schuldige, welche unter einer schlechten Staatsverwaltung wie das Ungeziefer wachsen, zu foltern oder zu würgen. Die Bedrückungen, die Laster, die Nachläßigkeit des Despotism vermehren in einer Gesellschaft die Elenden, die Taugenichtse, und bald werden Lasterhafte und Verbrecher aus ihnen. Der Tyrann hat die schändliche Maxime, daß er noch so große Verbrecher ungestraft lassen müße, sobald diese um

seine schwarzen Geheimnisse wissen; er fürchtet, sie möchten vom Zorne gereitzt, die Verräther seiner eignen Schandthaten werden. (*) Drohe eine unbillige Regierung immerhin bey jedem Fehltritte mit ihren Zuchthäusern und Gefängnissen, mit ihren Galgen und Blutgerüsten; vergebens will sie Verbrechen ausrotten, die sie beständig erzeugt: nur eine tugendhafte und wachsame Politik kann tugendsame Unterthanen bilden. Weder Torturen, noch grausame Todesstrafen bessern die schlechten, gute Gesetze und der Unterricht machen gute Bürger. In keinem Lande wurden die Todesstrafen gegen die Diebe und Straßenräuber noch in den letztern Jahrzehenden häufiger verfügt, als in Baiern, und dennoch traf man nirgends mehrere Diebe und Straßenräuber als in Baiern an.

Es giebt sehr wenige Laster, die in den Augen der Billigkeit den Tod verdienen. Die Furcht vor dem Tode würde einen weit grössern Eindruck machen, wenn die Todesstrafen nicht so häufig verfügt würden. Würde die Gesellschaft nicht besser durch die Arbeit der Strafbaren entschädiget, als durch die Todesstrafe, die sie vertilgt? Harte Arbeit wäre für einen Lasterhaften, den gemeiniglich seine Faulheit zum Verbrechen verleitet, eine nützlichere Strafe, als der Tod selbst; durch diesen ist er für die Gesellschaft verloren. Unterdessen giebt es so schwarze Verbrechen, deren Beyspiel so schädlich ist, daß ihre Bestrafung Schrecken einjagen muß. Alsdann ist die Strafe für den Schuldigen von keinem Nutzen; ihr Gegenstand

---

(*) Conscios secretorum etiam delinquentes non habebis acerbius, ne irati prodant secreta, et res misceant. *A. M. Fredro* etc. Monita Politico-Moralia. p. 99.

ist, unvernünftige Wesen abzuschrecken, die ihn nachahmen könnten.

Je despotischer eine Regierung ist, desto grausamer sind ihre Todesstrafen; unter einer gewaltsamen Staatsverwaltung sind die Strafgesetze gewaltsam; sie kennen kein anderes Ziel und Maaß, als den Zorn derer, die herrschen: unfähig Menschen zu bessern, sehen sie es für kürzer an, sie zu vertilgen. Eine menschliche und gerechte Regierung muß selbst denjenigen, die sie straft, Mitleid und Billigkeit bezeigen; sie schafft jene grausamen Foltern ab, die selten das Geständniß des Verbrechens erpressen, und oft bewürken, daß die Unschuld der Gewalt des Schmerzens unterliegt. Giebt es was greulicheres, als jene barbarischen Gebräuche, welche verlangen, daß sich ein Richter mit einem ehernen Herzen waffne, und daß er mit trocknem Auge die Convulsionen eines Unglücklichen ansehe, dessen Marter er befiehlt? Können Gesetze von Menschenfressern für Tribunäle von Nationen passen, die sich für policirt ausgeben? Ist es nicht genug einem das Leben zu rauben, und muß man den Tod noch mit Qualen begleiten, die die Menschheit empören?

§. XLIII. Von den Belohnungen.

Wenn sich die Politik der Strafen bedient, um von Verbrechen abzuhalten, so sind die Belohnungen in ihren Händen mächtige Triebfedern, um zur Tugend aufzumuntern. Es giebt überall tugendhafte Menschen, wo die Regierung der Tugend Reitze giebt; es giebt überall Talente, wo die Talente sicher auf Ehre und Belohnungen

rechnen können. Es ist Wahnsinn einer Regierung, ihre Unterthanen um Dinge zu betrügen, die sie sich zu verdienen bestreben. Niemand läßt sich das Wohl des Staats angelegen seyn, wenn der Staat eines jeden Bestreben für das allgemeine Beste herabwürdiget, und gegen seine Bemühungen unerkenntlich ist. Belohnungen werden dem Staate oft äußerst schädlich, wenn sie die Willkühr der Regenten austheilt. Wer geben kann, wann es ihm beliebt, nimmt gar leicht wieder, wann es ihm, um uns so auszudrücken, gnädigst gefällig ist. Wer nie einen Lohn verdient hat, soll nie belohnt werden: wer ihn einmal verdient hat, dem soll er nicht einen Augenblick vorenthalten — dem darf er nie wieder entrissen werden. (*) Zur rechten Zeit belohnen heißt Oel in die Flamme gießen; ohne Ursache belohnen heißt Wasser hineinschütten; nicht belohnen heißt das Feuer selbst ausgehen lassen. Die Souveraine erzeigen gewöhnlich aus einer schädlichen Verblendung Menschen einen ungerechten Vorzug, deren ganzes Verdienst darinn besteht, daß sie um ihre Person sind; sie ärndten ohne Verdienst, ohne Gefahr und oft ohne Muth die Früchte, die andere gesäet haben; die Geburt erhebt sie zu Posten, welche nur der Lohn der Erfahrung, des Verdienstes und ausgestandener Beschwerlichkeiten seyn sollten. Ein großer Name, von der Gunst und Intrigue unterstützt,

---

(*) Bey *Fredro* l. c. pag. 46. heißt es: Beneficium aut officium, aut pensiones, et si plures in annos alicui prorogare in animo habeas, assignabis tantum annuas, ut si necessitas suaserit, sine offensa auferre possis, dum velis, partim si prorogaveris, velut iterato beneficio accipientem devincias prorogatione. Allein dieses sind Grundsätze der Willkühr und des Eigennutzes.

ersetzt alles Verdienst; allmählig kommen lauter weibische, unkluge und eitle Chefs, deren Unwissenheit den Staat seinem Untergange aussetzt, an die Spitze der Armeen.

Der Regierung ist es, wie wir gesehen haben, daran gelegen, tugendhafte Unterthanen zu regieren; der Staat wird nie besser bedient, als durch Bürger, welche Gefühl für die allgemeine Achtung haben. Fast alle Gesetzgeber vergessen die Bürger zur Erfüllung ihrer Pflichten aufzumuntern. Wie viel Gutes würde es nicht für eine Nation stiften, wenn ihre Häupter die Nacheiferung der Tugend in den Bürgern zu erregen wüßten? Führen die rührendsten Züge von Wohlthätigkeit, Menschlichkeit, Großmuth, Uneigennützigkeit, Rechtschaffenheit, Erkenntlichkeit zu Ehrenstellen und zur Achtung eines ganzen Volkes, so werden sie bald häufiger: folgen auf die entgegengesetzten Laster untrüglich Verachtung, Schande und Ehrlosigkeit, so werden sie weniger gemein. Welcher Mensch würde so unverschämt seyn, sich schimpflichen Lastern, sich der Ungerechtigkeit zu überlassen, wenn er sicher wäre, daß er sich dadurch zum Gegenstande der ausgezeichneten Verabscheuung des Souverains und seiner Mitbürger machen würde? Betrug, Meineid, Undankbarkeit, Ausgelassenheit in den Sitten wären sehr selten, wenn sie von Ehrenstellen und Aemtern ausschlößen. Die Erziehung mache die Menschen gegen die Schande empfindlich; sie lerne sie die Verachtung ihrer Mitgesellschafter fürchten; die Regierung zeichne nur ehrliebende Bürger aus; der Böswicht sey aus allen besondern Gesellschaften verbannt, und bald wird man ehrwürdige Sitten sehen. Eine Nation ist verloren, sobald die Züge des Lasters nicht mehr ihren Augen wehe thun.

§. XLIV. Die Politik muß sich mit den Sitten abgeben.

Geben wir also jenen ausschweifenden Politikern kein Gehör, die behaupten, daß es das Interesse der Herren der Erde sey, Unterthanen mit verdorbenen Sitten zu haben; beschimpfen wir den Namen Politik nicht mit der strafbaren Kunst durch Unordnung zu herrschen; es ist nur das Interesse boshafter Souveraine, keine andere als verdorbene und getheilte Unterthanen zu haben: nur Tyrannen können einen Vortheil darinn finden, daß sie die Bande zerbrechen, die die Bürger vereinigen. Nur schlechte oder ungeschickte Fürsten können die Eintracht oder die Tugend ihrer Unterthanen fürchten.

Die wechselseitige Unterstützung, die Nützlichkeit, kurz die Tugend vereinigen die Glieder einer Gesellschaft und machen, daß sie einstimmig an ihrem Glücke arbeiten. Diese Vereinigung der Gesinnungen gewährt einer Nation allein Stärke, Macht, Energie. Es ist also eine falsche und mörderische Politik, wenn die Fürsten ihr Interesse von dem Interesse ihres Volkes trennen, wenn sie in'sgeheim und mit List der Gesetze spotten, um ganz allein zu herrschen. Nennen wir nicht die unbilligen Systeme jener gefährlichen Monarchen Politik, deren tückischem Ehrgeize es gelungen ist, den Saamen der Zwietracht unter den verschiedenen Ständen ihrer Staaten auszustreuen. Verabscheuen wir jene verschmitzten Usurpatoren der Volksfreyheit als Räuber, deren feiges Herz sich eher der List, als der Stärke bedient, um die Völker in Fesseln zu werfen.

Ungerechte Fürsten, die euch der Durst nach unumschränkter Gewalt plagt, verderbet die Sitten der Menschen, die ihr unterjochen wollet; blendet sie, betrüget sie, um sie irre zu führen; theilet sie; belohnet nur die Laster, die euch nützlich sind; würdiget die Tugend herab, und machet sie verächtlich; bald schmiegen sie sich alsdann in eure Fesseln, und ihr werdet über Sklaven herrschen, die euch durch ihre Leidenschaften unterthänig sind. Aber was wird die Folge eurer abscheulichen Politik seyn? Ihr werdet schwache, uneinige Menschen beherrschen, deren Niederträchtigkeit ihr selbst unterhaltet. Ihr werdet, es ist wahr, ihre Freyheit vernichten; aber ihr werdet früh oder spät finden, daß die Zweige der Staatsverwaltung vernachläßiget werden, und daß ihr vergebens an der Spitze einer Gesellschaft, die ihr verdorben habt, in Sicherheit herrschen wollet.

§. XLV. Von der Macht des Beyspiels.

Nichts hat auf die Sitten der Menschen einen unmittelbarern Einfluß, als die Regierung. Gemeiniglich hängt es von dem Souveraine ab, seine Unterthanen tugend- oder lasterhaft zu machen. Die Völker richten sich nach dem Tone derjenigen, die ihnen zu gebiethen haben. Eine Nation ist eine Familie, die die Eindrücke ihres Hauptes annimmt. Der Unterthan ehrt allzeit, was er von seinem Herrn geehrt sieht; das Beyspiel zieht ihn an; er tritt den Meynungen jener Menschen bey, die er für größer hält, und für aufgeklärter ansieht, als er selbst ist. Diese unter Souverainen vortheilhafte Stimmung

wird unter Tyrannen eine Quelle von Unglücksfällen. Wenn die Fürsten und Großen die Tugend in Ehren halten, die Talente achten, das Verdienst schätzen, so werden diese Gegenstände selbst ohne Belohnungen den Völkern ehrwürdig. Wann hingegen der Monarch vernachläßiget, unterdrückt, oder straft, was er ehren soll; so wird die Denkungsart des Pöbels verdorben, und er nimmt die Irrthümer derjenigen an, die ihn regieren. In diesem Verstande kann man auf gewisse Art sagen, daß die Herren der Erde Recht und Unrecht in ihren Staaten erschaffen. Nur zu oft gelingt es dem Gesetzgeber, daß er die Natur selbst zum schweigen bringt. Die Vorurtheile eines Monarchen werden oft die Richtschnur der Denkungsart einer Nation; alsdann scheint die Ungerechtigkeit selbst in ihren Augen rechtmäßig; man giebt dem glücklichen Laster seinen Beyfall; die Gunst ersetzet das Verdienst und entscheidet über Belohnungen. Was sage ich? das Laster wird unter sittenlosen Fürsten geadelt, ihr Geschmack wird allzeit von schmeichlerischen und niederträchtigen Höfen, welche nur zu oft einer ganzen Nation den Ton angeben, beklatscht und nachgeahmt. So werden also bisweilen Ausschweifung, Treulosigkeit, Raub zum guten Ton, oder hören doch wenigstens auf, das Volk, das sie sieht, zu empören. Es bildet sich ein, daß Ausgelassenheit das Zeichen der Größe sey, und daß ehrbare Sitten Schwäche verrathen. Der Pöbel richtet sich bald nach den Sitten der Reichen und Großen, die er bewundert, und deren Schutz er bedarf. Allmählig steckt also das Sittenverderbniß alle Stände eines übel regierten Staats an; allmählig wird die Tugend verbannt; und die Beyspiele eines ausgelassenen Hofes werden bald von einem verblendeten Haufen, der ihre schrecklichen Folgen

nicht einsieht, nachgeahmt oder mit Beyfall gekrönt. Der Souverain ist gewöhnlich im Stande, die Gesinnungen der Menschen nach seinem Wohlgefallen entweder zum Guten oder zum Bösen zu lenken. Je unumschränkter er ist, desto leichter fallen ihm die Veränderungen. Dieses ist die mächtigste Triebfeder, welche die Politik in Bewegung setzen muß: unglücklicher Weise machen die Fürsten meistens einen bösen Gebrauch davon.

XLVI. Einfluß der Religion auf die Politik.

Die Religion wurde zu allen Zeiten als eine der mächtigsten Triebfedern der Politik, als die stärkste Schutzwehre betrachtet, welche man den Leidenschaften der Menschen und den Ausschweifungen der Könige entgegen setzen kann. Sie ist es, die uns mit dem Schöpfer der Natur als der reinsten Quelle der Menschenliebe bekannt macht, die uns den Weeg zur Vervollkommung, wohin uns eine vernünftige Selbstliebe führt, durch das erhabene und stärkende Gefühl der Gottesliebe erleichtert, und die dem zweifelnden und hoffenden Menschen jenseits des Grabes eine bessere Zukunft zeigt, damit er mit Muth und Geduld im Leiden ausharrt, und seine Thätigkeit in Ausübung der Tugend verdoppelt. Dem weisesten der Menschen geht einmal im Sturme der Leidenschaften das Licht seiner eignen Vernunft aus; und o wie süß, wie tröstend ist es dann, wann zum Beyspiele unter den Trübsalen des Schmerzens das Licht der Religion aufgeht! Nur sparsam können die Stralen der Vernunft den großen Haufen, dem es an

Zeit und Gelegenheit sich auszubilden fehlt, auf dem ganzen Weege durch sein Leben erleuchten: unzählige Male würde er straucheln, wenn ihm die Religion seinen Pfad nicht erhellte. Die Religion und die Vernunft sind Kinder eines Vaters; die Bande schwesterlicher Eintracht verbinden beyde; sie sind sich nie einander entgegen; sie machen allzeit muthige, tugendsame, standhafte Bürger. Aber die Erfahrung zeigt uns, daß noch kein einziges Volk der Erde eine von den Schlacken des Aberglaubens ganz gereinigte Religion hatte, und daß eben deswegen die übernatürlichen Begriffe der Nationen, daß entfernte Belohnungen und Strafen sehr schwache Waffen gegen die Laster der Fürsten und der Völker waren, die das Beyspiel ihrer Fürsten oft zum Bösen reitzte. Die ungerechtesten Souveraine waren oft sehr große Eiferer für ihre After-Religion. Sehr andächtige Völker waren sehr lasterhaft und sehr schlecht. Anerkannte Tyrannen verbanden sich oft mit den Dienern der Altäre, um über die Freyheit ihrer Unterthanen herzufallen. Fast zu allen Zeiten diente der Himmel zum Vorwande, Unruhen, Zwietracht und Verbrechen auf der Erde zu verbreiten. Bald wurden die Fürsten auf Eingebung der Priester des Allerhöchsten die Verfolger und Henker eines Theils ihrer Bürger; bald reitzten diese nämlichen Priester die Bürger zur Empörung und zum Königsmorde. Waren die Tyrannen den Leidenschaften der Geistlichkeit hold, so wurden die Völker unter der Last zweyer vereinigten Mächte zu Boden gedrückt. Ließen sich die Fürsten minder willig von ihren Priestern am Gängelbande herumführen, so wurden sie oft entthront, oder meuchelmörderischer Weise umgebracht. Indessen hielten die Tyrannen gemeiniglich dafür, daß es ihr Interesse erheische, gemeine

Sache

Sache mit der Priesterschaft zu machen, welche ihres besondern Interesse wegen deren rächende Aerme gegen diejenigen waffnete, die sich nicht gutwillig unter ihre Herrschaft schmiegen wollten. Diese thörichte Politik verursachte tausend Male die schrecklichsten Verheerungen in der Gesellschaft: nützliche Unterthanen wurden der Priesterrache, der Herrschsucht, dem Aberglauben der Könige geopfert. Diesem blinden Eifer haben mehrere Nationen ihre Entvölkerung, ihren Verfall, und die Vermehrung ihrer Feinde zu verdanken.

Die gesunde Politik hält sich nicht berechtiget, das Gewissen ihrer Unterthanen zu untersuchen; sie erlaubt ihnen zu denken, wie sie wollen, wenn sie sich nur als Bürger betragen. Sie läßt die Dollmetscher der Götter nichts über sie herausnehmen, damit sie nicht oft ihre besten Absichten scheitern machen. Die Souveraine, so wie ihre Unterthanen, werden zuletzt selbst aus Ehrgeiz, Schwäche oder Freyheit Sklaven verehrter Menschen, die nur zu oft in Versuchung gerathen, zu vergessen, daß sie Glieder des Staats sind. Gute Gesetze, eine auf Vernunft gegründete Erziehung, billige Belohnungen und Strafen, der Glaube an einen Gott, der als liebreicher Vater alle seine Kinder, den Niedrigsten wie den Höchsten, zum Glücke geschaffen hat, der Glaube an die Unsterblichkeit der Seele, der Unterricht in einer geselligen Moral, wie sie Christus gelehrt, nicht aber, wie sie die Priesterschaft verunstaltet hat, dieses sind die wahren Mittel, gute Bürger zu bilden.

Man frägt vielleicht, an welchen Zeichen man erkennen könne, ob ein Aberglaube der Gesellschaft schädlich sey, und ob man ihm Einhalt thun müße. Ich antworte, daß er nicht anders als schädlich seyn kann, sobald er der

Bevölkerung Hinderniſſe in den Weeg legt, ſobald ſein Gottesdienſt die Arbeiten der Geſellſchaft zu oft verbiethet, ſobald er es zum Verdienſte macht, wenn man nichts nützt; ſobald er Erbitterungen und Zwiſtigkeiten erregt; ſobald er im Namen Gottes das Zeichen zur Empörung giebt; ſobald er den arbeitſamen Menſchen plündert, um den gefährlichen Müßiggänger zu bereichern; ſobald ſich ſeine Miniſter den Geſetzen entziehen, und unter dem Vorwand, daß ſie dem göttlichen Willen gehorchen, dem Willen der Menſchen nicht gehorchen wollen. Alsdann muß die Politik ſtatt den Aberglauben zu unterſtützen, ihn ſchwächen und ſeinen Einfluß auf die Geiſter vermindern. Die Meynungen der Souveraine ſeyen, wie immer, ſo fühlen ſie, wenn ſie die Vernunft aufklärt, und die Menſchheit rührt, daß der göttliche Wille nie etwas gebiethen kann, was dem Wohl der Geſellſchaft offenbar zuwider iſt. Wenn dieſe Fürſten wahrhaft religiös ſind, das heißt, wenn ſie an einen höchſt billigen und guten Gott glauben, an einen Gott, dem an dem Glücke der Sterblichen gelegen iſt, ſo überredet man ſie nie, daß dieſer Gott Tyranneyen, Gewaltthätigkeiten, Verfolgungen, Härte, Grauſamkeiten und Verbrechen billigen kann, die weit eher als die unſinnigen Meynungen der Bewohner dieſer Welt ſeinen Zorn entflammen müßen. Jeder conſequente Souverain betrachtet die unduldſamen und blutdürſtigen Maximen der Prieſter und ihre ſchädlichen Anſchläge als Gotteslästerungen, als Werke des Betrugs, als Verſchwörungen gegen die Geſellſchaft; wenn er ſie nicht ſtrenge ſtraft, ſo verachtet er ſie, er hält Menſchen im Zaume, die zu ihrem Zeitvertreibe die Eintracht und die Harmonie ſtören, von denen das Glück der geſelligen Menſchen abhängt.

§. XLVII. Mittel gegen den Fanatism.

Ob sich gleich die wahre Politik die Vortheile nicht loben kann, die ihr die bisherigen religiösen Meynungen verschafft haben; so muß sie sie doch dulden, und nur hindern, daß sie nicht schaden. Es ist ein eben so thörichtes, als vermessenes Project, Irrthümer, die die Völker eingesogen haben, geradezu zu bekämpfen. Ein aufgeklärter Souverain kann nicht den Vorsatz fassen, seine Unterthanen auf einmal von ihren Thorheiten zu heilen. Die Menschen lieben ihre Vorurtheile, besonders, wann sie glauben, daß ihr Glück daran hängt. Es ist eine eitle Unternehmung, den Aberglauben mit aller Gewalt ausrotten zu wollen; er ist eine Krankheit, deren Keime der unwissende und furchtsame Mensch mit auf die Welt bringt. Vergebens will sie die Politik auf einmal vernichten.

Durch fühlbare Wohlthaten, durch reelle Tugenden, durch einen vernünftigen Unterricht kann man die Völker von ihren gefährlichen Vorurtheilen abbringen; der Souverain kann sich durch väterliche Sorgfalt das Zutrauen gewinnen, das seine Unterthanen in ihrer Kindheit Führern schenken, welche sie irre leiten, und an ihrer Aufklärung hindern. Bald wird man einem Fürsten, dessen Betragen beweist, daß er nur das Wohl seines Volkes will, eher Gehör geben, als den Priestern. Die gegenwärtigen und fühlbaren Belohnungen eines Souverains dieser Welt sind allzeit würksamer, als die der andern Welt: die unvermeidlichen Strafen der Gesetze machen weit mehr Eindruck als die Strafen im andern Leben, denen man durch Andachtsübungen ausweichen kann.

Auf der andern Seite sind der Aberglaube und der Fanatism nur dann wahrhaft zu fürchten, wann die Regierung selbst davon berauscht ist. Fanatische Verfolger machen hartnäckige und rebellische Sectirer. Eine vernünftige Regierung erlaubt allen ihren Unterthanen nach ihrer Art zu denken oder zu irren. Wenn sich von einander abweichende Enthusiasten wechselseitig verschreyen, so muß der Souverain nie an ihren unnützen Zänkereyen Theil nehmen, sie werden nur dann wichtig und gefährlich, wann man sich darein mischt. Kurz die gesunde Politik giebt zu, daß sie die Vernunft mit den Waffen des gesunden Menschenverstandes bekämpfe: dadurch schwächt sie den Wahnsinn ihrer Unterthanen.

§. XLVIII. Von der bürgerlichen Duldung.

Die bürgerliche Duldung ist die Würkung einer weisen Politik: sie macht sich ein Geschäft daraus, über das Betragen ihrer Bürger zu wachen, aber sie maaßt sich nicht des Rechts an, ihren Gedanken Gesetze vorzuschreiben. Allen Menschen die nämlichen religiösen Begriffe beybringen wollen ist ein eben so ausschweifendes als tyrannisches Project. Mögen sich immer müßige Theologen mit ihren wunderlichen Hypothesen abgeben; mögen sich Doctoren frey über subtile Fragen, die sie selbst nicht verstehen, herumzanken; diese kindischen und tiefgelehrten Zänkereyen müßen nicht die Ruhe der Nationen stören, noch das Augenmerk einer Regierung von den wichtigen Gegenständen abwenden, mit denen sie sich

beschäftigen muß. Jeder Souverain, der sich in theologische Händel mischen will, entehrt sich, und macht sich verächtlich; sobald er verfolgt, so wird er der Mitschuldige und der Sklave einiger lächerlichen Enthusiasten, oder einiger ehrgeizigen Schurken. Welch eine unwürdige Rolle für einen König, der Verfechter, der irrenden Ritter einiger Thoren, oder das Werkzeug der Rache einiger Charlatane zu werden! Der gesellige Mensch ist mehr zum Handeln als zum Denken bestimmt: sobald er sich dem Vaterlande nützlich macht, so muß er ihm theuer seyn; die Politik muß jeden Bürger, der ihr dient, einem unnützen Orthodoxen vorziehen.

Nichts kömmt also der Verblendung und der Thorheit jener angeblichen Politiker gleich, die selbst vom Aberglauben am Narrenseile geführt werden, und die Priesterschaft in ihren Staaten tyranniſiren lassen: die Gerichtsbarkeit, die sie im Namen des Himmels ausübt, war allzeit der Erde schädlich; auf ein schmutziges Interesse gegründet, war sie allzeit grausam. Soll das Schicksal der Bürger von einigen fanatischen Träumern oder Betrügern abhangen, die allzeit gleich taub gegen die Stimme der Menschheit sind? Der Priester in seiner eignen Sache Richter, mißtrauisch, unruhig, ist allzeit hart. Wenn die schreckliche Inquisition in einigen Ländern die Einförmigkeit des Glaubens aufrecht erhielt, so vertrieb sie die gesunde Moral, die Wissenschaften, die Tugend daraus. Ueberall, wo dieses gehäßige Tribunal besteht, haben die Menschen nur den Priestern nützliche und der Gesellschaft schädliche Sitten. Die Portugiesen und die Spanier sind die schlechtesten, die grausamsten, und gegen die Geistlichkeit die ehrerbiethigsten Völker in Europa. Ihre Moral beschränkt sich auf Andachtsübun-

gen, die sie für hinlänglich halten, um die größten Verbrechen zu versöhnen. Ihr Gehorsam gegen den Monarchen hat ein Ende, sobald es der Priester haben will. Bey einer unwissenden und leichtgläubigen Nation giebt es keine Gewalt, die den Organen des Himmels das Gleichgewicht halten kann: bey einem abergläubischen Volke ist die Priesterschaft der wahre Herr vom Staate; er schaltet nach Belieben über den Souverain und über die Unterthanen.

Die Würkungen der Religion beschränken sich nicht immer innerhalb den Gränzen der Gesellschaft; die Verschiedenheit der religiösen Meynungen erzeugt oft unter den von einander unabhängigen Völkern Verachtung, Haß und oft sehr anhaltende Feindschaften; während dem oft die Einförmigkeit in den Meynungen das einzige Band wird, das andere vereinigt. Die Politik ist alsdann auf eine lächerliche Weise der Theologie untergeordnet, deren Absichten nichts mit den ihrigen gemein haben. Der Priesterschaft zu sehr ergebene Fürsten arbeiten nur allzeit für sie; sie glauben Gott zu dienen, und dienen doch in der That nur seinen Dienern.

XLIX. Kurze Wiederholung.

Wir wollen mit zweyen Worten die in dieser Abhandlung aufgestellten Grundsätze wiederholen. Der Geist einer Nation macht allzeit ihre Stärke aus; er besteht nur in dem Willen aller Bürger, ihre Vermögenskräfte gemeinschaftlich würken zu lassen. Je mehr der Staat von diesem Geiste beseelte Menschen in sich faßt, desto

mächtiger ist er. Aber um diese günstige Stimmung in ihnen hervorzubringen, muß sie die Erziehung vorbereiten, und die Regierung glücklich machen. Ohne Glück giebt es keine Bevölkerung; ohne Freyheit kein Glück; ohne Gesetze keine Freyheit. Ohne Sitten und ohne Tugend werden die Gesetze nicht beobachtet: ohne Gerechtigkeit giebt es kein Eigenthum; ohne Polizey keine Sicherheit und Bequemlichkeit; ohne Strafen wird das Verbrechen nicht in Schrecken gesetzt; ohne Belohnungen das Verdienst nicht aufgemuntert.

Die äußere Sicherheit gründet sich auf die Stärke der Waffen; die innere auf die Macht der Gesetze. Alle Zweige der Staatsverwaltung müßen sich einander die Hände biethen: die Bevölkerung bringt den Ackerbau empor, der Ackerbau den Handel, die Manufacturen und den Kunstfleiß; alle diese Dinge gewähren Reichthum; dieser weise vertheilte Reichthum ist ein Gut; aber sein Mißbrauch wird das gefährlichste unter den Uebeln. Die Politik ist thöricht, sobald sie diese Gegenstände sich durchkreuzen und einander entgegen arbeiten läßt; oder sobald sie unter dem Pantoffel des Aberglaubens steht, und duldet, daß er ihre heilsamsten Absichten zernichtet.

Von der auswärtigen Politik. Vom Kriege, vom Frieden, von Bündnissen, u. s. w.

§. I. Nationen haben die nämliche Moral, und die nämlichen Pflichten wie Individuen.

Wir haben bisher die vorzüglichsten Gegenstände, welche eine aufgeklärte Politik in Bezug auf das Innere eines Staats einer Rücksicht würdigen muß, und das Betragen durchgangen, das sie in Ansehung ihrer Unterthanen beobachten soll; itzt wollen wir untersuchen, wie sie sich gegen andere Staaten zu benehmen hat, mit denen sie in Verbindung oder in Verhältnissen stehen kann. Alles muß uns überzeugen, daß die Gesellschaften, in welche das menschliche Geschlecht eingetheilt ist, als eben soviele Individuen können betrachtet werden, die zusammen die große Weltgesellschaft bilden. Die Natur legt

einem jeden Volke die nämlichen Pflichten auf, welche sie dem Menschen als einem geselligen und vernünftigen Wesen auflegt. Sie hat unter den Nationen die nämliche Ungleichheit eingeführt, die sie unter den Gliedern eines besondern gesellschaftlichen Vereins eingeführt hat. Die Völker haben die nämlichen Verhältnisse, die nämlichen Bedürfnisse gegen einander, und folglich müßen sie unter den nämlichen Gesetzen stehen. Kurz es giebt in der großen Gesellschaft des menschlichen Geschlechts Bande, die ein Volk mit dem andern eben so enge verbinden, als ein Bürger einer besondern Gesellschaft mit seinen Mitbürgern verbunden ist. Wenn der Mensch Pflichten gegen den Menschen hat; so ist eine Nation auch Pflichten gegen andere Nationen unterworfen; wenn die Natur dem einen Regeln vorschreibt, so schreibt sie sie auch der andern vor; die Erfahrung und die Vernunft machen uns mit der Handlungsweise bekannt, die sich nach diesen Pflichten richtet, und diese Pflichten zusammen bilden ein allgemeines Gesetzbuch, das alle Nationen der Welt auf gleiche Art befolgen sollen, das aber unglücklicher Weise von den meisten Fürsten, die das Betragen der Völker bestimmen, verkannt, verachtet, oder willkührlich ausgelegt wird.

Geben wir also den verderblichen Maximen jener unmenschlichen Politik kein Gehör mehr, die die Nationen und ihre Häupter bereden will, daß es für die Souveraine kein Gesetz gebe, daß keine Pflichten sie binden, daß das Interesse allein ihr Thun und Lassen leite, und daß die Stärke der einzige Maaßstab ihrer Rechte seyn soll. Solche Ideen, die die Natur und die Vernunft mißbilligen, gründen sich auf Leidenschaften, auf vorübergehende Vortheile, auf kleinlichte Absichten, und sind nur bey jenen Grüblern von Gewichte, die unaufhörlich Thatsachen

mit dem Rechte, das, was ist, mit dem, was seyn soll, und Gewalt mit der Billigkeit verwechseln. Solche Meynungen behagen nur Souverainen, die ein unermeßlicher Ehrgeiz oder ein verdorbenes Herz so sehr blendet, daß sie die Pflichten nicht kennen, welche sie selbst gegen Gesellschaften haben, deren Häupter sie nicht sind. Wenn der ungerechte Mensch den Knoten zerreißt, der ihn mit der Gesellschaft zusammen hält, in welcher er lebt; so zerbricht eine ungerechte Politik die Bande, die sie an die allgemeine Gesellschaft fesseln.

Zweifelt man an dieser Wahrheit, so betrachte man die Gefühle, welche jene meineidigen Souveraine, jene unruhigen Krieger, jene ehrgeizigen Eroberer, die das Schicksal nur zu oft an die Spitze der Reiche setzt, bey benachbarten Nationen erregen. Der ganze unbefangene, vernünftige, menschenfreundliche Theil von Europa nimmt an der Empfindung des Abscheues Antheil, welche der alte Weltbürger Syrach in seinem Sendschreiben an Frankreichs National-Convent von Seite 71. an bis 95. gegen die Macht ausdrückt, die das Unglück der guten Polen machte. Erzeugen wortbrüchige Fürsten in den Staaten, die sie umgeben, nicht die nämliche Eifersucht, das nämliche Mißtrauen, den nämlichen Schrecken, den Verbrecher in einer besondern Gesellschaft einjagen? Bemühen sich nicht die Völker, einer Macht Einhalt zu thun, welche ihnen verdächtig ist, eine Eroberungssucht zu dämpfen, die sie beunruhiget, und die Gegenstände ihrer gerechten Unruhe zu zernichten? Fließt nicht ohne Unterlaß das Blut der von ungerechten Politikern beherrschten Nationen, um die Greuelthaten ihrer verdorbenen Souveraine auszusöhnen?

§. II. Quelle der verdorbenen Politik.

Aus einem unglücklichen und natürlichen Hange sind die Völker und ihre Regenten Leidenschaften, und länger oder kürzer andauernden Rasereyen unterworfen, welche sie taub gegen die Stimme der Pflicht, gegen die ewigen Gesetze der Natur machen, welche ihnen die Augen über die Bedürfnisse, über das Interesse und die Rechte schließen, die ihnen mit andern Völkern gemein sind: der unwissende oder unerfahrne Mensch sieht nichts als das augenblickliche Interesse; unfähig seine Blicke auf die Zukunft zu werfen, findet er es kürzer, der Leidenschaft, die ihn drückt, nachzugeben; um ihn im Zaume zu halten ist entweder eine Macht, die stärker als er ist, oder eine geübte Vernunft nöthig, die ihm die Gefahren zeigt, welchen seine Leidenschaften ihn aussetzen. Die Vernunft der Völker und der Fürsten, die sie regieren, ist oft nichts weniger als entwickelt; wann sie keine Gewalt sehen, die ihnen Einhalt thun kann, so überlassen sie sich unkluger Weise den Launen ihrer Lüste, die durch vermeintliche Vortheile, durch Ehrgeiz und oft durch eine thörichte Eitelkeit erregt werden, welche bisweilen im Stande ist, das Universum in Unordnung zu bringen. Sie hören alsdann die Billigkeit nimmer, die ihnen zuruft, daß sie, wenn sie selbst genießen wollen, andere genießen lassen müßen; daß sie, weil sie selbst Bedürfnisse haben, zur Befriedigung der Bedürfnisse anderer beytragen müßen: sie sehen die Vortheile nicht mehr, welche die Staaten einander nothwendig machen: sie entsagen der Gerechtigkeit, welche zur wechselseitigen Schutzwehre unter den Menschen dient, und ihre gegenseitigen Besitzungen sichern und unterscheiden soll.

Nur zu oft mißkennt das Interesse diese Wahrheiten: Stärke und List werden die einzigen Richter unter den Fursten; der Vortheil, der aus einer Handlung entspringt, rechtfertiget alles; Gewaltthätigkeit, Betrug, Meineid werden zu rechtmäßigen Titeln; die mächtigsten Nationen benützen grausam und ohne zu erröthen die Ohnmacht anderer, um sie ungestraft zu unterdrücken. Unbillige Kriege folgen auf eben so geschwind gebrochen als geschlossene Friedensschlüsse, der Sieger beugt den Ueberwundenen unter die härtesten Gesetze; dieser bricht oft mit Recht die Verträge wieder, die ihm die Gewaltthätigkeit abzwang. Die Stärke hält die Nationen, die sich um Ungerechtigkeiten unter einander zu balgen scheinen, allein im Zaume. Aber was für ein Unterschied ist alsdann unter einem siegenden Volke oder unter einem Räuber, der eine besondere Gesellschaft unsicher macht? Handelt ein Eroberer nicht wie ein Meuchelmörder, der seines Gleichen umbringt, ihnen ihr Vermögen raubt, und ihre Ruhe stört?

Sage man doch nicht, daß sich die Tugend mit der Regierung der Staaten nicht vertrage; daß sie den Individuen nothwendig, den Staaten unnütz sey; daß es einem Privatmanne schaden könne, wenn er sein gegebenes Wort bricht, daß es aber einer ganzen Nation nichts verschlage, wenn ihre Regenten ihr Wort nicht halten; daß die Gerechtigkeit, die in jeder Gesellschaft die Ordnung aufrecht erhält, in der Gesellschaft des menschlichen Geschlechts schädlich und am unrechten Orte wäre. Nein; die ewigen Gesetze der Natur und der Moral sind gemacht, um alle Völker zu verbinden, und auf die Verletzung ihrer Gebothe folgen früh oder spät nothwendige Strafen.

§. III. Redlichkeit kann der Politik nicht schaden.

Aber, wird man sagen, ist eine gewissenhafte Redlichkeit, eine strenge Billigkeit dem Interesse einer Nation, die noch mit andern Nationen umgeben ist, welche diese Tugenden mißkennen, nicht untrüglich entgegen? Ein redlicher Staat würde als das Opfer seiner Ehrlichkeit beständig der Uebermacht, der Ueberlistung, den Verbrechen eines mächtigern, hinterlistigern und verdorbnern Staats als er ist, unterliegen.

Glauben wir nicht, daß die Fürsten immer die Opfer ihrer Tugenden sind. Es ist ein seltner Fall, wenn sich ein Souverain durch sein Betragen, welches durch eine von innen weise, und von außen tugendhafte und gerechte Politik geleitet wird, nicht die Hochachtung, das Vertrauen und die Unterstützung fremder Nationen zuzieht. Sie schränken sich oft nicht auf eine unnütze Bewunderung ein: bey seiner Erhaltung betheiligt, handhaben sie ihn bey seinen Gerechtsamen, und vereinigen sich mit ihm, um der Gewalt Einhalt zu thun, die ihm schaden will. Die Ehrbegierde eines solchen Monarchen wird durch das Uebergewicht gestillt, das ihm sein Benehmen über andere giebt; er wird ihr Schiedsrichter; die Tugend wird selbst von denjenigen geschätzt, die keine besitzen. Ein unredlicher Fürst gleicht einem falschen Spieler, der zuletzt ohne Spielgesellschaft am Tische sitzt, und wenn sein Betrug einmal an den Tag kömmt, von Jedermann für allzeit geflohen wird. Redlichkeit ist das größte

Geheimniß der Politik: denn die wenigsten Cabinetter kennen sie.

§. IV. Von der Moral der Fürsten.

Die meisten Fürsten mißkennen diese so wahren Maximen ganz; sie fühlen selten, wie sehr die Tugend ihrem wahrhaften Interesse und dem dauerhaften Wohlstande ihrer Staaten nütze, mit welchem ihr eignes Glück verbunden ist. Unwissenheit ist, wie alles beweist, die einzige Quelle des moralischen Uebels; nur darum sind die Menschen schlecht, weil sie das Interesse, das sie haben gut zu seyn, und die unschätzbaren, mit der Ausübung der Tugend verbundenen Vortheile nicht kennen. Die Souveraine sollten andere zur Erfüllung ihrer Pflichten gegen die Gesellschaft anhalten, sie werden aber selbst durch ihre Leidenschaften, welche sie ihre Erziehung, ihre Vernunft, und die öffentliche Gewalt fast nie bezähmen lernt, ungesellige Wesen, überlassen sich ihnen ganz und gar, opfern ihnen ihre Völker auf, richten sich zu Grunde, um etwas zu erwerben, und haben keinen Begriff von ihrem wahren Interesse. Eine traurige Folge dieser unglücklichen Unwissenheit ist, daß die Politik nichts anders als ein Verkehr von Treulosigkeiten ist: die Fürsten gehen beständig darauf aus, sich durch List zu übervortheilen, oder durch Gewaltthätigkeit die Vortheile zu entreißen, um die sie sich wechselseitig beneiden. Eifersucht und Haß werden also unter Nationen, wie unter Particularen, erregt, und arten oft in Kriege aus. Der Wohlstand, der Ueberfluß, der Kunstfleiß der einen beunruhiget die andern,

Unfähig sich durch Stärke schaden zu können, nehmen sie zur Argliſt ihre Zuflucht. Aus eitler Heerschbegierde, aus Sucht nach chimärischen Vorzügen, nach oft schädlichen Reichthümern suchen sie sich einander entgegen zu arbeiten, und glauben eine desto reellere Macht zu besitzen, je schwächer ihre Nachbarn sind. Daher jene Kriege, jene hinterlistigen, so oft verletzten Bündnisse, jene grausamen und lächerlichen Feindschaften, die sich fast ohne Zwischenraum unter den Bewohnern dieser Welt verewigen; daher jene Gehäßigkeiten, und jene, so zu sagen, angebohrne Wuth, welche sich von Alter zu Alter fortpflanzen, bis ihnen das Verderben der streitenden Theile ein Ende macht.

Wäre jeder Fürst, wie ihn der von Seite seines Kopfes und seines Herzens gleich vortreffliche Herr von Dalberg haben will; richtete er im Denken und Handeln seine Staatskunst nach den Grundsätzen der allgemeinen Moral; wäre er mit den rechtmäßigen Gränzen des Staats vergnügt, standhaft gegen Unrecht, fern von Argliſt und Drohungen, billig gegen Fremde, Vater des Volks, und Gottes- und Tugendverehrer: so wären die Staaten so glücklich, als es nur eine Gesellschaft von Menschen seyn kann. Besäße auch hie und da eine Nation ein nicht so gesinntes Oberhaupt: so würde man sich damit trösten, daß die Fürsten Menschen sind, und daß die Menschen nicht alle gut seyn können. So aber ist es leider unter den Fürsten zur allgemeinen Sitte geworden, daß sie vor keiner Treulosigkeit mehr erröthen, sondern selbe allzeit mit dem Staatsintereſſe bemänteln, wenn gleich bey ihren Handlungen nichts als ihr oder ihrer Miniſter und Günstlinge Privatintereſſe zum Grunde liegt. Man sollte sa-

gen, daß die Fürsten nur deswegen über ihre Unterthanen herrschen, um sich in den Stand zu setzen, den Unterthanen anderer zu schaden; die auswärtige Politik verschlingt gewöhnlich alle Sorgfalt, die sie auf die innere Politik verwenden sollten. Von der Idee berauscht, eine große Rolle in den Augen des erstaunten Universums zu spielen, sieht man die meisten Souveraine blos beschäftiget, ihre eignen Nationen aufzureiben, um dadurch fremde Nationen zu vertilgen oder sich gegen sie zu vertheidigen. Sie leben unter sich in einem Stande, den man den Stand der Natur nennt, der aber in der That ein der Natur des menschlichen Geschlechts entgegengesetzter Stand, ein wilder, ungeselliger Stand, ein unruhiger und beunruhigter Stand, ein elender Stand ist, von dem sie die Vernunft allein abbringen kann. Bis hieher konnte sie ihnen nicht fühlbar machen, daß sie Glieder einer und derselben Familie sind, daß sie in Gesellschaft leben sollten, daß dieses ihr Interesse fodere, daß sie sich selbst schaden, wenn sie andern schaden wollen. Diese Wahrheiten schienen ihnen pedantisch und lächerlich.

Vom Ehrgeize und von den beschränkten Einsichten ihrer Regenten betrogen, hielten sich die Nationen verbunden, sich wechselseitig zu hassen. Ihre Souveraine benützten diese unglückliche Stimmung; sie bedienten sich derselben um ihr nichtswürdiges Interesse, das selten das Interesse des Staats ist, geltend zu machen. So haßt der Mensch, ohne zu wissen warum, den Menschen, den ein Strom von ihm trennt; der Unterthan eines Souverains wird der gebohrne Feind des Unterthans eines andern; ein dummes Volk wird der Verfechter der Rasereyen und Unbilligkeiten seiner Herren; es wird ungerecht, meineidig,

neidig, aufgebracht, weil seine Gebiether diese gehäßigen Namen verdienen.

§. V. Vom Kriege.

Der Krieg also, dieser Zustand von Gewaltthätigkeit und von Unruhe, dieser dem Glücke jeder Gesellschaft so entgegengesetzte Zustand bricht oft ohne Ursache unter den Nationen aus, und wird aus Unvernunft der Fürsten der wichtigste Gegenstand ihrer Politik. Diese Wuth sich einander aufzureiben hat Zweifelsohne einen milzsüchtigen Philosophen zu der Behauptung verleitet, daß der Mensch in einem Zustande von Krieg mit seines Gleichen gebohren würde. (*) Und wer sollte nicht in Versuchung gerathen, es zu glauben, wenn man die Raserey sieht, die jeden Augenblick die Völker zu ihrem wechselseitigen Untergange beseelt? Sollte man nicht unterstellen, daß die Menschen nur auf diese Welt kommen, um einander zu würgen, wenn man die unkluge Leichtigkeit betrachtet, mit der die Souveraine unter dem nichtigsten Vorwande, und oft für ein so kindisches Interesse das Blut ihrer Unterthanen verspritzen? Jedes vernünftige Wesen schlägt der Anblick jener grausamen und immerwährenden Kriege, und jener unnützen Metzeleyen nieder, von denen die Erde zu jeder Zeit in dem Blute ihrer Kinder schwimmt, sobald man nur ein wenig in den Annalen des menschlichen Geschlechtes blättert. Wenn es ein scheußliches Verbrechen giebt, so ist es Zweifelsohne das Verbrechen jener Könige, die sich der nichtswürdigsten Gegenstände wegen in

(*) Thomas Hobbes.

Kriege einlassen, und einer augenblicklichen Phantasie Unterthanen opfern, deren Leben der reellste Reichthum eines Staats ist. Kann man ohne unverschämt zu seyn, jene ehrgeizigen Monarchen, jene wilden Eroberer loben, die, wenig bedacht ihre ihnen vom Schicksale unterworfenen Länder glücklich zu machen, Verheerung und Tod in andere Reiche bringen? Können schmeichlerische Dichter es wagen, jene unmenschlichen Krieger zu besingen, die sich auf Kosten des Kerns einer Nation einen unmenschlichen Ruhm erkaufen, wider den die Beredsamkeit und die Satyre alle ihre Stacheln brauchen sollte? Sollte nicht die Geschichte, weit entfernt diesen wilden Ungeheuern und Geißeln des menschlichen Geschlechts zu schmeicheln, sie mit Schande und Ehrlosigkeit bedecken? Auf immer werde das Andenken an jene verwünschten Eroberer ausgelöscht, die sich aus der Vertilgung der Menschen einen Zeitvertreib machten! Verderben komme über jene treulosen Minister, die ihren Herren die Verheerung ihrer eignen Staaten rathen! Der Ruhm jener Generäle gehe zu Grunde, welche einem augenblicklichen Ruhme Tausende von Schlachtopfern opfern. Die glücklichsten Kriege winden in den Lorbeerkranz Cypressen; das Blut des Feindes strömt immer in das Blut des Bürgers; durch Eroberung erworbene Länder werden gewöhnlich mit einer größern Anzahl von Menschen bezahlt, als der Sieg dem Scepter des Siegers unterwirft. Der Krieg ist nur dann erlaubt, wann der Staat auf keine andere Art mehr erhalten werden kann. Er ist allzeit dem Staate in politischer Hinsicht das, was das Gift dem menschlichen Körper in der physischen Welt ist: er ist nur in dem einzigen Falle wohlthätig, wo er als Gegengift gebraucht werden muß. Aber in diesem

Falle sogar bleibt er vor den Augen des Weisen immer eine traurige Wohlthat.

Was ist für das menschliche Geschlecht entehrender, als jene schimpfliche Freude, die die Nationen nach ihren blutigen Siegen blicken lassen? Ueber was freut ihr euch, unempfindliche Völker? Für was dankt ihr euren Göttern? Ist es dafür, daß Tausende von euren Mitbürgern in einer Schlacht umkamen? Ist es dafür, daß euer Monarch sein unglückliches Reich mit einer zerstörten Stadt vermehrte? Werdet ihr selbst dadurch glücklicher? Wird eure Sicherheit dadurch größer? Genießet ihr darum ruhiger die Frucht eurer Arbeit? Wird euch die Last eurer Auflagen erleichtert? Nein, werdet ihr sagen; nun denn, so freuet euch, wie Thoren, eure Uebel verdoppelt zu sehen.

§. VI. Von der Thorheit, Eroberungen zu machen.

Wenn man ohne Vorurtheil das Betragen der meisten Fürsten betrachtet, so geräth man in Versuchung zu glauben, daß es ihr Plan sey, über verwüstete Ländereyen zu herrschen. Unaufhörlich beschäftiget, die Gränzen ihrer Staaten zu erweitern, denken sie fast nie daran, sie glücklich zu machen. Man sollte sagen, sie wollten nichts als Erdreich und Elende. Der Eroberer opfert die Sieger und die Besiegten seiner blinden Wuth. Was ist denn ein unbebautes und unbewohntes Land? Welche Vortheile hat man denn, wenn man Herr über eine Einöde ist? Welche Macht können zerstückelte, von einander

entfernte Staaten geben, Staaten, die durch ihre Lage einander oft läſtiger als nützlich ſind? Waren die zerſtreuten Beſitzungen der Spaniſchen Monarchie nicht die Quelle jener verderblichen Kriege, die ſie am Ende an Menſchen und Geld erſchöpften? Mußte ſich nicht die ganze Oeſtreichiſche Monarchie wegen ſeiner Niederlande verbluten? Und geſetzt ein Staat, wie Frankreich, ſuchte ſich durch Eroberung der ihm nahe gelegenen Länder zu vergrößern, würde er nicht noch mehr die Eiferſucht und den Neid Engellands und Rußlands, den Haß Oeſtreichs und der teutſchen Reichsſtände, und die Furcht und das Mißtrauen Spaniens und Italiens erregen? Das Schwerd der Rußen und Preußen theilte Polen, und der Fluch der ganzen billig denkenden Welt folgte ihrer Theilung.

Die Könige, und andere ſo übermüthige Regenten wie ſie, wollen immer mehr Unterthanen, als ſie regieren können; ſie begnügen ſich nicht diejenigen unglücklich zu machen, die ihnen die Natur unterwürfig machte; ſie wollen auch durch Eroberungen über diejenigen Unglück verbreiten, die ſie ihren Geſetzen entzog. Die Faulheit, die Unfähigkeit, die Unwiſſenheit in der Kunſt zu regieren, ſo wie der Ehrgeiz ſind die Triebfedern des Eroberers; ein gerechter, thätiger, aufmerkſamer Fürſt macht ſeinen Staat blühend; der wilde Eroberer findet es weit kürzer, ſich der Frucht einer Arbeit zu bemächtigen, zu der er ſelbſt unfähig iſt. Eroberungen ſo wie große Verbrechen betäuben die Menſchen, und erregen zuletzt ihre Bewunderung; die verheerendſten Könige werden am meiſten bewundert. Jene Helden, deren Siege uns die Dichter beſingen, ſind der Gegenſtand des Abſcheues eines Weiſen und Bürgers. Nichts ſteht in ſeinen Augen er-

habener da, als jener National-Convent, der in seinem Gesetzbuche allen Eroberungen auf ewig entsagte.

Ferne sey die den Staaten so schädliche Eroberungswuth von der gesunden Politik! Fürsten, die sich mit dem Glücke der von ihnen regierten Nationen beschäftigen, müßen denken, daß ihren Absichten nichts größere Hindernisse in den Weeg legt, als jene zahlreichen Armeen, welche den Feldern ihre Bebauer entreißen, welche nur Verheerer aus ihnen machen, und welche Menschen zum Müßiggange und zum Laster heranziehen, deren Muth zwar während dem Kriege nützlich, aber öft nach ihrer Rükkehr zur Ruhe schädlich wird. Ausgelassenheit, Verachtung der Gesetze, Verdorbenheit der Sitten sind die traurigen Folgen, denen eine kriegerische Nation ausgesetzt ist. Große Armeen waren von jeher der Freyheit und den Sitten der Bürger schädlich.

§. VII. Vom gerechten Kriege.

Dieser schrecklichen Würkungen ungeachtet muß oft die weiseste Politik ihre Zuflucht zum Kriege nehmen; er ist das letzte Mittel, das ihr übrig bleibt, um die Angriffe ungerechter und unvernünftiger Völker abzutreiben; sie bewaffnet immer mit Wehmuth die Hände ihrer Unterthanen; sie entwaffnet sie immer mit Entzücken, um sie dem Vaterlande zurückzugeben; sie weiß, daß der Krieg eine convulsivische Krankheit für sie ist, deren Dauer sie entkräftet, und dem Tode zuführt.

Nur dann ist der Krieg gerecht und nothwendig, wenn er einen ungerechten Feind zurück treibt, wann er der

Wuth eines ausgelassenen Volkes Einhalt thut, wann seine Absicht ist, einen Eroberer, einen wilden und unruhigen Räuber zu bezähmen, wann er die Complotte eifersüchtiger Nachbarn in der Geburt erstickt. Nur dann ist also ein Krieg gerecht, wann er die Vertheidigung des Staats oder die Erhaltung der Vortheile, die ihm die Natur und der Kunstfleiß gewähren, zum Zwecke hat; er ist sehr rechtmäßig wann er einen mächtigen Nachbarn, dessen zu große Macht man fürchtet, oder dessen Uebermacht man schon empfunden hat, abhält, ein der Unabhängigkeit anderer schädliches Uebergewicht an sich zu reißen. Oestreich hätte den gerechtesten und zugleich den großmüthigsten Krieg geführt, wenn es die Polen vor den Russen und Preußen hätte retten können, wie es im Jahre 1683. durch Sobieski vor den Türken gerettet ward.

Prüfen wir die Beweggründe der meisten Kriege, die unter unsern Augen geführt werden, so sehen wir, daß sie fast nie das Wohlseyn oder die Sicherheit der Kriegführenden Nationen wahrhaft zum Gegenstande haben; von allen Seiten fließt das Blut der Völker, um die Macht eines Monarchen zu vergrößern, der nicht einmal im Stande ist, die Staaten zu regieren, die er würklich besitzt; die Kaiserinn Elisabeth von Rußland bekriegte Friedrich den Großen, weil er einige bons mots wider sie fallen ließ; Europa geräth wegen dem Interesse eines ungeschickten Ministers, wegen einem dummen Streiche eines unwissenden Geschäftsmannes, wegen der Beförderung eines Verdienstleeren Höflings, zur Sättigung der Habsucht einiger Kaufleute in Flammen; die Liebeshitze des über die Gleichgültigkeit einer von ihm geliebten Französinn aufgebrachten englischen Admirals entzün-

dete im Jahre 1755. den Krieg zwischen Engelland und Frankreich, der noch zu vermeiden gewesen wäre, wenn er nicht Feindseligkeiten gegen die Französische Flotte angefangen hätte. Die Nationen nähren ihre wahrhaften Feinde gemeiniglich in ihrem eignen Busen. Ihre von einer kleinen Anzahl schlechter Bürger berathnen Häupter geben sie wegen Gegenständen, die weder die Sicherheit, noch die öffentliche Glückseligkeit angehen, der größten Gefahr Preis.

Nichts desto weniger wollen alle Souveraine selbst alsdann noch die gerechtesten Ursachen zum Kriege haben, wann sie von nichts als von dem offenbarsten Ehrgeize oder von der schimpflichsten Habsucht dazu verleitet werden. Wer kann alsdann zwischen ihnen entscheiden? Wenn die Vernunft fehlt, so bleibt nur die Stärke übrig. Mit einem Worte, eine Nation ist nicht berechtiget, Krieg zu führen, wenn sie nicht von ihrer Sicherheit selbst dazu befugt wird; er muß in dem Augenblicke aufhören, in welchem sie ihre Sicherheit wieder erlangt, und anfängt, sie dem Feinde zu rauben. Dieses erheischt die allgemeine Gerechtigkeit. Nehme man den Krieg der Franzosen gegen den teutschen Kaiser und das Reich als noch so gerecht an; so fieng er von der Stunde an, ungerecht zu werden, sobald ihr Feind von dem vaterländischen Boden verjagt, über den Rhein getrieben, und zum Frieden geneigt war.

§. VIII. Von den Kriegsrechten.

Man frägt vielleicht, welche Rechte man durch den Krieg erlangt, und wie weit man seine Wuth treiben

darf? Der Unordnung Gesetze geben, dem Zorne eines Eroberers und des unbändigen Soldaten Schranken setzen, heißt ohne Zweifel den Wahnsinn zur Vernunft, die Leidenschaft zur Ueberlegung bringen zu wollen. Es giebt jedoch Gränzen, die die Natur dem Ungestümme der Menschen vorschreibt; die Vernunft zeichnet sie nach der Erfahrung vor; und die Raserey gewöhnt sich, sie selbst im Schooße der Unordnung anzuerkennen. Klar und unverlöschbar stehen die Worte: Was du nicht willst, daß dir geschieht, das thu auch andern nicht, in dem Herzen eines jeden Menschen von der Hand der Vernunft geschrieben, und die Erfahrung prediget die Wahrheit dieser Lection unaufhörlich. Entsagen gleich die Menschen ihren Thorheiten nicht, so fühlen sie doch ihre bösen Folgen, und mäßigen gerne ihre Würkungen. So entsprang das Völkerrecht, das sich auf die wechselseitige Uebereinkunft gründet, vermöge der sie sich ihres gegenseitigen Interesse wegen verstunden, mit einiger Mäßigung von der Macht Gebrauch zu machen, die ihnen ihre Ueberlegenheit giebt. Die Stimme der Menschheit läßt sich also bisweilen zum Besten der Menschheit mitten unter dem Geklirre der Waffen hören. Sie belehrt die rohesten Sieger, daß ihre Feinde Menschen sind; daß, wenn es recht ist, sie zu bändigen, es unrecht ist, sie zu vertilgen, sobald sie nicht mehr zu fürchten sind; sie zeigt den Eroberern, daß ihre Eroberungen für sie selbst fruchtlos sind, wenn sie durch unnützes Niedermetzeln diejenigen, die sie zu Unterthanen machen wollen, vertilgen. Kurz alles kündigt ihnen an, daß das Glück der Waffen veränderlich ist, daß der Soldat heute Sieger, morgen das Schlachtopfer der Grausamkeit werden kann, die er selbst ausgeübt hat. Interesse und Bedürfniß führen also immer

die unbesonnensten Menschen wider ihren Willen zu den Pflichten der Moral und der Billigkeit zurücke. Das Völkerrecht ist die Moral der Rasenden, welche ihren Thorheiten Schranken setzen. Diese Moral ist unvollkommen und unsicher, weil sie oft von den Launen unvernünftiger und unvorsichtiger Menschen abhängt.

Die wahre Politik ist weder verheerend noch grausam; zufrieden ihre Feinde zu demüthigen und zu schwächen, ihre Complotte zu sprengen, ihren Ausschweifungen Einhalt zu thun, will sie sie nicht unter ihrem Siegeswagen zermalmen; sie erinnert sich immer, daß man Gefahr läuft alles zu verlieren, wenn man seine Feinde zur Verzweiflung bringt. Entspricht der Erfolg ihrer Erwartung und der Weisheit ihrer Maaßregeln nicht, so schickt sie sich in die Zeit, und regiert lieber minder zahlreiche Völker und nicht so ausgebreitete Staaten, als daß sie ihre Nation durch eine unnütze Halsstärrigkeit dem gänzlichen Ruine aussetzt.

Für eine aufgeklärte Regierung ist der Krieg allzeit nur der Weeg zum Frieden; eine weise Staatsverwaltung zieht selbst einen nachtheiligen Frieden dem glücklichsten Kriege vor; dieser kostet allzeit dem Staate seine Schätze, seine Unterthanen, sein kostbarstes Vermögen. Die Waffen sind nur da, um den Nationen das zu erhalten, was sie in Ruhe und Frieden erworben haben: die Staaten sind immer groß genug, wenn man nur bedacht ist, sie glücklich zu machen.

§. IX. Ursachen der häufigen Kriege.

Nichts ist seltsamer als Magistrats- oder Bürgerkönige. Fast alle Reiche werden mit Hülfe der Waffen gegründet; es giebt Nationen, die wiederholte Kriege kriegerisch gemacht haben; die Gewohnheit macht ihnen alsdann die Unruhe zur Nothwendigkeit; Unthätigkeit und Ruhe sind gewaltsame und lästige Lagen für eine militärische Regierung, deren Element das Geräusch der Waffen ist; bey ihr führen die Waffen allein zur Achtung, zu Belohnungen und zu Ehren. Liebt auch der Fürst selbst den Krieg nicht, so wird er beständig durch das herrschende Vorurtheil mit den Haaren dazu gezogen. Der sonst so friedlich gesinnte Kaiser Leopold der *II.* beschließt zu Pillnitz den Krieg gegen Frankreich, weil ein eifersüchtiger Nachbar es dahin zu bringen wußte, daß er die Schlinge nicht sah, die er ihm dadurch legte, um Oestreichs Macht zu schwächen. Manchmal veranlaßt ein Minister Kriege, um seinen Einfluß, sein Ansehen zu vergrößern, oder um sich Schätze zu sammeln. Selten ist der Regent im Stande, unter seinen verschiedenen Unterthanen ein genaues Gleichgewicht aufrecht zu erhalten; er vergißt, daß er vor allem der Souverain des Arbeitsmannes, des Künstlers, des Handelsmannes ist, die alle Friede nöthig haben; er überlegt nicht, daß er nur für sie Krieg führen soll; die Stimme der Soldaten, die um ihn sind, ist stärker als die Stimme aller Bürger zusammen; er erstickt gewöhnlich das Flehen einer ganzen Nation, der so oft als sie nicht würklich in Gefahr ist, die Ruhe allzeit am Herzen liegt.

Die Kriege, die das Universum verwüsten, wären nicht so häufig, wenn die Fürsten nur dann zu den Waffen griffen, wann sie die Nothwendigkeit und die Sicherheit ihrer Völker zwingen, zu diesem traurigen Mittel ihre Zuflucht zu nehmen. Die Kriege dauerten nicht solange, wenn die Fürsten, mit der Entfernung der Gefahr zufrieden, dem Uebel ein Ende machen wollten, sobald es unnütz ist. Ein Krieg ohne vernünftige Beweggründe und ohne Nutzen ist ein doppeltes Unglück für eine Nation. Wenn der Friede die Unterthanen weichlich macht, so führt sie der Krieg ihrem gewissen Verderben zu. Eine weise Regierung kann dadurch den Frieden handhaben, daß sie sich immer zum Kriege gerüstet hält. Eine zu kriegerische Nation gleicht einem Verwundeten, der beständig seine Wunden aufkrazt, ehe sie vernarbt sind: sie richtet sich geschwinder zu Grunde, als sie die Natur herstellt: der Friede ist durch die Thorheit der Souveraine für sie gemeiniglich ein Zustand von Mattigkeit und Genesung, die zu kurz dauert, um sich wieder erholen zu können. Ist eine Nation auch großen Theils genesen; so begehen ihre Regenten oft aus Ehrgeiz und Rachsucht die ihnen so schädliche Unklugheit die Kriege fern von den Gränzen ihrer Hauptstaaten zu spielen, und fühlen zu spät, wie schwer und kostspielig es sey, für die Lebensmittel zu sorgen, und zu gehöriger Zeit die Mannschaft, die Pferde, die Kleidungsstüke und Kriegsgeräthe zu ersetzen. Die in unsern Tagen gegen Frankreich verbundenen Mächte mußten zu ihrem großen Schaden die Wahrheit bestätiget finden, daß, jeweiter sich die Kriegsvölker in fremde Länder wagen, sie desto mehr zu fürchten haben, daß ihnen der Rückzug ganz abgeschnitten, oder doch äußerst erschwert werde.

Sollte es sich nicht eine vorsichtige und verständige Nation zum Gesetze machen, sich niemals zu vergrößern, und nichts neues zu erwerben? Wenn man den Umfang eines Staats vergrößert, so vermehrt man weit eher sein Elend als sein Glück. Werden denn die Völker nie müde, ihr Blut zu vergießen, und die Reichthümer, die sie schon besitzen, zu verschwenden, um ungewisse und kostspielige Eroberungen zu machen, oder die zweifelhaften Ansprüche ihrer Häupter durchzusetzen? Was für Seelen müßen jene unbarmherzigen Krieger haben, welche immer zuerst die Unterthanen, die sie haben, in der ungewissen Hoffnung, dadurch andere zu bekommen, zu Grunde richten und aufopfern? Hat nicht jeder Fürst genug zu thun, wenn er sein Land weise regieren will.

§. X. Vom Militärgeiste.

Man thut sehr unrecht, wenn man in unsern Zeiten alle Armeen ohne Ausnahme Mörderhorden heißt. Sokrates und Marc Aurel, Kleist und Washington, waren Soldaten; und so sehr man mit Rechte den Krieg verabscheut, und die Eroberer haßt, so wird es doch solange Kriege geben, als es Menschen giebt, und der Stand eines Kriegers bleibt ehrenvoll. Zwingen nun die Umstände und die Lage einen Staat, sein Augenmerk öfter auf Krieg zu wenden; so ist es wichtig, wenn eine Verfassung, seine Gesetze, und die öffentliche Erziehung bey seinen Unterthanen den Trieb nach Ehre, den Enthusiasm für Ruhm, die Hochachtung der Tapferkeit, die Liebe für das Vaterland unterhält; eine kriegerische

Erziehung muß also von Jugend auf diejenigen Bürger in dem Kriegswesen unterrichten, die das Schicksal bestimmt, die Aerme des Soldaten zu regieren, der blos Muth hat; sie bildet einer Nation Generäle, die ihr weit nöthiger als die zahlreichsten Armeen sind. Die Erfahrung aller Jahrhunderte beweist es uns, daß es nicht die Armeen, sondern erfahrne Chefs sind, welche den Sieg davon tragen. Die Dummen Beotier hätten nur eines Epaminondas nöthig gehabt, um sich einen Namen zu machen, und die Spartaner selbst zu überwinden. Hätte die brave östreichische Armee bey Brumint im December 1793. einen Pichegrü an ihrer Spitze gehabt, so wäre jene schändliche Flucht nicht erfolgt, die sie vom 23ten bis zum 29ten zu nehmen gezwungen ward. Ein General ist die Seele seiner Armee; sey diese noch so stark, so ist sie doch nur eine unthätige Masse, wenn ihr ihr Haupt nicht Bewegung und Leben giebt.

Hat irgendwo eine unumschränkte Gewalt statt, so ist es vor allem bey dem Commando der Armeen. Hätte Daun nicht unumschränkte Vollmacht von der Kaiserinn Theresia besessen, so wären die Preußen unter Friedrich dem Großen bey Colin nicht geschlagen worden. Sobald der Souverain einem seiner Unterthanen die Befehlhabersstelle über seine Truppen überträgt, so muß das Vertrauen in ihn vollkommen seyn, und der Arm des Generals darf nicht mehr zurückgehalten werden. Es ist eine kindische Politik, wenn sich ein Souverain das Recht vorbehält, die Kriegs-Operationen von seinem Cabinete aus zu leiten, oder von dem Hofkriegsrathe vorschreiben zu lassen, in welchem nicht selten unter mehreren Köpfen Cabalenschmieder und Intriguanten oder gar Leute sitzen, die dem Feinde für Geld und gute Worte

die Geheimnisse eher verrathen, als sie der Commandirende erfährt. Der Augenblick entscheidet im Kriege; der General muß ihn benützen, er allein kann alsdann beurtheilen, was er zu thun und zu lassen hat.

Damit aber die Häupter der Armeen operiren können, so müßen ihre Befehle von den Soldaten und denjenigen, die die Ordres des Generals zu vollziehen haben, strenge befolgt werden. Nichts ist nothwendiger als strenge Mannszucht. Nur bey einer Armee kann der Despotism von einigem Nutzen seyn. Er ist minder gefährlich als jene zügellose Anarchie, die, so zu sagen, jeden Soldaten berechtigt, die Ordres seiner Häupter zu prüfen. Die glücklichste Unternehmung sogar wurde bey den Römer gestraft, wenn sie nicht befohlen war. Eine Armee ohne Subordination wird eine Demokratie, deren Launen allzeit dem gemeinen Wesen schädlich sind. Sie muß keinen andern Rang unter sich kennen, als den die militärischen Grade ertheilen, welche man begleitet. Der dumme Stolz eines Prinzen, welcher unter dem Commando eines Grafen stund, war schon manchmal die Ursache von nicht gehörig befolgten obgleich gut ausgedachten Planen. Der Muth selbst muß oft der Mannszucht weichen; die Tapferkeit ohne Anführung bringt nur Unordnung hervor; wilde Hitze kann bisweilen einen guten Erfolg haben, aber sobald sie Widerstand findet, ist sie außer sich; wird sie zurückgeschlagen, so läßt sie den Muth sinken, und Zaghaftigkeit nimmt dessen Plaz ein. Die Kriegszucht allein kann den Soldaten lernen stehen zu bleiben, sich wieder zu sammeln, die Gefahr mit kaltem Blute zu betrachten. Der Soldat, der nichts als Tapferkeit besitzt, versteht nichts, als ohne Nutzen zu sterben; der disciplinirte Krieger unterliegt nie ohne Nutzen

für das Vaterland. Die Kriegszucht allein machte die Römer zu Herren des Universums.

§. XI. Von der Macht zur See.

Es giebt Nationen, die ihre Lage zwingt, so gut eine See- wie eine Landmacht zu haben. Es ist von großer Wichtigkeit für sie, das Gleichgewicht unter diesen zweyen Zweigen ihrer Macht aufrecht zu erhalten; sonst verdunkelt ihre Macht zu Lande die zur See, oder man vernachläßigt und verliert wegen dieser die erstere aus dem Gesichte. Eine durch Eroberung gegründete Regierung nimmt zu viele Rücksicht auf die Wünsche eines unruhigen Adels, der den Krieg zu Lande vorzieht. Eine handelnde Nation vernachläßiget sehr oft seine Landmacht, um sich ausschließlich mit seiner Seemacht zu beschäftigen. Die wahre Politik, ich wiederhole es, läßt nie das Gleichgewicht außer acht; sie giebt nie zu, daß sich ein Zweig der Staatsverwaltung auf Kosten eines andern emporschwinge. Je mehr sich ihre Bedürfnisse vermehren, desto mehr verdoppelt sie ihre Aufmerksamkeit, damit nicht eine Macht die andere verschlinge.

Wenn diese Klugheitsregel irgendwo eine Ausnahme leidet, so ist es bei jenem Eilande, das im großen Weltmeere schwimmt, und dem Gott der Meere den Dreyzack entwunden zu haben scheint. Landungen von feindlichen Landtruppen auf Englands Küste sind allzeit mit großen Gefahren verbunden, nie von großem Erfolge, und also wenig zu fürchten: eigne Landtruppen auf fremdem festen Lande streiten zu lassen, scheint

nicht das Element der Engländer zu seyn. Ich sage nicht, daß England seine Landmacht ganz aus dem Auge verlieren darf. Aber die Natur hat ihm doch selbst durch die Lage, die sie ihm im Universum anwies, eine Vorliebe für seine Seemacht eingeflößt. Ist daher je eine Nation zur Weltbeherrscherinn gemacht; so ist es die englische: denn ein Volk, das sein vorzüglichstes Augenmerk auf seine Seemacht richten kann, hat an dieser die größte Stütze seines Handels; und der Staat, der den ausgebreitetesten Handel treibt, macht andere, die nicht so reich sind, wie er, und seiner bedürfen, von sich abhängig.

§. XII. Von Allianzen.

Die Natur und die Verträge der Menschen bringen eine große Ungleichheit unter der Macht der Nationen hervor. Ein Staat kann mächtiger als der andere seyn; aber ein Staat ist nicht mächtiger als alle andere. Mehrere schwache Nationen, die sich mit einander verbinden, werden den mächtigern an Macht gleich. Holland, Frankreich und Spanien müßen einzeln die Segel vor England streichen; zusammen können sie ihm Ehrfurcht einflößen. Die Lage, die Bedürfnisse, die Meynungen, die Verbindungen der Souveraine, das Interesse der Fürsten führen zwischen einigen Staaten Verhältnisse ein; diese Dinge entzweyen einige Völker während sie andere vereinigen. Unter Nationen, die die nämlichen Bedürfnisse, die nämlichen Begierden, die nämlichen Leidenschaften haben, entsteht eine Nebenbuhlerey, eine Feindschaft

wie

wie unter Individuen, die auf einen und denselben Gegenstand verfallen, oder die eine und dieselbe Leidenschaft beseelt. Zwey kriegerische Nationen sind beständig im Kriege, die Oestreicher und die Preussen hassen sich auch in Friedenszeiten einander: zwey handelnde Nationen können nicht lange Freunde bleiben; England und Frankreich haben seit vierzig Jahren dreymal auf das hartnäckigste mit einander Krieg geführt: zwey benachbarte Nationen sind öfterern Zwistigkeiten unterworfen; soll Rußlands und Oestreichs Freundschaft dauerhaft seyn, so müßen sie keine Nachbarn werden.

Wie das Interesse die Bürger vereinigt, so vereinigt sie auch die Gesellschaften; jede von ihnen liebt sich vor andern; jede trachtet nach ihrem würklichen oder eingebildeten Glücke; mit einem Worte, jede hat ihre Plane: da aber alle gleiche Rechte haben, und keinen Richter anerkennen, so müßen sie ihre Ansprüche vor das Tribunal der Vernunft bringen. Sie entscheidet nach den Gesetzen der Natur, unter denen die Gesellschaften so, wie alle Menschen stehen: sie lernt sie, daß ihre eigne Erhaltung ihre erste und theuerste Angelegenheit ist, und daß sie ihrer wegen der Ruhe und dem Wohlseyn des Ganzen einen Theil ihrer Unabhängigkeit, ihrer Wünsche, und selbst ihrer Bedürfnisse aufopfern müßen. Sobald die Stimme der Vernunft nicht stark genug ist, um bey den politischen Gesellschaften oder ihren Regenten Gehör zu finden, so bleibt ihnen nichts als die Stärke übrig, um ihre Zwistigkeiten zu entscheiden.

Große wachsende Reiche, wie dermalen Rußland, gleichen einem Strome, der in seinem Laufe nach und nach viele kleine Flüße aufnimmt, und zulezt so anwächst, daß er alles, was ihm nahe ist, überschwemmt:

diesem Strome müßen durch Bündnisse Dämme entgegen gesetzt werden, wenn die Ruhe und Sicherheit der übrigen Nationen erhalten werden soll. Wie sich einst Griechenland in einen Bund zur Vertheidigung des Vaterlandes gegen den herrschsüchtigen Xerxes vereinigte, so sollten sich Oestreich, die Türken, Dännemark und Schweden durch Bündnisse gegen Rußland vereinigen, um seiner Vergrößerungssucht Einhalt zu thun. Aber leider steht dem natürlichsten Bündnisse unter den Europäischen Staaten die nämliche Hinderniß entgegen, die die Staaten Griechenlands zu den Zeiten Philipps von Macedonien unter sich fanden, sich gegen ihren gemeinschaftlichen Feind mit vereinten Kräften zu wehren. „Als jeder einzelne Staat Griechenlands herrschen wollte, sagt Justin (*), verloren alle die Herrschaft, weil „sie ohne Maaß und Ziel in ihr wechselseitiges Verderben rannten. Erst nach ihrer Unterdrückung fühlten „sie, daß alle um das kamen, was einzelne verloren. „Denn wenn Macedoniens König, Philipp, die Zwietracht unter den Staaten nährte, und die Schwächern „unterstützte, so lauerte er gleichsam in einer Hölle auf „die Freyheit aller, und zwang Sieger und Besiegte „zugleich unter sein königliches Joch.“ Zuerst raubt Rußland den Türken die Krimm, und verschlingt zu zweyen Malen den größten Theil von Polen, dann unterhält es das Kriegsfeuer zwischen Oestreich und Frankreich, und am Ende reißt es selbst einmal ein Stück von Oestreichs Gränzen ab, wo die griechische Religion die Bewohner dem Russischen Scepter geneigt macht. Doch wer kann das Ende von Rußlands Habsucht und Ehrzeiz sehen?

(*) Hist. Phil. Lib. VIII, Cap. I.

§. XIII. Von Negociationen.

Negociren heißt in der Politik das Intereſſe mehrerer Völker zu vereinbaren ſuchen; heißt ſie mit den Mitteln bekannt machen, die zu ihrer wechſelſeitigen Erhaltung und zu ihrem gegenſeitigen Glücke abzielen können; heißt ihre Augen von einem chimäriſchen Gegenſtande oder von einem augenblicklichen Vortheile abwenden, um ſie auf einen reellen Gegenſtand zu heften, mit einem Worte, es heißt ſie über ihr wahrhaftes Intereſſe aufklären. Die Nationen ſind wie die Individuen Leidenſchaften unterworfen, die ſie oft blenden und in ihr Verderben ſtürzen: durch Negociation bringt die Politik die Ideen derjenigen zurecht, die ihre Abſichten befördern helfen ſollen; darin muß ſie vorzüglich ihre Geſchicklichkeit zeigen. Um andern über ihr eignes Intereſſe die Augen zu öffnen, muß man ſich vorzüglich ſelbſt kennen: die Politik muß demnach nicht nur ihre Augen auf Gegenſtände werfen, die die Aufmerkſamkeit des Staats verdienen, welche ſie regiert, ſondern auch auf ſolche, die andern Staaten angelegen ſeyn müßen. Die Leidenſchaften allein können Leidenſchaften bekämpfen; nur der Anblick eines ſtärkern Intereſſe kann machen, daß man ein ſchwächeres fahren läßt.

Man negocirt entweder mit freund- oder mit feindlichen Mächten; man will die einen näher an ſich ſchließen, man will die andern entwaffnen. Die Liſt iſt unnütz oder ſchädlich, ſobald das Intereſſe ausgemacht iſt; Niemand kennt gemeiniglich das Intereſſe einer Macht beſſer, als eben dieſe Macht ſelbſt. Aufgeklärte Negociateurs verſtehen ſich mit halben Worten: diejenigen, welche Gerech-

tigkeit zum Grunde legen, werden bald unter sich einig: eine Negociation wird durch nichts als durch die Ungeschicklichkeit oder Unredlichkeit der Theile verwickelt.

Die Verbindungen der Völker gründen sich so wie die der Particularen auf die Gleichförmigkeit des Interesse. Die Dienste, durch die man die Freundschaft unter den Menschen unterhalten kann, erhalten sie auch unter den Nationen, und heben die Zwistigkeiten, die unter ihnen ausbrechen. Klugheit, Treue, Gewohnheit knüpfen die Bande der politischen Körper vester; Leidenschaft, Untreue, Unklugheit trennen, und theilen sie. Die Schwachen werden in der allgemeinen Gesellschaft wie in der besondern gemeiniglich die Opfer ihrer Schwäche; die Reichen und Mächtigen spotten auch hier übermüthig über den Dürftigen und Armen, oder lassen sie oft auf Kosten ihrer Freyheit den Schutz erkaufen, den sie ihnen bewilligen.

§. XIV. Von der Redlichkeit.

Mehrere Schriftsteller, die über die Regierung schrieben, behaupteten, daß die Politik nicht offenherzig und nicht wahr seyn könne, und daß die große Kunst zu negociren in der Uebervortheilung der Einfalt jener bestünde, mit denen man unterhandle. Sie glaubten, daß den Häuptern der Nationen alles erlaubt wäre, sobald es um das Interesse des Staats zu thun sey; daß in ihren Händen selbst die Stärke, die List, der Meineid Mittel wären, die der Zweck heilige. Auf einer andern Seite untersagten strengere Moralisten den Souverainen jene schiefen und krummen Wege, die die Wahrheit mißbilligt. Sie

wollten, daß sich die Fürsten nie von der Gerechtigkeit entfernten. Die ersten betrachteten die Menschen, wie sie sind; die andern, wie man wünscht, daß sie seyn sollten. Die einen schrieben die Geschichte der Politik, die andern machten einen Roman daraus. Laßt uns den Schleyer des Vorurtheils wegziehen, um, wenn es möglich ist, so widersprechende Meynungen zu prüfen, laßt uns sehen, was die Vernunft über diese wichtige Frage entscheidet.

Wenn die Liebe für unser Wesen das erste Gefühl unserer Natur ist; wenn es erlaubt ist, alle Weege einzuschlagen, um unser Daseyn zu erhalten; wenn uns die Vernunft das Recht zugesteht, die Gegenstände zu zernichten, die es bedrohen, so genießen, Zweifelsohne, die Nationen die nämlichen Privilegien. Die Souveraine, die sie repräsentiren, sind also schlechterdings schuldig, für die Aufrechterhaltung ihrer Sicherheit und ihres Wohlseyns zu arbeiten; dieses ist ihr erstes Gesetz; dieses ist für sie die erste Tugend, welcher alle andere untergeordnet seyn müßen; sie dürfen sich nicht von ihr entfernen. Die Gesellschaft selbst kann nicht auf ihr Glück Verzicht leisten; sie kann ihre Erhaltung nicht aus dem Gesichte verlieren; sie kann sich ihrer Bedürfnisse nicht berauben. Sobald diese Gegenstände sichtbarlich bedroht werden, so ist die Politik allzeit berechtiget, alle erdenklichen Mittel anzuwenden, um die Gefahr zu beseitigen. Aber von was für einer Nation kann man sagen, daß ihr Wohlseyn wahrhaft bedroht wird? Ist es die, welche die Gesetze eines gegen seine eignen Unterthanen ungerechten Souverains befolgt, welche seinen Ehrgeiz mit den nichtigsten Vorspiegelungen deckt, und die Unterthanen anderer mit Verheerungen und Blutvergießen heimsucht? Ist es die Nation eines Fürsten, der mit den Gränzen seiner Staa-

ten unzufrieden, sich auf ungerechte oder chimärische Ansprüche stützt, um sie auf Kosten anderer zu erweitern? Will man sagen, daß ihn das Glück seiner Völker nöthiget, die Abwege einer dunkeln Politik einzuschlagen, sobald er sich in der That nichts anders vornimmt, als seinen persönlichen Ehrgeiz, seine eigne Eitelkeit, die Unklugheit seiner Minister zu befriedigen? Kann er seine Ausschweifungen, seine Gewaltthätigkeiten, seine Treulosigkeiten unter dem Vorwande des Wohlseyns der Nation, die er regiert, rechtfertigen, wenn er, ihrer wegen unbekümmert, mit Herzenslust die allgemeine Ruhe stört, und ihnen die Vortheile entreißt, die sie genießen? Verbindet die Politik mit diesen Wagestücken Schelmerey, so verbindet sie Laster mit Laster, Lügen mit Ungerechtigkeit, Räuberey mit Ehrlosigkeit.

Anders verhält es sich, wenn die zu schwache mit Gewalt unterdrückte Gerechtigkeit so weit gebracht wird, daß sie die einzigen Mittel ergreift, welche ihr zur Erhaltung ihres Daseyns übrig bleiben. Wir sind den Menschen Wahrheit, wir sind ihnen Redlichkeit schuldig, aber sind sie auch gegen Räuber Pflicht, die nach unserm Verderben lechzen? Wird nicht die Lüge selbst zur Tugend, wann sie das Wohl der Völker zum Gegenstande hat? Ja! ein so erhabener Beweggrund adelt sie; sie kann nicht schimpflich seyn, wann sie den Staat rettet.

Darf ich den, der sich gegen mein Leben oder mein Vermögen vergreift, und den mir die Natur zu tödten erlaubt, nicht belügen? Wer zweifelt, ob eine Nation nicht die nämlichen Rechte hat? Wer tadelt die Politik, wenn sie der Gesellschaft ihr Heil auf die nämliche Weise verschaft, auf welche man es bey einem seiner Glieder rechtmäßig findet? Wer hat den Muth den Regenten

der Völker die nämlichen Rechte zu versagen, die der niedrigste Bürger genießt, wann man ihn angreift? Der in seinen Privatverhältnissen und gegen Bürger so gerechte Aristides war ungerecht, wann es die Noth des Staats erfoderte.

Hüten wir uns also der Politik jene abergläubischen und romanhaften Tugenden vorzuschreiben, deren strenge Ausübung bisweilen den Untergang der Gesellschaft nach sich ziehen würde. Tugenden, die dem menschlichen Geschlecht schaden, sind falsche Tugenden. Eine Gewissenhaftigkeit, die den Staat in Gefahr setzt, ist Schwachheit; die List wird schätzbar, sobald sich die Politik ihrer wahrhaft zum Heil des Staats bedient. Wenn ich wahrhaft sage, so lasse ich die Erhaltung des Staats nicht von einer ungerechten, gescheiterten Unternehmung, von einer in einem unklugen und unglücklichen Kriege abgerissenen Provinz, von irgend einem durch geschicktere Hände entrissenen Zweige des Handels oder des Luxus, von irgend einem ungegründeten Argwohn, von irgend einer unnöthigen Unruhe abhangen. Die Souveraine setzen fast allzeit die Nationen und ihr wahres Glück wegen eher schädlichen als nützlichen Gegenständen in Gefahr; ein vorübergehender Enthusiasm berauscht sie dieserwegen! Oft muß der gesunde Menschenverstand über die lächerlichen Unterthanen erröthen, die die Hände der Erdebeherrscher bewaffnen. Eitle Titel, kindische Rangstreitigkeiten, Argwohn und Verdacht, chimärische und dunkle Ansprüche sind die gewöhnlichen Beweggründe zu Kriegen, Negotiationen, Allianzen und Bündnissen; nichtswürdige Gegenstände, die die Fürsten unaufhörlich als zur Erhaltung ihrer Völker nothwendig und wichtig ausgeben wollen.

§. XV. Das öffentliche Wohl ist die Richtschnur der Politik.

Damit die Weege, die die Politik einschlägt, in den Augen der Vernunft gerechtfertiget und veredelt werden, so muß sie nur das öffentliche Wohl und die Noth den Souverainen vorzeichnen. Das nämliche gilt von der Treue, mit der sie die Bündnisse und Verträge halten sollen, die wir sie, sobald sie die Macht dazu haben, beständig öffentlich verletzen sehen, oder über die sie heimlich spotten, sobald sie zu schwach sind, um sie widerrufen zu können. Mit welchem Rechte können uns Bedingnisse binden, die uns die Gewaltthätigkeit und das Unrecht vorschrieb? Bleibt nicht ein Volk, das einem andern zu harte und zu verderbliche Gesetze auflegt, dessen Feind? Darf die Politik nie wieder Verträge brechen, wenn auch deren getreue Erfüllung den Untergang des Staats untrüglich nach sich zieht? Berechtigen uns nicht glücklichere Umstände, uns gegen das über uns schwebende Verderben aufzulehnen, das uns die Unmenschlichkeit, die Grausamkeit, die Barbarey, mit dem Schwerdte in der Hand, zu unterschreiben zwang? Ja! Will man uns durch Waffen oder durch einen Friedensschluß zu Grunde richten, so besteht zwischen uns und unserm Vertilger kein anderes Verhältniß, als das der Feindschaft, und alles, wodurch man sich seinen ungerechten Gesetzen entzieht, wird rechtmäßig. Um mit Recht von andern Redlichkeit zu fordern, muß man selbst Billigkeit zeigen. Wenn ein Volk gezwungen wird, sich unter das Gesetz eines unmenschlichen Siegers zu beugen, was liegt ihm

daran, ob es durch sein Schwerdt oder durch das grausame Gesetz umkömmt, das er ihm auflegt?

§. XVI. Von der genauen Beobachtung der Friedensschlüsse.

Alle Moralisten stimmen darin überein, daß man die Friedensschlüße als unverletzliche und heilige Verträge halten müße. Sie haben ohne Zweifel Recht, wenn sich die Friedensschlüße auf Billigkeit gründen. Aber Fürsten, die durch eine oft nöthig gewordene Untreue ihrer Alliirten oder ihrer ausgesöhnten Feinde beleidiget werden, machen denselben ohne Unterschied ein Verbrechen daraus, und bedecken sie unaufhörlich mit Schimpf und Schande. Wenn wir ohne Interesse und Vorurtheil das Betragen der Könige prüfen, so finden wir vielleicht, daß die Bundesbrüchigen bisweilen mehr zu entschuldigen sind, als diejenigen, die ihnen den Vertrag aufzwangen: die Ungerechtigkeit und die Tyranney der letztern rechtfertigen oft den Bruch der erstern. Nebendem kann es für Menschen keine ewigen Verträge geben; durch welch ein Privilegium wollen sie verlangen, daß sich ihr Interesse nie abändere? Friedensschlüße, Allianzen, Verträge können sich nur auf wechselseitiges Interesse gründen. Eine zu einer Zeit vortheilhafte Uebereinkunft kann zu einer andern nachtheilig werden. Wer will behaupten, daß ein benachtheiligtes Volk nie Verbindlichkeiten aufheben kann, die ihm schädlich geworden sind? Wer will sagen, daß es sich ohne Vorbehalt einem andern Volke aufopfern wollte, welches allein die Früchte davon zieht? Staatsverträge

können nur bedingt seyn; sie können nur solange bestehen, als sie nicht den Ruin eines der contrahirenden Theile nach sich ziehen. Sind überdas die Souveraine als Vormünder, Beschützer und Verwalter der allzeit minderjährigen Völker berechtiget, ihr Verderben zu unterzeichnen? Es wäre der äußerste Grad von Unvernunft, wenn man behaupten wollte, daß ein Volk durch einen Souverain aufgeopfert werden dürfte, der aus Unklugheit oder Eigensinn in seinem Namen verderbliche Verträge eingieng. Jeder Staatsvertrag unterstellt wechselseitige Vortheile; ihrerwegen kann man Zweifelsohne einigen Rechten entsagen; aber es giebt keine so große Vortheile, die sie jener unveräußerlichen Gerechtsame berauben könnten, welche zur Sicherheit, zur Natur und zur Erhaltung der Gesellschaft wesentlich gehören. Die Karthaginenser, die die Römer in einem Friedensschluße aller Vertheidigungsmittel berauben, thun, was sie sollen, wenn sie einen unglücklichen Vertrag verletzen, in welchem sie ungerechte Sieger ihr Todesurtheil unterzeichnen ließen. Franz der I. begeht eine erlaubte Handlung, wenn er den Madrider Vertrag nicht hält, durch welchen er Burgund hätte hingeben, und sich selbst einen Feind in das Innere seiner Staaten setzen müßen. England darf das Bündniß brechen, wodurch Karl der II. seine Abhängigkeit von Frankreich und sein Sinken in der Waagschale von Europa unterschrieb. Die Regenten überschreiten allzeit ihre Vollmacht, wenn sie Verbindlichkeiten eingehen, die der Wohlfarth ihrer Staaten entgegen sind.

§. XVII. Ob man sie brechen darf?

Die Rechtschaffenheit der Souveraine wäre oft ein Verbrechen, wenn sie nicht von der Gerechtigkeit oder von ihrer Obliegenheit gegen den Staat geleitet würde. Wenn ein Bürger Verbindlichkeiten übernimmt, so schaltet er über Dinge, deren Eigenthümer er ist; findet er sich nichts desto weniger durch einen Vertrag verletzet, so giebt ihm das Gesetz Mittel dagegen an Handen, und gestattet ihm von seinen übereilten Verträgen abzugehen. Anders verhält es sich mit den Monarchen: sie sind Inhaber der Gewalt der Nationen, Wächter über ihr Glück, Erhalter ihres Vermögens, aber nicht Eigenthümer; findet sich die Gesellschaft durch ihre unklugen Verträge offenbar verletzet, findet sie ihr Glück vernichtet, ihre Sicherheit untergraben, so berechtigt sie das Gesetz der Natur, vermöge dem sich alles zu erhalten trachtet, die von ihnen eingegangenen Verbindlichkeiten aufzuheben.

Anstatt sich also vergebens zu bemühen, die Verträge nach ihren Wünschen zu drehen und zu wenden, anstatt ihnen willkührliche Auslegungen zu geben, anstatt die Welt mit unverständlichen Manifesten zu überschwemmen, so sind die Monarchen in den Augen der Vernunft vollkommen gerechtfertiget, wann das würkliche Heil und die Erhaltung ihrer Staaten sie nöthigen, Verträge zu brechen, die die Veränderung der Umstände und Zeiten ihren Unterthanen unerträglich machen. Die Handlungen der Menschen sind augenblicklich, unklug und vorübergehend wie sie; die Gesetze ihrer Natur sind allzeit weise, klug unveränderlich; die Vernunft muß die Gebrechen der Umstände verbessern.

Man sagt vielleicht, daß diese Maximen, die die Unredlichkeit unter dem Vorwande des allgemeinen Bestens mißbrauchen kann, die Bande zu zerreißen trachten, welche die Völker vereinigen, oder daß sie wenigstens die Vestigkeit ihrer Verträge erschüttern. Ich antworte, daß der ungerechte Mann nicht das Recht erwerben kann, den gerechten und schwachen zu binden. Die Souveraine und Völker mögen die Sache ansehen, wie sie wollen, so zwingt sie die Noth, sich in der Praxis darnach zu richten; sie machen oft einen übeln Gebrauch davon, aber nie wird man den Muth haben, mit gutem Gewissen einen Souverain zu tadeln, der einen für seine Nation sichtbar verderblichen Vertrag bricht. Wenigstens wird er in den unpartheyischen Augen der Nachkommenschaft gerechtfertiget erscheinen, wenn ihn auch seine oft nicht hinlänglich unterrichteten Zeitgenossen schief beurtheilen.

§. XVIII. Ungerechte Verträge können nicht binden.

Gegen ihre Unterthanen ungerechte Souveraine werden auch bald gegen andere Staaten ungerecht. Wären die Souveraine, wie sie seyn sollten, wahrhaft mit dem Volkswohl beschäftigt; opferten sie es nicht unaufhörlich ihrem Ehrgeize, ihren Leidenschaften, ihrem persönlichen, gemeiniglich von dem ihrer Völker sehr verschiedenen Interesse auf, so sähe man nicht eine solche Menge von der Unklugheit, vom Wahnsinn und von der Unfähigkeit eingegebener Verträge, die oft geradezu

wider das Wohlseyn der Völker anstoßen, und wider die sich die Natur, die Vernunft, und die Noth auflehnen müßen. Aber der Souverain ist so auffallend verdorben, daß er sich in seinen Staatsverträgen, in seinen Kriegen, in seinen Allianzen gewöhnlich nur alleine vor Augen hat; er zieht nur das gegenwärtige Interesse, nur die oft beschränkten Einsichten seiner Minister, nur die Launen derjenigen zu Rathe, die ihm gerne rathen. Das Interesse einer Nation ist nicht so unbeständig, wie das Intetesse des Menschen, der sie regiert: aber das Wohl des Staats dient dem ungerechten und veränderlichen Willen ihrer Häupter blos zum Vorwande; diese verletzen ihre Verträge mit eben so vielem Leichsinne, mit eben so vieler Unklugheit und Ungerechtigkeit, wie sie sie schließen. Sobald eine freye Nation berechtigt ist, für sich zu reden, ihr eigenes Interesse zu vertreten, sich mit ihrer auswärtigen Politik abzugeben, so kann sie für ihre Sicherheit wachen, und die Folgen der Verbindlichkeiten abwiegen, die sie übernimmt. Unter einem unumschränkten Herrn geht nur immer der Despot Verbindlichkeiten ein, sein Wille ändert sich in jeden Augenblik, der Wille der Nation wird nicht gehört. Keinem Volke auf der Erde liegt daran, daß andere Völker in der Sklaverey leben. Je freyer, je vernünftiger die Nationen sind, desto eher können, und werden sie sich einander beystehen.

Prüft man diese Grundsätze, so sieht man, daß sie nur denen mißfallen, die durch ihr gegenwärtiges Interesse, oder durch Vorurtheile geblendet werden. Der ungerechteste Eroberer will sich die Frucht seiner Gewaltthätigkeiten durch Friedensverträge sichern; er will durch feyerliche Versprechungen diejenigen binden, die seine Uebermacht

schon unterdrückt hat. Er glaubt Rechte über sie erworben zu haben, wenn er sie auf gewisse Art zu Mitschuldigen und zu Werkzeugen ihres eignen Verderbens macht. Er will Vortheile, die ihm nur die Stärke verschaffte, als Rechtstitel geltend machen; er nennt den Nothstand, in dem der Schwache durch ihn in seinen eignen Untergang willigen muß, Verderblichkeit. Wenn mich ein Räuber durch offenbare Gewalt zwingt, ihm das zu lassen, was mir gehört, erlangt er dadurch ein Recht darauf? Wenn er mir meine Einwilligung durch Gewaltthätigkeit abzwingt, wird er ein rechtmäßiger Besitzer? Darf ich Versprechungen nicht mehr wiederrufen, die man mir mit dem Dolch an der Gurgel abnöthigte? Man muß Billigkeit, man muß Redlichkeit besitzen, wenn man Redlichkeit verdienen will: die Schwäche kann ungerechte Handlungen nicht rechtmäßig machen; und das Gesetz des Stärkern ist nie ein Rechtstitel, der vernünftige Wesen zu verbinden im Stande ist.

§. XIX. Diese Grundsätze sind in der Vernunft gegründet.

Glaube man also nicht, daß diese Grundsätze die Redlichkeit aus den Verträgen zu verbannen suchen; ihre einzige Absicht ist zu beweisen, daß, wenn man das Recht, die Erfüllung eines Vertrags fodern zu dürfen, erlangen will, dieser Vertrag von der Gerechtigkeit gebilliget werden muß. Es ist wahr, ein Sieger sey noch so ungerecht, so weiß er immer seinen Gewaltthätigkeiten, sei-

nen Usurpationen, seiner Tyranney einen Anstrich von Billigkeit zu geben. Man sagt vielleicht, wenn die Souveraine diese Maximen annähmen, so würden die Sieger in der Ueberzeugung, daß sie nie das Recht, den Besiegten Verbindlichkeiten aufzulegen, erwerben können, nicht eher ablassen, bis sie sie gänzlich vertilgt hätten. Ich antworte, daß sich die Eroberer, die so oft die Erde verwüsteten, gemeiniglich nicht eher als nach der Zerstörung oder nach der Eroberung der Reiche zufrieden gaben. In den Kriegen, die nicht gerade die Eroberung zum unmittelbaren Gegenstande haben, sondern in denen sich blos ein Volk vornimmt, ein anders zu demüthigen, zu schwächen, kurz irgend eines Vortheils zu berauben, den es genießt, bestrebt sich das erste allzeit dem andern soviel Böses zuzufügen, als es im Stande ist; es würde es sogar vertilgen, wenn es sich dazu gewachsen glaubte. Was geschieht gewöhnlich? Der oft selbst erschöpfte Sieger sucht seinen Verlust durch einen Friedensschluß gut zu machen; er setzt alsdann List und Verschmitztheit in Bewegung, um den Ueberwundenen den härtesten Bedingungen zu unterwerfen; gemeiniglich willigt er nicht eher in den Frieden, als bis er sich außer Stande fühlt, den Krieg fortzusetzen. Es ist, als sähe man an den Krieg führenden Mächten einen Haufen Spieler, die ihren Verlust ersetzt haben wollen, und das Spiel nicht eher verlassen, als bis sie ganz zu Grunde gerichtet sind. Würde man izt einen Minister der verbundenen Höfe fragen, welche Wuth treibt euch den Krieg so in die Länge zu ziehen? so würde er antworten: weil Frankreich die Kosten des nächsten Feldzuges nicht mehr aushalten kann. Stellte man die nämliche Frage an einen Volksrepräsentanten in Paris, so würde die Antwort

ohngefähr dieselbe seyn. (*) Wenn der Sieger oft Macht genug übrig hätte, oder wenn er nicht fürchtete, den Argwohn anderer eifersüchtigen Mächte zu erregen, so würde er seinen besiegten Feind ohnfehlbar so unglücklich machen, als der Eroberer oder anerkannte Räuber. Aber der Friede gewährt den Siegern wie den Besiegten Vortheile; sie legen beyderseits die Waffen gerne nieder, weil sie es nöthig haben; der eine verliert willig etwas, um sich zu retten, der andere begnügt sich mit den Vortheilen, die man ihm abtritt.

Völker, und Souveraine, die ihr wollt, daß eure Friedensschlüße verbindlich seyen, unternehmet keine andere als gerechte Kriege. Wenn ihr Billigkeit fordert so zeiget selbst Redlichkeit, wenn ihr Treue verlanget, so schreibet keine unvernünftige Gesetze vor. Für euch, habsüchtige, ungerechte und unruhige Fürsten sind die Mittel, die Menschen an uns zu fesseln, nicht gemacht. Blinde Despoten, die ihr nur euren unordentlichen Launen folgt, eure Verträge können Völker nicht binden, deren Interesse ihr nie zu Rathe ziehet. Die Mächte, die sich mit euch in Bündnisse einlassen, sind mit Recht gegen einen Willen mißtrauisch, den nichts beständig machen kann, und den die Phantasie allein leitet. Die Usurpatoren und Tyrannen sind immer feig und treulos: haben sie einmal die Rechte ihrer Unterthanen verletzt, wie sollen sie sich scheuen, die Rechte anderer zu verletzen, wann sie es nur ungestraft können?

§. XX. Von

(*) Die nämliche Bemerkung macht selbst ein König, und selbst ein großer Feldherr, Friedrich II, in der Vorerinnerung zu seinen hinterlassenen Werken.

§. XX. Von den Eigenschaften, die die Staatsverträge unverletzlich machen.

Nur rechtmäßige, von der Gerechtigkeit und von der Vernunft gebilligte, der Natur des Menschen angemessene Handlungen können also wahrhafte Rechte ertheilen. Was die Gewalt entreißt, kann mit Gewalt wieder entrissen werden; was man durch Ränke erwirbt, kann durch Ränke wieder zernichtet werden; was einem die List raubt, kann durch List wieder geraubt werden. Um von Jemanden ein Recht zu erwerben muß man seine Einwilligung haben. Aber, wird man sagen, die Souveraine willigen nie ein, daß ihre Macht beschnitten werde. Der ungerechteste Feind, der ehrgeizigste Eroberer, der schlechteste Souverain entsagt ungerne der abgenommenen Beute. Ich antworte, daß die Gerechtigkeit, von der Stärke unterstützt, rechtmäßige Rechte ertheilt. Ein gerecht unternommener Krieg giebt sehr reelle Gerechtsame. Der Ueberwundene ist alsdann ein Verbrecher, der wider seinen Willen die natürliche Strafe leiden muß, die er sich mit Recht zugezogen hat, weil er die Rechte der allgemeinen Gesellschaft verletzet hat. Er mag nun wollen, oder nicht, so muß er sich den Verlust der Vortheile gefallen lassen, die er mißbraucht hat; die Gerechtigkeit verdammt ihn so wie die Stimme der großen Gesellschaft, deren Individuen, oft selbst ungerecht, dennoch Gerechtigkeit wollen, und gerne sehen, daß für das Beste aller ein den andern schädliches Glied durch die Beraubung der Mittel zu schaden gestraft

werde. Das allgemeine Interesse verbiethet ihm, die Verbindlichkeiten abzuschütteln, die ihm die Gerechtigkeit auflegt, und die das allgemeine Beste erfodert; die Macht, die ihn vertilgen könnte, ist berechtiget, ihn zur Beobachtung der ihm lästigen, aber zur Sicherheit aller nothwendig gewordenen Bedingnisse anzuhalten. Er ist alsdann ein Uebelthäter, dem man die Mittel Böses zu thun benimmt, dem man aber das Leben läßt; er kann zwar in seinem Herzen die Aufopferungen mißbilligen, die er machen muß, aber sie sind doch deswegen nicht minder gerecht.

§. XXI. Es giebt keine Macht, die die Souveraine im Zaume hält.

Es giebt in der großen Gesellschaft, deren Glieder die Fürsten und Völker sind, ein Gesetz; es ist das Resultat des Willens aller Völker, welche darin eins sind, daß sie die der Ruhe des menschlichen Geschlechts schädlich gewordenen Glieder zu bezähmen, unschädlich zu machen, und zu schwächen verlangen. Der Wille einer besondern Gesellschaft, oder das Gesetz, das diesen Willen ausdrückt, hält jeden Bürger an, die übrigen Ruhe und Sicherheit genießen zu lassen, und die mit ihnen eingegangenen Verbindlichkeiten zu erfüllen; es straft die Uebertreter, es macht die Strafbaren unschädlich, und vertilgt sie. Das Gesetz der großen Weltgesellschaft hält die Souveraine auf gleiche Weise zur Gerechtigkeit, zur Ruhe, zur Redlichkeit an. Aber es giebt keine sichtbare Macht oder Gewalt, die im Stande ist, die Fürsten oder Völker

zur Beobachtung seiner Aussprüche zu zwingen. Wenn alle Fürsten zusammen mit gemeinschaftlicher Uebereinstimmung ein Tribunal bildeten, vor welches ihre Zwistigkeiten gebracht werden könnten; wenn ihr erklärter Wille so, wie in einer besondern Gesellschaft vollzogen werden könnte, so gäbe es keinen Souverain, der sich ihren Entscheidungen nicht unterwerfen müßte; die Macht aller würde diese Gesetze unverletzlich und heilig machen. Aber die Ungleichheit der Gesellschaften, die Verschiedenheit ihres Interesse, die Uneinigkeit zwischen ihren Leidenschaften, der Mangel an Aufklärung machten bisher die nützlichsten Plane, die die Vernunft in dieser Rücksicht vorschlug, chimärisch und romanhaft. Die Souveraine und Nationen bilden eine Gesellschaft ohne Haupt, ohne Grundsätze, ohne Gesetze. Ist es demnach auffallend, wenn man sie alle Rasereyen der Anarchie fühlen sieht? Sie erkennen Gesetze an, die sie in der Praxis unaufhörlich verletzen und verhöhnen; Jeder folgt seinem besondern Interesse; die Gerechtigkeit wird nur dann gehört, wenn sie mit Macht unterstützt wird; es ist eine Gewalt nöthig, die unvernünftige Wesen zwingt, gerecht zu seyn: wo ist der, welcher die Herren der Erde diese Gewalt fühlen läßt?

§. XXII. Von dem Gleichgewichte in Europa.

Um die Macht zu ersetzen, die die Souveraine im Zaume halten soll, wurde durch stillschweigende Uebereinkunft und durch Staatsverträge in Europa ein sogenanntes Gleichgewichtsgesetz eingeführt, um der Ueber-

macht der verschiedenen Mächte ein beständiges Gegengewicht entgegenzusetzen; würde dieses Gleichgewichtsgesetz auf eine sichere Berechnung der Kräfte eines jeden Europäischen Staates gegründet seyn, wendete man es immer auf würklich vorhandene, und nicht oft nur auf eingebildete Fälle an, wäre es nicht von der Eifersucht, von dem Hasse, und vom Neide eingegeben, und würde es alsdann getreulich aufrecht erhalten, so sicherte es unserm blühenden Welttheile die Ruhe; allen Nationen, aus denen er besteht, läge ohne Zweifel an der Unterhaltung dieses Gleichgewichts, von dem ihre Sicherheit abhängt. Das Gleichgewichtssystem müßte die Europäischen Staaten von den Moskowitern und Türken an bis an das stolze Brittanien, ausschließlich der erstern und einschließlich des letztern, in einen großen Staatenbund, wie jeder einzelne Staat seine Individuen, umfassen.

Die Gränzbezirke der Glieder dieses großen Staatenbundes sollten durch die von der Natur selbst vorgezeichneten Gränzmale, nämlich durch Seen, Flüße, große Wälder und Gebürge genau bestimmt, und für ewig unverletzlich und heilig angenommen werden. Jeder neue Ländererwerb der Regenten eines einzelnen Europäischen Staats wäre demnach unerlaubt.

Der große Staatenbund dürfte sich so wenig in die Verfassung der besondern Nationen mischen, als der Staat in die Familien-Angelegenheiten seiner Individuen.

Alle Europäische Staaten zusammen würden denjenigen aus ihnen, der einem von ihnen Unrecht thäte, wo nöthig selbst mit Gewalt zurechtweisen.

Alle zusammen würden den gemeinschaftlichen Gebrauch der Meere und Flüße unter sich bestimmen.

Alle zusammen würden sich endlich gegen jeden Feind vereinigen, der von einem andern Welttheile her ein einzelnes Glied des großen Europäischen Staatenbundes bedrohte.

Europa gliche durch dieses System einer großen Familie, deren sämmtliche Glieder durch gemeinschaftliche Bande vereiniget werden. Es giebt keine Begebenheit, welche nicht die Aufmerksamkeit anderer auf sich zieht, die diese Familie von Souverainen ausmachen. Weil sie aber unaufhörlich durch Interesse, Vorurtheile und Leidenschaften getheilt werden, so ist ihre Verbindung wider die Ungerechtigkeit von keiner Würkung; alle Entscheidungen werden der Stärke oder List überlassen; unter dem Vorwande das Gleichgewicht aufrecht zu erhalten, bestrebt sich ein Jeder es an sich zu reißen. (*) Die Verträge werden willkührlich ausgelegt; die Politik ist eine räthselhafte und geheimnißvolle Wissenschaft, ein Meer von Schwierigkeiten. Jeder bemüht sich die Gerechtigkeit nach seinen Absichten zu drehen; die ungerechtesten Fürsten berufen sich auf Gerechtigkeit; alle geben vor, sie hätten nichts anders zum Gegenstande, als den Wunsch, die ihrer Sorgfalt anvertrauten Nationen zu erhalten; die Habsucht, der Ehrgeiz, der Eigensinn bedecken sich mit dem Mantel der Liebe für das allgemeine Beste. Verträge, die das persönliche Interesse eines im Namen seines Volkes sprechenden Souverains eingab, sind veränderlich und augenblicklich. Negociren ist nichts weiter als die Kunst, deren sich die Schwäche bedient, um die Macht einzuschlä-

---

(*) Der alte Weltbürger Syrach hat in seinem Sendschreiben an Frankreichs Nationalconvent Seite 97 u. f. herrliche Bemerkungen über das Gleichgewichtssystem unserer dermaligen Europäischen Souveraine gemacht.

fern. Die unbilligsten Ansprüche werden oft mit den glänzendsten Farben geschildert, die sehr oft den geübtesten Scharfsinn blenden; der Friede ist gemeiniglich nur die Würkung der Entkräftung beyder gleich unvernünftigen Theile, die aber außer Stand sind, sich länger zu schaden: diejenigen, die der Krieg am meisten zu Grunde gerichtet hat, geben auf eine Zeitlang den glücklichern Siegern nach; und um ihre Versprechungen wieder zu brechen warten sie nur die Gelegenheit ab, es ungestraft thun zu können. Strafbare Sieger werden von Besiegten betrogen, die oft ohne Grund kindische und eingebildete Vortheile zurückfodern, welche sie für wesentlich und als unveräußerliche Rechte ansehen. Auf die Ungeschicklichkeit einiger Minister, auf Betrug, auf den Wunsch, einander zu übervortheilen gegründete Allianzen sind von keiner Dauer. Die Garanten, deren Redlichkeit und Macht die Vollstreckung der feyerlichsten Verträge verbürgen zu müßen scheinen, ändern selbst ihre Grundsätze, stoßen selbst ihre Vestigkeit um, und begünstigen die Verletzung der Friedensschlüße, für deren Beobachtung sie wachen sollten. Ja es giebt sogar Mächte, die andern Staaten gerne die Garantie ihrer Staatsverträge aufdringen möchten, um dadurch einen Vorwand zur Theilnahme an ihren Staatshändeln zu bekommen, und vom Zwiste anderer Nutzen zu ziehen. Eine barbarische, mit der Gerechtigkeit und der Vernunft unbekannte Rechtsgelehrtheit wird unter den Völkern eingeführt, die nur zu leben scheinen, um sich einander zu Grunde zu richten. Ein übelverstandenes Staatsinteresse, die Convenienz werden gerechtsame; sie berechtigen den Stärken, den Schwächern zu unterdrücken, ihn unversehens anzugreifen, ihm die rechtmäßigsten Vortheile zu rauben, und alles das aus Argwohn

und unter eitelm Vorwande. Der Besitzstand, die glückliche Usurpation, eitle Formalitäten, willkührliche Auslezungen werden eben soviele Rechtstitel, die Jeder aufsucht, um es andern zuvorzuthun, und sie sind die wichtigen Gegenstände, mit denen sich die Geschäftsmänner abgeben. Das Schicksal der Völker hängt von einem zweifelhaften Vorte ab, das ein Jeder nach seiner Art erklärt; daher jene kindischen Zänkereyen, welche nicht eher aufhören, als bis grausame Kriege gemeiniglich auf sie folgen. Die Nationen bezahlen mit ihrer Ruhe, mit ihren Schätzen, mit ihrem Blute die Ungeschicklichkeit, die Eitelkeit, die Kurzsichtigkeit derjenigen, die für sie die Staatsgeschäfte besorgen. Unter Völkern und Souverainen, die gleich ungerecht und unvernünftig sind, ist die Vernunft ein Verbrecher, und sie weiß nicht, welche Parthey sie ergreifen sol; die Stärke allein entscheidet ihre Zwistigkeiten, und ihre Verträge sind nur ein Gewebe von Treulosigkeiten, vor Lügen und Betrügereyen.

Es ist sich nicht zu wundern, wenn man in dem Thun und Lassen der meisten Fürsten soviele Schelmereyen und so wenig Redlichkeit findet; die Vortheile ihrer Völker kommen gemeiniglich, wie wir sahen, weder in ihren Kriegen, noch in ihren Friedensschlüßen in Betracht; sie regieren nur für sich selbst; sie ziehen bey ihren Schritten nur ihren eignen Ehrgeiz, ihre Eitelkeit, den Wunsch ihrer Familie mehr Größe zu verschaffen, und die persönlichen Absichten ihrer Minister zu Rathe; die Nationen dienen nur zu Werkzeugen, sie ganz und gar nichts angehende Entwürfe durchzusetzen. Es scheint, die Natur habe alle Völker nur darum gebildet, daß sie Ballen der Leidenschaften einer kleinen Anzahl von Fürsten seyn sollten, welche ohne ihre Unterthanen zu fragen, über ihr

Schicksal, über ihre Person, über ihr Vermögen, über ihr Leben schalten, und sie ohne Unterlaß ihren eignen Thorheiten aufopfern.

Dieses sind die Quellen jener blutigen Streitigkeiten, jener dunkeln und endlosen Zänkereyen, die fast unaufgesetzt die Ruhe der Völker stören. Aus Leidenschaft, Wahnsinn und gegenwärtigem Interesse läßt sich immer die falsche und alberne Politik der Fürsten die Sorge, der Gesellschaften um sie her zu schaden, weit angelegener seyn, als das Streben denjenigen Gutes zu thun, die ihnen das Geschicke anvertraut hat; unaufhörlich beeifet, andern das zu rauben, was sie besitzen, vernachläßigen sie den Genuß der Vortheile, die sie in Händen haben; aus Heißhunger ihre Nachbarn aufzureiben, vergessen sie ihre Unterthanen glücklich zu machen. Die Nationen leben deswegen in einem beständigen Kampfe; dieß ist der Weeg, der sie gewöhnlich zum Verderben führt; diejenigen, die sie zum Wohlseyn führen sollten, sind die unmittelbaren Ursachen, oder die wahren Stifter ihres Unterganges.

Von der Auflösung der Staaten.

§. I. Wie sich die Staaten auflösen.

Die Natur führt beständig alles, was existirt, seiner Vernichtung zu; die physischen und moralischen Wesen gehorchen früher oder später diesem unvermeidlichen Gesetze. Die menschlichen Gesellschaften, ihre Regierungen, ihre Gesetze, ihre Anstalten, ihre Meynungen, ihre Wohnungen sogar ändern sich, und verschwinden bisweilen. Die Menschen, diese veränderlichen Wesen, leben in einem immerwährenden Kampfe gegen einander; der Bürger handelt dem Bürger zuwider; die verschiedenen Stände eines Staats liegen sich fast ununterbrochen in den Haaren. Die Souveraine und die Unterthanen befinden sich unaufhörlich mit einander im Streite; die Nationen streben beständig den Nationen entgegen; die den Gesellschaften, wie den Individuen gemeinen Leidenschaften sind die Bewegursachen, welche die verschiedenen Veränderungen in der moralischen Welt hervorbringen;

aus dieser immerwährenden Collision entspringt am Ende die Auflösung der Staaten.

Die Staaten tragen so, wie die menschlichen Körper, den Keim ihrer Zerstörung in sich: sie genießen wie sie eine mehr oder minder dauerhafte Gesundheit; sie sind, gleich ihnen, entweder Krisen, die sie schnell hinwegraffen, oder langwierigen Krankheiten unterworfen, von denen sie nach und nach abzehren, weil sie unvermerkt die Lebens-Principe angreifen. Die Gesellschaften haben also wie die Kranken ihre Rasereyen, ihre Hitzanfälle, ihre Revolutionen: unter einem betrügerischen äußerlichen guten Ansehen liegen oft heimliche Uebel verborgen; der Tod selbst folgt schnell auf die stärkste Gesundheit. Die wenigsten Menschen erreichen ein Alter von siebenzig Jahren; die wenigsten Staaten zählen 1500. Jahre ihrer Dauer. Die immer geschäftige Natur erzeugt bisweilen auf einmal Männer, die einen Staat von seinen Uebeln heilen, und ihn so zu sagen aus seiner Asche wieder in's Leben rufen; öfter noch läßt sie aus dem Schooße der Nationen zerstörende Wesen hervorgehen, die sie in einem Augenblicke in den Abgrund stürzen.

Ein Staat löst sich auf, sobald ihm die häufigen Gebrechen seiner Regierung die Sicherheit, die Kräfte, und die zur Aufrechterhaltung des Ganzen nöthigen Sitten rauben. Ein politischer Körper wird demnach von seiner Auflösung bedroht, wann sich seine Souveraine nicht angelegen seyn lassen, in ihm den Geist zu nähren, der ihn in Ansehung seiner Bedürfnisse beseelen muß; wann sie vergessen, das Gleichgewicht unter seinen Kräften zu erhalten, und wann sie von einem Zweige der Staatsverwaltung alle übrige verschlingen lassen; wann eine Nation durch ein innerliches Gebrechen aufhört, die

Macht, den Rang, die Achtung zu genießen, die sie unter den übrigen nach den Vortheilen haben soll, welche ihr die Natur gab: diese Vortheile werden durch die Anzahl der Staatsbewohner, durch ihren Kunstfleiß und ihre Talente, durch ihren Reichthum und ihre Hülfsquellen, durch die Güte ihres Bodens, durch dessen Umfang und Lage bestimmt. Eine Nation löst sich auf, wann die Grundsätze ihrer Regierung verdorben, wann die Gesetze schlecht und kraftlos sind; wann die höchste Gewalt eine Verschwenderinn, eine Schuldenmacherinn ist, und verachtet wird; wann sie aus Habsucht und Geiz das Volk aussaugt und zur Verzweiflung bringt; wann sich die Anarchie aller Stände bemächtiget, und einer den andern geringschätzt; wann sich die Bürger von einander absondern, und von ihrem Vaterlande trennen; wann sie Bürgerkriege gegen einander bewaffnen; wann man gewaltthätig ihre Regierungsform ändert; wann eine fremde Nation sie theilen, sie zernichten, und ihnen ihre Unabhängigkeit rauben will; eine Nation befindet sich endlich im Stande der Auflösung und des Untergangs, wann die Federn der Regierungsmaschine verbraucht sind, und wann alle Gemüther vom Luxus gegen alles Nützliche unempfindlich, gegen das öffentliche Wohl gleichgültig, und Tugendverächter geworden sind: der Staat hat alsdann keine Bürger mehr, er ist mit lasterhaften, gegen ihr Vaterland abgeneigten Wesen angefüllt, welche blos eine unordentliche Sucht nach Reichthümern, Vergnügungen und Eitelkeiten beseelt.

§. II. Verfall der alten Reiche.

Was ist aus jenen berühmten Völkern geworden, deren Annalen wir mit Bewunderung lesen? Welches Schicksal hatten die so weisen Anstalten des arbeitsamen Aegyptiers, der so bepriesene Reichthum des Assyriers, des Persers und Mediers, die Eroberungen des Macedoniers, der ausgebreitete Handel des Tyriers und Karthaginiensers? Was ist endlich noch von jenem Volke übrig, das alle andere Völker besiegte, das zuletzt alle Reiche der Welt verschlang, und dessen Bürger soviele Könige beherrschten? Ach! ihre Regierungen sind umgestürzt, ihre Gesetze abgeschaft, ihre Wohnsitze und ihre erbeuteten Schätze unter Barbaren vertheilt: von allihrer Größe sind nur noch ungestaltete Denkmäler übrig, deren stolze Ruinen uns noch eine unnütze Ehrfurcht gegen eine Macht einprägen welche nicht mehr ist.

Selbst die Gesetze und die Namen der Solone, der Lykurge und der Numa sind nicht mehr unter den Barbaren bekannt, die heut zu Tage das alte Vaterland der Freyheit und des Ruhms im Besitze haben! Die weisesten Gesetze konnten sie nicht vor ihren eignen Thorheiten, vor der Wuth der Factionen und der Kriege, vor dem Fanatism der Eroberungen, und vor dem Gift des Luxus bewahren, das noch weit schädlicher ist, als alle Geißeln der Menschen. Möchte uns doch die Vorzeit ein getreuer Spiegel der Zukunft seyn; sie würde uns lehren, daß die mächtigsten und kriegerischesten Nationen, daß die weisesten Regierungen, daß Verfassungen, welche

der Zeit und Unbeständigkeit der Menschen zu trotzen scheinen, früh oder spät dem Gesetze einer Natur gehorchen müßen, welche will, daß alles ein Ende habe.

§. III. Hebung der Einwürfe dagegen.

Man sagt aber vielleicht, wenn alle Nationen ihrem Geschicke unterliegen müßen, wenn sie sich als Opfer des von dem Schicksale dictirten Gesetzes und der Revolutionen des Erdballs durch einen unglücklichen Hang immer zu ihrem Untergange neigen müßen, wozu ist es nöthig, sich mit Uebeln abzugeben, die doch einmal ihren Lauf haben sollen? Was hülft es über den Vorzug zu streiten, den eine Regierung vor der andern verdient? Welche Würkungen können jene so weisen Gesetze, jene so gepriesenen Verfassungen, jene so kluge Politik, jene Tugenden selbst hervorbringen, die man als die Stützen der Reiche betrachtet? Ueberlassen wir uns nicht dem traurigen Gedanken an unsere Drangsalen; lassen wir uns lieber so sanft als möglich von der unwiderstehligen Macht der Noth dahin reißen, und erschweren wir uns nicht durch niederschlagendes Nachdenken die Unglücksfälle, wider welche wir keine Mittel wissen: genießen wir zufrieden die Gegenwart, wie sie ist, und werfen wir nicht unsere Augen auf eine Zukunft, die so gerne unsere Ruhe stört.

So sprechen verdorbene und eitle Menschen, in denen vom Laster die Liebe zum Vaterlande und die Zärtlichkeit für ihre Nachkommenschaft erloschen ist. So drücken sich unempfindliche Sclaven aus, in denen der Despotism alles bis auf das Verlangen ihr Schicksal geändert zu

sehen erstickt. Aber sind denn die Nationen ohne Rettung? Will man daraus, weil der Mensch einmal sterben muß, den Schluß ziehen, daß man ihn seinem Schicksal überlassen soll, sobald ihn eine Krankheit danieder wirft? Sind die Gesetze, die Freyheit, das Sanfte einer Regierung keine Güter, weil ihre Dauer nicht ewig seyn kann? ist die Gesundheit ein verächtliches Gut, weil früh oder spät Schwachheiten auf sie folgen? Sind Vernunft, Klugheit, Tugend, Freyheit verwerfliche Dinge, weil sie oft ohnmächtige Schutzwehren gegen die Macht, gegen den Wahnsinn, gegen das Verbrechen, gegen die Tyranney sind? Glauben wir das ja nicht. Wenn die Nationen nicht gestimmt sind, ein unveränderliches Glück zu genießen, so muß doch nichts desto weniger ihr Wohlstand der beständige Gegenstand ihrer Wünsche seyn; ist gleich ihr Wohlseyn vergänglich, so muß es doch den Gesetzgeber, den Politiker, den denkenden Bürger, und den rechtschaffenen Mann beschäftigen, dem sein Vaterland am Herzen liegt.

Wir wollen demnach die in die Sinne fallende Ursachen ihrer Auflösung in den verschiedenen Regierungsformen aufsuchen: wir wollen, wo möglich, bis zur Quelle des Staatenverderbnisses hinauf steigen; wir wollen daraus, daß die Unerfahrenheit die Menschen fast immer hindert, den Uebeln, die sie plagen, hinlängliche Dämme entgegen zu setzen, nicht folgern, daß sich der zu lange in einer beständigen Kindheit zurückgehaltene Geist des Menschen nie emporschwingen könne. Verzweifeln wir nicht an seiner Thätigkeit; erwarten wir ein sanfteres Schicksal von Fortschritten der Aufklärung: schon fängt Frankreich an, aus seiner eignen Raserey heilsame Lehre zu ziehen, die auch Holland benützt; und

Polen wird sich in seinem gerechten heiligen Aufstande nicht zum zweiten Male übereilen: dürfen wir unser eignes Geschicke nicht ändern, so säen wir für unsere Nachkommenschaft: zeigen wir ihnen die Klippen, an denen ihre Väter gescheitert sind; machen wir sie mit den Folgen ihrer unklugen Regierungen, ihrer fehlerhaften Gesetzgebungen, ihrer gefährlichen Vorurtheile, ihrer albernen Gebräuche, ihrer verderblichen Laster bekannt; zeichnen wir das Gemählde der Thorheiten vor, die sie zum Untergange führen: sammeln wir Erfahrungen für diese Nachkommenschaft, mit welcher sich jeder rechtschaffene Mann mit Wärme abgeben muß, und schmeicheln wir uns mit der tröstenden Hoffnung, daß einst unsere Abkömmlinge mit Hülfe der Umstände und unsers Nachdenkens weiser und glücklicher seyn werden als wir. Schon ist soviel Licht über ganz Europa verbreitet, daß es alle Despoten und Despotenknechte zusammen, wenn ihre Zahl auch Millionen wäre, nicht mehr auslöschen können. Dieses Licht kann freylich noch hie und da sengen und brennen: aber darum, weil die Sonnenhitze im heißesten Sommer manchmal eine Strecke Waldes ansteckt und vernichtet, bleibt der Sonne Licht und Wärme nicht minder wohlthätig für das Universum.

§. IV. Ursachen der Auflösung unumschränkter Monarchien.

Viele Leute schreiben der Monarchie ausgezeichnete Vortheile vor andern Regierungsformen zu. Je einfacher

eine Monarchie ist, mit desto mehr Leichtigkeit scheinen die Staatsfedern zu spielen. „Ein Staat," sagt der Verfasser des Ideals einer vollkommnen Staatsverfas„sung (*), „in dem die Gewalt unter mehreren ver„theilt ist, gleicht einem Baume, dessen Wachsthum „langsam geht. Alle Arten von Insecten nisten sich „auf ihm ein; blos darum, weil kein gesünder Wachs„thum da ist." Allein der gesunde Baum, den der Verfasser als Bild einer unumschränkten Monarchie aufstellen will, hebt freylich gleich einem unumschränkten Monarchen sein Haupt schnell und stolz in die freye Luft empor; aber die Pflanzen, die unter ihm stehen, können nicht gedeihen, weil er ihnen durch die ungehinderte Ausbreitung seiner Aeste die Luft und Wärme benimmt. Es ist wahr, daß die Macht in einer Monarchie überall ungehemmt würkt, wo es die Noth erfodert, weil sie in den Händen eines einzigen Oberhauptes ist, das ungetheilt regiert; aber auf einer andern Seite kann eine zu große Macht, wenn sie einem Einzigen anvertraut ist, gar leicht eine Gesellschaft unterjochen, welche ihrem Souverain allzeit nur getheilte Kräfte und Uneinigkeit in ihren Gesinnungen darbiethet. Deswegen artet eine Monarchie fast immer in Despotism aus. Freylich waren die Decemvirs in Rom, die wegen dem Streite zwischen den Patriciern und Plebejern (dem Adel und dem *Tiers-etat*) gewählt wurden, um Gesetze zu machen und den Staat umzubilden, — und die Decemvirs in Paris vom 31ten Mai 1793. bis zum 27ten Juli 1794. so tyrannisch als

Tar-

(*) Urania herausgegeben v. J. C. Ewald. 1795. Juni. S. 403.

Tarquin und Ludewig der *XIV*. Aber die Tarquine und Ludewige verhalten sich zu den Decemvirs wie 100. zu 1. Alle Zeitalter liefern uns Beyspiele von den Folgen der greulichen Mißbräuche einer Gewalt, durch welche alle Kräfte des Staats den Phantasien eines Despoten aufgeopfert werden.

Selbst wann eine Monarchie auch nicht bis zu dieser schimpflichen Ausschweifung ausartet, so muß die Ungleichheit und Verschiedenheit, die nothwendiger Weise unter den Talenten, Characteren und Leidenschaften der auf einander folgenden Monarchen herrscht, beständige Veränderungen in der Regierung hervorbringen. Ist der Wille des Hauptes die einzige Richtschnur der Nation, so muß er jeden Augenblick Revolutionen in den Gesetzen, in den Anstalten, in den Grundsätzen der Staatsverwaltung, in den Ideen erzeugen. Es kann nirgends etwas dauerhaftes geben, wo der Eigensinn von einem Tag zum andern alles ändern kann; wenn der nämliche Mensch in den verschiedenen Zwischenräumen seiner Dauer nicht immer mit sich selbst eins ist, wie erst, wenn der Staat nach und nach in die Hände von Fürsten oder Ministern geräth, die nichts von ihren Vorfahrern gemein haben?

Man sieht daher, daß ein monarchischer Staat seiner Wesenheit nach beständig wanken muß, und daß ein allgewaltiger Herrscher durch seine Unklugheit seine Nation leicht ihrem Untergange zuführen kann. Fast immer befinden sich die Zügel der Regierung in Händen, die zu ungeschickt sind sie zu leiten. So hängt das Schicksal aller fast einzig von den Eigenschaften eines einzigen Menschen ab; besitzt er zufälliger Weise Genie, Fähigkeit, und die zur Regierung nöthigen Tugenden, so kömmt meistens ein Nachfolger an seine Stelle, dessen

Schläfrigkeit, Unfähigkeit, Thorheit oder Niederträchtigkeit in einem Augenblicke all das Gute zernichtet, das alle seine Vorfahren mit Mühe und Sorgfalt seinem Volke erwiesen. Wenn nicht die Monarchie durch Gesetze beschränkt wird; wenn nicht die Nation durch irgend einen Körper, der die höchste Gewalt mäßiget, repräsentirt wird, so dreht sich die Last der Staatsverwaltung, so zu sagen, um eine einzige Achse, die, wenn sie bricht, den Staat in Gefahr setzt. Die Ungerechtigkeit, die Ungeschicklichkeit, die Unklugheit eines Einzigen sind gewöhnlicher, als die einer großen Anzahl; eine Nation fühlt auf der Stelle die Würkungen der schlechten Eigenschaften ihres Oberhauptes; ist es verdorben, so werden seine Laster von den Großen, die es umgeben, getreulich nachgeahmt, und schnell unter die niederern Stände verbreitet; ein ausgelassener Hof macht bald seine Nation lasterhaft; eine unbeständige Regierung bringt keine Bestigkeit in die Gemüther ihrer Unterthanen. Pracht liebende und eitle Herren verbreiten den Geschmack an Pracht und Eitelkeit unter einem ganzem Volke.

Ist der Fürst gleichgültig, zerstreut, unfähig selbst zu regieren: so fällt die höchste Gewalt in die Hände einiger Günstlinge, einiger Weiber, einiger wenigen durch die Cabale und Intrigue empor gehobenen Menschen, die beständig unter sich uneins, sich weit weniger mit den mühsamen Arbeiten der Staatsverwaltung, als damit beschäftigen, sich auf ihrem Platze und bey Gunst zu erhalten, und ihre Nebenbuhler zu stürzen. Wie soll unter solchen Fürsten die Staatsgewalt, die wegen schmutzigem Interesse getheilt, die ohne System ist, und sich mit dem Augenblicke abgiebt, etwas, das durch seine Folgen

wichtig wird, unternehmen, und für das öffentliche Wohl wachen können?

Ist der Monarch geschäftig; so zieht der Krieg all sein Augenmerk auf sich; das Blut der Völker fließt zu seinem Zeitvertreibe; er spielt auf eine grausame Weise mit dem Unglücke seiner Staaten; er freut sich über die Verheerungen, die er bey seinen schwachen Nachbarn anrichtet. So wird das Leben und das Vermögen der Unterthanen auf eine thörichte Art verschwendet; und oft bleibt ihnen von ihren Siegen nichts übrig als eine lange Entkräftung. Die durch Raserey der Könige veranlaßten Unfälle der Völker stehen in den Annalen der Welt geschrieben; auf jedem Blatte finden wir sie mit blutigen Buchstaben aufgezeichnet. Die Monarchen halten sich nur um so mächtiger, je mehr Böses sie den Erdebewohnern zufügen können.

Die Könige haben keine wahren Begriffe von Größe und Ruhm, und glauben deswegen, sie bestünden in Pomp und Pracht, welche unzertrennlich von der Monarchie geworden sind. Nichts ist seltener als ein ökonomischer und einfacher Fürst. Man schwätzt einem Könige unaufhörlich von dem Glanze des Thrones vor. Unter einem Pracht liebenden Fürsten wird das Mark der Völker ohne Unterlaß in kostspieligen Festen, mit eiteln Vergnügungen, durch prächtige Gebäude verzehrt, die den Augen der Nation den Uebermuth eines Herrn vormalen, welchen sie zu unterhalten gezwungen ist. Mit Wehmuth sieht sie Denkmäler aufführen, die sie arm machen; sie schmachtet in Dürftigkeit, und blickt mit blutendem Herzen auf die Pracht eines ausschweifenden Hofes hinauf, der auf ihre Kosten im Ueberfluße schwimmt. Sehr oft reichten die Schätze, die verzehrt werden, um die Eitelkeit einiger

Monarchen zu weiden, hin, ein ganzes Volk glücklich zu machen.

Der Monarch hat einen zu erhabenen Rang, als daß er nahe genug die Bedürfnisse seiner Völker sehen könnte: alles um ihn her lebt in Zerstreuung und Ueberfluß; seine Rathgeber sind an dem öffentlichen Elende mit Schuld, und es ist ihnen stets daran gelegen, dasselbe ihm zu verheelen und zu unterhalten. Feige Wohldiener übertreiben das Glück, das sie unter seinen Gesetzen genießen; oder werden wohl Schmeichler, Höflinge, Minister seine Seele durch das Schauspiel des Elendes betrüben wollen? Nein. Aus Interesse verbirgt man vor ihm die Uebel, die unfähige oder verdorbene Menschen anrichten. Fodern, daß der Hofmann die Wahrheit sage, heißt fodern, daß er gegen sich selbst den Ankläger mache. Ein Monarch kann nie die Wahrheit wissen; er kann sie höchstens errathen: aber bald wird er vom Hoflärm betäubt, und sie verschwindet vor seinen Augen.

Einen Staat regieren ist eine ernsthafte und mühsame Beschäftigung, deren Wichtigkeit die Könige gemeiniglich nicht kennen, oder deren Detail ihnen schreckbar scheint. In der Faulheit eingeschläfert, in Vergnügungen unterhalten, von der Schmeicheley eingewiegt, sind die Fürsten gewöhnlich nichts als starke Kinder, die mit den Staatsgeschäften unbekannt, einer anhaltenden Aufmerksamkeit nicht empfänglich sind, und denen Arbeit und Nachdenken gehäßig vorkommen. Um einen Staat zu leiten, werden Männer, — wird Erfahrung, Kraft und Genie erfodert, und nur zu oft sind es gerade die schwächsten Sterblichen, die die Reiche regieren! So fassen also allmählig und ohne Vorwissen des Monarchen die Uebel

einer Nation tiefe Wurzel, und er wird nicht eher ihre Drangsalen gewahr, als mit seinem eignen Sturze.

Der unermeßliche Raum, den der Thron zwischen dem Souverain und dem Volke einnimmt, entfernt das Verdienst aus den niedern Classen und jene bescheidnen Tugenden von ihm, die in der Dunkelheit umherwandeln. Unter einem Fürsten, der durch fremde Augen sehen muß, werden die Talente von elfersüchtigen Höflingen verdrungen; die stets unverschämte Unfähigkeit ist im ungerechten Besitze der Gunst und der Belohnungen: die Nation wird kleinmüthig; Niemand bemüht sich Kenntnisse zu erwerben; sie sind in einem Staate unnütz, wo die List, die Niederträchtigkeit, die Verwegenheit die Aemter besetzt. Ein ungerechter Vorzug, den man immerwährend der Geburt, dem Reichthume, der Gunst, der Intrigue giebt, hindert die Talente, sich durch einen Haufen von Höflingen durchzuarbeiten, welche immer glauben, die Wohlthaten des Monarchen gehörten ihnen mit Ausschluß aller anderer.

Weil die Eitelkeit in der Monarchie mehr als unter einer jeden andern Regierung die Staatsgewalt begleitet; weil sie sich mit nichts als mit einer unnützen Pracht brüstet, die anfangs die Höflinge nachäffen, die aber nachher von den verschiedenen Ständen der Nation nachgeahmt wird, so wollen alle dem Souverain oder denjenigen gleichen, die ihn umgeben; man macht sich die Pracht und den Aufwand streitig; es entflammt sich in allen Herzen eine ausschließliche Sucht nach Reichthum, die unter dem Namen Luxus bekannt ist, welcher, wie wir bald sehen werden, ein nagender Wurm ist, der den Staat aufreibt. Der Luxus ist, so zu sagen, ein von der Monarchie unzertrennliches Uebel; die Gunst, die Geburt,

der Reichthum führen dort ein zu großes Mißverhältniß unter den Bürgern ein. Unter einem Könige ist die Eitelkeit ansteckender als unter einer republikanischen Regierung, wo die von der Freyheit eingeführte Gleichheit und die Gesetze den Glanz der Machthaber minder nothwendig machen.

Sage man ja nicht, daß eine weise Erziehung des künftigen Monarchen allein im Stande sey, allen diesen Uebeln vorzubeugen, und daß eine weise Erziehung unter der Aufsicht des Vater-Regenten am untrüglichsten durch einen Erziehungsrath bezielet würde, dessen Glieder die Weisesten und Besten der Nation seyn müßten, und nie eine Staatsbedienung annehmen dürften. Nero hatte den weisen Seneca zum Lehrer, und doch wurde er der abscheulichste Tyrann von der Welt.

§. V. Ursachen der Auflösung beschränkter Monarchien.

Wann der Monarch einzig und allein die vollziehende Gewalt besitzt, eine Gewalt, die besonders Einheit erheischt, wann er also die Militärgewalt in den Händen hat; und wann er eben so nach Belieben Gnaden austheilen, als öffentliche Einnehmersstellen vergeben darf; so gelingt es ihm durch diese zwey Mittel früh oder spät, sein Volk zu demüthigen, sobald er von seiner Seite entschlossen, und das Volk oder dessen Repräsentation uneinig und getheilt ist. Gewalt jagt Furcht ein, Belohnungen verführen, und der Souverain unterjocht zuletzt all

diejenigen, deren Stimmen er nicht kaufen kann. Ein Monarch überwiegt nothwendiger Weise eine felle Nation, die gerne ihre Freyheit verkauft; er wird sicher ihr unumschränkter Beherrscher, wann sie der Durst nach Geld verdorben hat; sobald die Liebe zu Reichthümern die herrschende Leidenschaft einer Nation geworden ist, so bahnt sie allzeit den Weeg zum Despotism. Die Bürger, die nach den National-Repräsentanten-Stellen trachten sehen ihre Plätze nur als Mittel an, Reichthümer, Titel, und einträgliche Aemter zu erlangen; sie kaufen alsdann von einem habsüchtigen und selbst verdorbenen Volke das Recht, es wieder an den Souverain zu verkaufen, der sie bereichern, mit Titeln und Ordensbändern zieren, und zu wichtigen Posten berufen kann. Die Freyheit ist allzeit in einem Lande precaire, wo der Monarch der ausschließliche Besitzer alles dessen ist, was die Eitelkeit und die Habsucht der Menschen reitzen kann; sie kann nur dann auf einem vesten Fuße stehen, wann dem Souverain die Mittel genommen sind, wodurch er unterjochen und verführen kann, und wann jeder Staatsdiener der Nation für sein Betragen verantwortlich gemacht wird. Gegen nichts wird mehr gesündiget, als gegen eine Freyheit, die ihre Vertheidiger verletzen, oder vergeben können, ohne fürchten zu dürfen, daß sie von ihren Wahlmännern dafür gestraft werden; nichts ist von einer kürzern Dauer, als eine Freyheit, die diese Wahlmänner ohne Prüfung Bürgern anvertrauen, von denen sie selbst mit Geld erkauft worden sind.

Das Volk und seine Repräsentanten sind in einer vermischten Monarchie im Besitze, ihre Wünsche zu erklären, und schreiben daher dem Souverain und seinen Ministern Gesetze vor; aber das so leicht zu berauschende,

des Fanatism, der Leidenschaft empfängliche, und gemeiniglich unvorsichtige Volk verleitet die Regierung oft zu verderblichen und übereilten Schritten. Die höchste Gewalt kann nicht immer der Unvernunft des Volkes und seiner Repräsentanten einen hinlänglichen Damm entgegensetzen; ihre Klugheit muß bisweilen dem reißenden Strome einer unklugen Menge nachgeben. Treibt eine Nation Handel, so richtet ihre Habsucht ihre Augen auf diesen Gegenstand allein: sie vernachläßiget den Ackerbau, oder würdiget ihn herab, sie verwendet ihre Kräfte, um ihren Geiz und ihre Sucht nach Reichthum zu stillen, unter dessen Last sie früh oder spät erliegt, vorzüglich wann zuletzt der Luxus den Patriotism und die zur Erhaltung eines Staats nöthigen Tugenden vernichtet.

Wann eine vermischte Regierung dem Volke nicht das Vermögen, Zügellosigkeiten auszuüben, benimmt, so hat sie sehr oft die Ungemächlichkeiten einer Volksregierung auszustehen. Enthusiasten, Betrüger, politische Charlatane haben alsdann wie in einer Demokratie die Gewalt, den Pöbel aufzuhetzen, seine Wuth zu reitzen, ihm die gerechtesten, die nützlichsten, die vernünftigsten Schritte und Unternehmungen verdächtig zu machen, kurz sie bringen ihn wider sein wahrhaftes Interesse auf, sobald ihre eignen ihre Rechnung nicht finden. So theilt sich die Nation in Partheyen, in Factionen, in Cabalen, und die Folgen hievon sind die nämlichen, welche den Ruin einer Volksregierung nach sich ziehen. In gemischten Monarchien giebt es Redner, Demagogen, Schurken, die sich durch Volksgunst bis in den Rath der Könige emporschwingen, die diese Könige selbst im Namen der Nation tyranniſiren, die, mit der Gewalt des nämlichen Monarchen begleitet, wider seinen Willen seine Gnaden austhei-

len, und die sich derselben bedienen, um die Nation kleinmüthig zu machen, zu kaufen, zu theilen, und ihre eigne Macht zu begründen. Ein geschickterer und verschmitzterer Monarch übertritt hinterlistiger Weise die Gesetze, die er nicht verletzen darf, oder macht von seinen zu großen Vorzügen Gebrauch, benützt die öffentlichen Uneinigkeiten, und setzt es allmählig durch, daß er Mitschuldige an seinen Eingriffen findet, und seiner Nation Fesseln anlegt.

Der Parthey- und Factionengeist theilt in gemäßigten Monarchien die Unterthanen, und giebt dadurch dem Monarchen häufige Gelegenheiten, die Freyheit zu Grunde zu richten. Die Factionen haben selten das Wohl des Staats zum wahren Gegenstande; es ist ihnen blos um den Ehrgeiz einiger schlechten Bürger zu thun, die nur suchen, sich die Macht streitig zu machen, sich zu verschreyen, und die wechselseitigen Plane zu zernichten. Die Nation theilt sich unter ihre scheinbaren Verfechter, deren betrügerischer Eifer nichts anders zum Gegenstande hat, als sich gegenseitig zu vertilgen; die Gemüther geben sich nur mit Zänkereyen ab, die dem öffentlichen Wohl nichts nützen, man denkt keineswegs an das Vaterland, an die Abschaffung der Mißbräuche, an die Verbesserung der Gesetze. Die Häupter der Factionen ziehen aller Augen auf sich; ihre Streitigkeiten werden für die Bürger Schauspiele, über denen sie an ihr eignes Interesse oder an das Wohl des Staats zu denken vergessen. Die Menschen kennen die wahren Grundsätze der Regierung nicht, sie gehen nicht auf die natürlichen Rechte der Gesellschaft zurücke, und wissen darum von keinen andern Rechten, als von denen ihrer Väter, des Beyspiels, des Ansehens; sie lassen sich immerwährend von denen am Gängelbande herumführen, die ihren Ohren die emphatischen Worte von

Gesetzen, Gebräuchen, Vaterland, Freyheit ertönen lassen, mit denen sehr wenige Leute wahre Begriffe verbinden können.

Um die Freyheit zu vertheidigen muß man Einsichten, Rechtschaffenheit, Tugend, und vor allem edle und uneigennützige Seelen haben. Menschen ohne Talente, voller Eitelkeit, von nichtswürdigen und oft ungerechten Privilegien eingenommen, vom Geitze angesteckt, werden beständig vom Interesse getheilt, und beschäftigen, sich nur schwach mit dem öffentlichen Wohl. Fast alle National-Versammlungen vergehen unter eiteln Debatten zwischen eiteln Menschen, die sich einander beobachten, und die sich einander zu stürzen, oder ohne Nutzen für ihr Land zu bestreiten suchen. Unter Begünstigung dieser Uneinigkeit zwischen unklugen Streitern kömmt der Despotism dazwischen, um sie zu vereinigen. So lösen sich Regierungen auf, die man für die weisesten hält, und die aus Mangel an Tugenden immerwährend beunruhiget werden. Der Monarch bemüht sich beständig seine Vorzüge zu erweitern, deren Schranken ihm lästig sind; der Adel ist bisweilen zu übermüthig, um sein Interesse mit dem Interesse des Volks, das er verachtet, zu vereinbaren; die Geistlichkeit glaubt, es sey ihr Interesse, den Fürsten in dem Entwurfe zu unterstützen, den er gefaßt hat, die Volksfreyheit zu untergraben: die Minister wollen ihre eigne Macht auf Kosten des Königs und der Nation begründen; die Führer des Volks oder seine Repräsentanten theilen sich in Factionen, und unter dem Vorwande ihrem Vaterlande zu dienen, dienen sie nur den Leidenschaften der Ehrgeitzigen, die Reichthümer, Titel und Macht erlangen wollen. Das Wort Volkswohl ist in dem Munde der Factionisten nichts als ein

Mittel, sich zur Volksgunst zu verhelfen, um dem Souverain die Gegenstände zu entreißen, die man wünscht.

§. VI. Grundursachen der Zerstörung der Demokratien.

Jedermann fühlt leicht die mit der Volksregierung verbundene Ungemächlichkeiten; es scheint, daß sie wegen der Unvernunft des Volks als die schlimmste von allen betrachtet werden muß. Läuft man nur ein wenig die Geschichte der alten wie der neuen Demokratien durch, so sieht man, daß Wahnsinn und Wuth gemeiniglich den Vorsitz im Volksrathe führen. Der unvernünftigere und und unaufgeklärtere Theil einer Nation schreibt demjenigen Gesetze vor, der durch seine Erfahrung und seine Einsichten berechtiget ist, den andern zu regieren, und dieser macht sich mit Recht durch seinen Hochmuth und seinen Despotism dem Volke verdächtig. Der unvernünftige Mensch ist allzeit neidig. Ein eifersüchtiger und argwöhnischer Pöbel glaubt Ursache zu haben, sich an allen Bürgern zu rächen, die ihm durch ihr Verdienst, ihre Talente oder ihren Reichthum gehässig sind; nicht Tugend, sondern Neid ist das nöthige Triebrad der Republiken; ein Haufen Undankbarer, der, weil er zahlreich ist, und ungestraft bleibt, über seine Verbrechen nicht erröthet, straft und mißkennt die ausgezeichnetesten Dienste. Ein Volk wird so, wie ein einzelner Mensch, unverschämt und niederträchtig, sobald es Macht ohne Einsichten und ohne Tugenden hat; es berauscht sich beym Anblick von Kräften, die es nie mit Klugheit oder Gerechtigkeit zu

brauchen weiß: es mißkennt alsdenn seine wahren Freunde, um sich Meineidigen in die Arme zu werfen, die seinen Leidenschaften schmeicheln. Die Geschichte jener so gepriesenen Athenienser zeigt uns nichts als ein Gewebe von Thorheiten, Ungerechtigkeiten, Undankbarkeiten und Unterdrükungen; wir sehen dort die grosmüthigsten Vertheidiger jener unwürdigen Republik im Nothfalle, sich zu rechtfertigen, daß sie ihr treu gedient haben, oder gezwungen, sich zu verbannen, um der Wuth eines Pöbels zu entgehen, dem sie eher seine Zügellosigkeit, als seine Freyheit befestigten.

Unter einer Demokratie wird also die Tugend selbst oft ein Verbrechen. Ein blindes Volk läßt sich jeden Augenblick von Schmeichlern übertölpeln, die seine Raserey en nach ihren Planen benützen: die Hitze seiner Einbildungskraft giebt es Factionisten preis, die es wider das aufbringen, was ihren eignen Leidenschaften im Wege steht: es wird aus Wahnsinn Ehrgeizigen zum Raube, die es mit eignen Händen erwürgen, und die, um seinen Unfällen ein Ende zu machen, es zuletzt zwingen, sich unter den Schutz der Tyranney zu flüchten: diese vollendet ihr Werk mit der Vernichtung dessen, was die Anarchie und die Zügellosigkeit übrig ließ.

Mit einem Worte, überall wo das Volk im Besitz der Macht ist, trägt der Staat die Grundursache seiner Zernichtung in sich. Die Freyheit artet dort in Zügellosigkeit aus, und hat Anarchie zur Folge. Ein im Unglück tobender, im Glücke vermessener, auf seine Macht pochender, mit Schmeichlern umgebener Pöbel kennt keine Mäßigung; er ist bereit, von allen jenen Eindrücke anzunehmen, die sich die Mühe geben wollen, ihn zu betrügen; er wird wenig von den Banden des Wohlstandes

zurückgehalten, und überläßt sich ohne Ueberlegung und ohne Gewissensbisse den schimpflichsten Verbrechen, den schreyendsten Ungerechtigkeiten. Wenn sich mehrere Bürger aus entgegengesetztem Interesse die Herrschaft streitig machen, alsdann theilt sich das Volk in Factionen; der Bürgerkrieg bricht in helle Flammen aus; die einen folgen einem Marius, und die andern einem Sulla; ein ansteckender Fanatism bemächtigt sich aller Herzen, und unter dem Vorwande des allgemeinen Besten wird das Vaterland von Wüthenden zerfleischt, die vorgeben es zu retten. So entstehen also jene Kriege, die grausamsten von allen, die die Erde verwüsten. Man sieht dort den Vater wider den Sohn, den Bruder wider den Bruder streiten, der Bürger wird der persönliche Feind des Bürgers: ihrer Wuth geht nichts mehr ab, sobald noch der Aberglaube den politischen Feindschaften die Sanction des Himmels ertheilt: das Volk überläßt sich alsdann ohne Gewissensbisse den schrecklichsten Ausschweifungen, und glaubt sich seinen Göttern desto angenehmer zu machen, je mehr es Unvernunft und Grausamkeit ausübt.

§. VII. Der Aristokratien.

Unter der Aristokratie läßt eine kleine Anzahl von mächtigen Bürgern bald seine Gewalt einem Volke fühlen, das es verachtet, und dessen Tyrann es allmählig wird. In einem aristokratischen Staate hält sich jedes Glied der Regierung für einen König. Wir treffen in einigen Aristokratien die nämliche Politik, den nämlichen Argwohn, die nämlichen blutdürstigen Gesetze, und eben

so wenig Freyheit an, als unter den mißtrauischesten Tyrannen. Die aristokratische Tyranney ist nicht minder schmerzhaft, sie ist sogar dauerhafter, als die Tyranney eines Monarchen. Ein Stand (un Corps) ändert seine Maximen nicht, ein Despot kann die seinigen selbst ändern, oder wenigstens durch einen gemäßigten Nachfolger ersetzt werden. Unter einer unumschränkten Aristokratie wird das Volk Jahrhunderte lang von Herren tyrannisirt, die nie ihren Plan verlassen. Wenn einige listigere oder unternehmendere Häupter als ihres Gleichen sich unter einander die Uebermacht streitig machen, so theilt sich das Volk in Factionen, und bezahlt mit seinem Blute den Ehrgeiz seiner Unterdrücker.

Eine Monarchie gleicht, wenn ich mich so ausdrücken darf, bey ihrer Auflösung einem Kranken, der an dem Bisse eines tollen Hundes stirbt. Man hat zur rechten Zeit die Vorsichtsregeln nicht gebraucht, die das Tollwerden des Hundes hätten verhindern können. Eine ihrem Verfalle nahe Demokratie ist einem Menschen gleich, der sein Leben durch hitzige Krankheiten endiget, weil er sich mit hitzigen Getränken herstellen wollte, und dadurch seine Unruhen und Entkräftung beförderte. Die Regenten in einer Aristokratie finden, so zu sagen, durch langwierige Ausschläge ihren Tod; sie vermehren beständig die Erhitzung, die Schärfe und die Verunreinigung ihres Geblüts durch täglichen und zu starken Genuß des Marks und Bluts ihrer Völker.

§. VIII. Andere Auflösungs-Ursachen.

Nicht nur allein die Regierungsform sichert die Nat
nen nicht vor ihrem Verderben; selbst Dinge, die ursprün
lich noch so heilsam waren, werden zuletzt Gift; sie gl
chen den gesündesten Nahrungsmitteln, die schädlich we
den, wenn man sie übermäßig genießt. So arret di
Freyheit, dieses einzige Unterpfand der Volksglückseligke
in eine unglückliche Zügellosigkeit aus, sobald sie nic
durch Gesetze, die ihrem Mißbrauche vorbeugen, in de
Schranken gehalten wird. Auf einer andern Seite kn
eine übermäßige Ehrfurcht gegen die Gesetze und Anor
nungen ihrer Väter sehr nachtheilig werden, sobald s
im Staate vorgefallene Veränderungen unnütz oder wide
sprechend machen. Unter andern Umständen führt d
Verachtung dieser Gesetze zur Sklaverey oder zur Zügell
sigkeit, und bald folgt ihr Anarchie, bald Tyranney. D
bringt die Abänderung eines Gesetzes in einer Republ
eine Revolution hervor; unter dem Despotism giebt
kein anderes als das gegenwärtige Interesse des Mona
chen oder derjenigen, die statt seiner herrschen. Eine a
haltende Ruhe schläfert eine Nation im Wohlleben und
der Weichlichkeit ein, und beraubt sie der Mittel, sich
gen die Anfälle seiner Feinde mit Macht zu vertheidig
Ein zu kriegerisches Volk zehrt seine eignen Kräfte
und unterliegt selbst unter den Streichen, die es ande
versetzt. Eine arme Nation seufzt über ihr Schicksal,
zehrt beym Anblicke des Ueberflußes, der unter ihre
Nachbarn herrscht, aus Eifersucht ab: eine zu reiche
tion mißbraucht ihren Reichthum, und geht bald mitten

im Ueberfluße durch den Luxus zu Grunde, in dem sie schwimmt.

§. IX. Vom Luxus.

So kommen wir denn natürlicher Weise darauf, vom Luxus zu sprechen, diesem Gegenstande der Declamation der meisten Moralisten und Politiker, und der Lobredner einiger Künste. Ein ausgebreiteter Handel führt früh oder spät den Luxus herbey, wenn ihn eine weise Politik nicht in den rechten Schranken hält. Wir wollen itzt die Würkungen des Mißbrauchs der Reichthümer, einer gewöhnlichen Folge des Ueberflußes sowohl der Staaten als einzelner Menschen, prüfen.

Luxus herrscht in einer Gesellschaft, deren Hauptleidenschaft der Reichthum geworden ist. Sobald das Geld der ausschließliche Gegenstand der Wünsche unter den meisten Gliedern einer Gesellschaft geworden ist, so kann es bey ihr keine mächtigere Triebfeder geben, als das Verlangen Geld zu erwerben. Es giebt bey ihr keinen andern Enthusiasm als für den Reichthum; es giebt keine andere Nacheiferung, als um sich durch die schnellsten Weege die Zeichen zu verschaffen, welche — allgemein angenommener Maaßen — Macht, Vergnügen, Glück gewähren.

Eine von diesen Vorurtheilen berauschte Nation begnügt sich nicht, ihre reellen Bedürfnisse durch einen ausgebreiteten Handel zu befriedigen, sie läßt es sich auch angelegen seyn, falsche und übernatürliche zu erfinden: der Vollgenuß schläfert sie ein; Veränderung wird ihr noth-

nothwendig; Langeweile und Ueberdruß, diese unabläßigen Quäler des Ueberflußes, folgen auf die Befriedigung der Bedürfnisse: um die Reichen aus dieser Schlafsucht zu reissen wird der Kunstfleiß genöthiget, alle Augenblicke neue Empfindungsarten zu erfinnen: die Vergnügungen vermehren sich, die Neuheit, die Seltenheit, das Auffallende sind allein im Stande, Wesen aus ihrem Schlummer zu wecken, welche an einfachen Vergnügen keinen Geschmack mehr finden. Alles wird zur Verstellung; der Luxus erzeugt so wie die Feerey nur Hirngespinnste: einbilderische Kranke finden nur durch eingebildete Heilmittel Linderung. Die Habbegierde, die Sucht Reichthümer zu erwerben, um sie vor der Welt auszukrammen und zu verschwenden, sind epidemische Leidenschaften: Niemand ist mit dem zufrieden, was er hat; Jedermann beneidet andere um das, was sie besitzen; Niemand kann glücklich seyn, weil Jedermann es scheinen will. Die dauerhaftesten Güter werden Scheingütern aufgeopfert; die Sorgfalt sich die Zeit zu vertreiben wird die wichtigste Beschäftigung.

Daher jener eitle Aufwand, jene kostspieligen Vergnügungen, jener phantastische Geschmack, jene vorübergehenden Moden, die man in den Ländern, wo der Luxus seinen Wohnsitz aufgeschlagen hat, in einem Augenblicke erscheinen, und in dem andern verschwinden sieht. Alles muß sich unaufhörlich ändern, alles muß ausarten, alles muß verfälscht werden, um Menschen oder vielmehr Kindern zu gefallen, die jeden Augenblick neues Spielzeug verlangen, oder sich unglücklich schätzen, wenn sie das nicht haben, was sie in den Händen anderer sehen. Staat in Kleidern und Meubeln, besonders neue Sachen, deren ganzer Werth in ihrer Seltenheit besteht, unvollendete

und einer ihren Lüsten zu langsamen Natur entrissene Speisen machen den ernsthaftesten Gegenstand der Beschäftigung eines Haufen weibischer Menschen aus, welche die Langeweile zwingt, außer sich die Zerstreuung zu suchen, die sie in sich selbst nicht finden. Gicht, Hämorrhoiden, Magenkrankheiten, und Schuldenmacher sind das gewöhnliche Gefolge des Luxus. In seinem Reiche ist alles mit Gebäuden angefüllt, deren Größe zu nichts dient, als ihrem Besitzer seine Kleinheit, sein Nichts fühlbar zu machen, und in andern entweder einen grausamen Neid, oder eine verderbliche Nachahmungssucht zu erregen. Diese unnützen Monumente werden von unermeßlichen Parken, von prächtigen Gärten umgeben; das Feld des Arbeitsmannes ist mit Mauern eingeschlossen, und für den Staat verloren; überall wird die Natur herabgewürdiget, und gezwungen der Kunst zu weichen, welche ihr Wohlgefallen daran hat, sie zu übertreffen: die Berge werden geebnet, die Ebenen in Berge verwandelt; das Wasser wird aus seinem Bette verbannt, und gezwungen in die Luft zu steigen, um die Augen jener tadelnswerthen Menschen zu weiden, die gegen die Schönheiten der Natur unempfindlich sind, und nichts liebenswürdig finden, was nicht widernatürlich ist.

Um immer neue Phantasien zu befriedigen, ist ohne Zweifel Reichthum nöthig: sey er aber bei einer Nation noch so groß, so ist er dennoch allzeit unendliche Mal geringer, als er seyn sollte, um alle zu befriedigen, die nach ihm trachten. Die Regierung wird also habsüchtig, um ihre habsüchtige Unterthanen zu sättigen, deren Leidenschaften sie nur durch den Reiz des Gewinnstes rege machen kann; und die Schätze des Staats reichen für so viele Hungrige nicht hin, die man in Bewegung setzen

muß. Der Souverain kann sie nicht mehr belohnen, weil sie alle unersättlich geworden sind; er ist gezwungen, die Menschen zu kaufen; alles ist feil, die Pflicht, die Tugend, der Muth. Wie können aber eitle Menschen, deren Geist nur mit Zerstreuungen und Kleinigkeiten beschäftiget ist, und die sich lächerlich machen würden, wenn sie sich ernsthafte Beschäftigungen zu Herzen nähmen, wie können sie, sage ich, ihre Pflichten erfüllen, von denen sie keine Begriffe haben? Welche öffentliche Tugenden soll man bey Wesen antreffen, die kein Interesse haben dem Vaterlande zu dienen, für die, außer dem Vergnügen alles gleichgültig ist, für die alles, was nicht darauf Bezug hat, eine unerträgliche Last ist? Wie kann man weichlichen, durch sich selbst entnervten Menschen, denen man ihre Arbeiten nicht theuer genug bezahlen kann, Edelmuth, Seelengröße, Unerschrockenheit einflößen? In den Ländern, wo der Luxus herrscht, wird der Krieg ein schimpfliches Gewerbe. Das Geld ist der Maaßstab von Achtung und Glück; die Ehre ist nichts weiter als ein Hirngespinnst, sie blendet nicht mehr. Der Luxus benimmt dem Menschen die Vorurtheile weit besser als die Vernunft; es gibt bey ihm nichts vollkommenes als das Gold, nichts reelles als den Reichthum, nichts wünschenswerthes als das Vergnügen. Der geblendete Bürger berechnet und wiegt alles; auf seiner Waage ist reich seyn das einzige reelle Gut; Hochachtung, ein guter Name, Ruhm, Rechtschaffenheit sind nur Schimären. Neben dem schreiben die Reichern den übrigen bald Gesetze vor, und stehen mehr in Achtung. Ein Jeder spricht alsdann zu sich: „Werde aus dem Staate, „was da wolle; was liegt mir daran, wenn ich nur glück„lich bin? Was thut mir die Meynung der Menschen,

„wenn meine Tage nur unter Vergnügen dahin fließen? „Warum bin ich über das Schicksal meiner Kinder verle„gen? Ist denn der Mensch da, um sich mit seinen Bli„cken in der Zukunft zu vertiefen? Man muß für sich le„ben; vergällen wir uns nicht unser Leben durch entfernte „Verdrüßlichkeiten.“ Zuerst benimmt also der Luxus den Menschen alles Gefühl von Schande, hernach macht er sie unempfindlich, grausam, und zerbricht unter ihnen die heiligsten Bande, von denen ihre häusliche Glückseligkeit abhängt.

§. X. Der Luxus schadet der Bevölkerung.

Der Luxus schadet der Bevölkerung, er raubt dem Lande einen Haufen Bauern, die das weichliche Leben der reichen Städte den mühsamen Feldarbeiten vorziehen. Die Städte, in denen Luxus herrschet, verschlingen den Kern der Unterthanen; von allen Seiten laufen dort müßige Leute, die die lange Weile plagt, zusammen, weil ihnen die Vergnügen zum Bedürfnisse geworden sind. „Der Luxus,“ sagt daher Rousseau, „nähret hundert „Arme in unsern Städten, und macht, daß hundert„tausend Landleute zu Grunde gehen. Der Land„mann hat keinen guten Kittel, weil sich der Städter „mit Borten bebrämet; des leztern Küche muß mit „wohllüstigen Säften versehen seyn, und der erstere „hat deswegen keine Suppe; kostbare Getränke schmü„cken die Tafel des Städtbewohners, und der dur„stige Bauer labt sich blos mit Wasser.“ Der reiche

Güterbesitzer findet keinen Geschmack am einfachen Landleben, an der Einsamkeit, die ihm mißfällt, an einer niederschlagenden Trübseligkeit, er flieht daher das Erbe seiner Väter, und sucht in lebhaftern Gesellschaften eine seiner schläfrigen Seele nöthig gewordene Aufmunterung. Sein Reichthum folgt ihm dahin; statt daß dieser zu denjenigen zurückfließt, die ihn ihm verschaffen, statt daß er unter den Bauern in freyen Umlauf kömmt, werden Schmarotzer, Wohldiener, falsche Freunde, liederliche Weiber damit bereichert, und eine Menge von Lastern und Unordnungen erzeugt. Oft hindern eingebildete und stets erneuerte Bedürfnisse den reichen Mann, sich zu vermehren. Er weiß, daß ein unordentliches Weib seinen Aufwand vergrößern würde; eine zahlreiche Familie würde seinen Phantasien schaden; der Name Vater hat für ihn was fürchterliches. Das allmächtige Geld verschaft ihm ohne Folgen das Vergnügen, das die Natur mit der Fortpflanzung des Menschengeschlechts verbindet; er wiedmet sich dem Cölibate, und will keine Wesen in die Welt setzen, die mit der Zeit sein Wohlleben vermindern könnten.

Die Schiffahrt und der Handel sind beständig beschäftiget, um in entfernten Ländern Waaren aufzusuchen, welche eingebildete Bedürfnisse sehr nothwendig machen, und sind daher Ursache, daß eine große Anzahl dem Pfluge entrissener Bürger umkömmt, um ein Opfer der schlimmen Witterung in weit entlegenen Klimas zu werden. So werden also Menschen ohne Zahl schändlicher Weise den Phantasien des Reichen aufgeopfert, der in seinen Thorheiten keinen Geschmack an den Erzeugnissen seines Landes findet.

Der Ackerbau, den Sorgen der dürftigen Arbeitsleute überlassen, die die Hand einer hungrigen Regierung mit jedem Tage härter niederdrückt, kann nicht zu jener Vollkommenheit gebracht werden, deren er empfänglich ist; der Bauer wird durch Auflagen niedergeschlagen; diejenigen, die durch ihren Reichthum den Eifer des Landmanns beleben könnten, die ihn durch Vorschüße zu nützlichen Unternehmungen verleiten, die durch ihre Wohlthaten den gesunkenen Muth erheben, und ihm die drückenden Taxen, unter denen er seufzt, erleichtern sollten, kennen das süße Vergnügen nicht, die arbeitsame Dürftigkeit zu unterstützen: in lärmenden Städten mit eiteln Vergnügungen beschäftiget, wissen diese leichtsinnigen Menschen nichts von dem Elend auf dem Lande; sie sind auf nichts bedacht, als ihr Erbe in einem glänzenden Müßiggange zu verzehren, und hinterlassen ihrer Nachkommenschaft nichts, als unbebaute und verschuldete Ländereyen.

Der Handel selbst, dessen Mißbrauch und Uebermaaß den Luxus erzeugt, ist mit dem Eigensinne des ausgearteten Kindes unzufrieden, dessen Habsucht er nährt. Schwelgerische Menschen würdigen den Kunstfleiß ihres Vaterlandes, und ihrer eignen Manufacturen herab, und schätzen nur solche Dinge, die selten und schwer zu haben sind. Das Geld, dieser Götze der dem Luxus ergebenen Nationen, wird selbst dem Eigensinne, der Unbeständigkeit, der Phantasie aufgeopfert, man verschwendet es bey entfernten Nationen. Der Handel wird noch weit sicherer erstickt, sobald ihn eine unersättliche Regierung schnellern Hülfsquellen aufopfert, die eher im Stande sind, ihren Heißhunger zu stillen. Die Sucht nach Reichthum verdoppelt die Auflagen auf die Lebensmittel, auf die Ma-

nufacturen, und auf die Gegenstände, mit denen sich der Handel abgiebt; er genießt die ihm so nöthige Freyheit nicht mehr; man legt ihm immerwährende Hindernisse in den Weeg, und oft verscheuchen ihn kameralistische Plusmacher, die weit eher die Wünsche einer verschwenderischen Regierung befriedigen, als deren Bedürfnisse von Tag zu Tag vermehren sollten.

Werden die Manufacturen aus Habsucht über die Schranken vermehrt, so schaden sie dem Ackerbaue. Die Producte der Natur werden wegen den Kunsterzeugnissen vernachläßiget. Eine nicht so mühsame Arbeit hat für den Bauer mehr Reitz, als sein Feld; und sobald die natürliche Unbeständigkeit der dem Luxus ergebenen Völker einige Manufacturen unnütz macht, oder sobald sie die Strenge einer Regierung hemmt, so bringt der Handwerker seine Arme und seine Talente andern Nationen; er baut nie gerne mehr eine Erde, die er einmal verlassen hat.

§. XI. Er schadet dem Militärgeiste.

Will man kriegerische Tugenden von einem Volke verlangen, das vom Ueberfluße entnervt, vom Luxus eingeschläfert, und dessen einzige Leidenschaft das Geld ist? Es ist wahr, der unter einer arbeitsamen Lebensart aufgezogene Soldat ist im Stande, tapfer zu fechten: der Luxus ist nicht für ihn; er ärgert ihn sogar bey seinen Vorgesetzten. Wozu taugt aber die Stärke und die Tapferkeit des Soldaten, wenn er ungeschickte Anführer hat? Der Muth wird schädlich, wenn ihn die Klugheit nicht

zurückhält, wenn ihn die Erfahrung nicht leitet. Bringen von ihrer Kindheit auf weibisch erzogene, von den eiteln Vergnügungen der Städte eingenommene, und durch frühzeitige Ausschweifung entnervte Chefs jene Stärke, jene Kraft, die die Mühseligkeiten des Krieges erfodern, in's Feld und unter die Fahne mit? Lernen sie im Umgange mit Weibern ein mühsames Handwerk, das eine lange Erfahrung voraussetzt? Widerstehen Weichlichkeit und angebohrne Schwäche den Abmattungen im Kriege? Besitzen sie jene Seelenstärke, die mit heiterm Sinne der Gefahr entgegensieht? Haben sie jene Geistesgegenwart, jenen schnellen Ueberblick, der sich bey unvorhergesehenen Vorfallenheiten zu helfen weiß? Für diejenigen, die sich dem Kriege wiedmen, giebt es nur einen Reiz, nämlich die Vaterlandsliebe, das Verlangen geschätzt zu werden, die Furcht vor Schande, mit einem Worte, die Ehre. In einem Lande, wo Luxus herrscht, trägt die Eitelkeit über den Ruhm den Sieg davon; dort besteht alle Ehre im Besitze des Reichthums; er wäscht die Schande ab, er giebt ohne Mühe Hochschätzung, Achtung, Vergnügen, und alle Vortheile, zu denen man in einer wohleingerichteten Gesellschaft durch Verdienst, Talente, und Nützlichkeit gelangt. Die Ehre bestimmt die Menschen zur Aufopferung ihres Lebens; aber der Reichthum fesselt sie an dieses Leben, und will, daß sie es genießen. Der Luxus hat tausend Bande, durch die er den Menschen kleinmüthig macht. Ein Staat ist verloren, sobald Reichthum der am meisten von ihm geehrte Gegenstand, und das Geld der einzige Sporn ist, der zur Erfüllung seiner Pflichten antreibt. Der Luxus war es, der die zahllosen Heere des stolzen Xerxes bey Platäa und Mikale den Griechen vorzüglich besiegen half. Der Luxus der

östreichischen Officiere in der Bagage und in den Pferden, in Köchinnen und Bedienten ist es, der in dem gegenwärtigen Kriege den weit klügern und einfachern Franzosen reelle Vortheile vor ihnen gab.

§. XII. Er entnervt Geist und Körper, und macht sie weichlich.

In jedem Lande, wo der Luxus eingeführt ist, haben die Menschen einander nöthig, um sich die Zeit zu vertreiben; die Frauenzimmer werden der Gesellschaft nothwendiger; um einem reitzenden Geschlechte zu gefallen, an welchem der Mann seiner Natur nach Wohlgefallen und Vergnügen finden muß, ist er genöthiget, auf die Energie seines eignen Geschlechts Verzicht zu leisten, sich nach seinen Schwachheiten zu fügen, seine Phantasien, seine Vergnügungen, seine Begriffe anzunehmen. Allmählig kömmt der Staatsmann, der Gelehrte, der Krieger selbst aus der Gewohnheit zu denken, oder mit Nachdruck zu handeln. Die stärksten Leidenschaften werden bezwungen, und besänftigt, und nehmen den Ton jener gefährlichen Syrenen an. Die Liebe verliert ihre Entzückungen; sie wird zur Galanterie, die Eifersucht schwächt sich; alles wird Wohlstand, Höflichkeit, Ehrerbiethung; die Furcht delicate Wesen zu beleidigen, giebt allem, was sich ihnen naht, einen Anstrich von weibischem Wesen. In dem Maaße, wie sich der Luxus vermehrt, bekommen die Weiber mehr Herrschaft, und geben Jedermann den Geschmack an; unter den Männern verderben sich ihre Sitten; ihre eigne Schwäche setzt sie der Ausschweifung

aus. So wird also eine ganze Nation mit galanten Weibern, die den Ton angeben, und mit liebenswürdigen und unbeständigen Männern angefüllt, die sich bemühen, ihnen zu gefallen.

§. XIII. Kann der Luxus nützlich seyn?

Einige Politiker sagen uns vielleicht, daß eine aufgeklärte Regierung von dem Luxus selbst Nutzen ziehen, und ihm eine für die Nation vortheilhafte Wendung geben könne. Wie kann aber dem Staate eine lang eingewurzelte Krankheit, die alle seine Glieder bedroht, nützlich werden? Welche Früchte kann er von einer Schlafsucht, die die Unterthanen gänzlich betäubt, von einer Trübseligkeit, die sie aller Energie beraubt, ärndten? Welche Leidenschaft kann man der Sucht nach Reichthum entgegensetzen, wenn dieser einzig allein Ehre, Vergnügen, Glück verschafft. Umsonst macht man dagegen Prachtgesetze für Menschen, denen Pracht, die Begierde es einander zuvor zu thun, ausgesuchte und kostspielige Vergnügen, fremde Waaren unentbehrliche Gegenstände geworden sind; diese von den Reichen, von den Angesehenern, von den Großen verhöhnten oder übertretenen Gesetze werden nicht vollzogen; sie machen die Arme unnütz, die der Luxus nie zu brauchen weiß. Neben dem kann die höchste Gewalt unter der Herrschaft des Luxus keinen Nachdruck haben; selbst entnervte Souveraine, Minister und Höflinge sind die ersten Uebertreter der Gesetze, die sie geben: brauchen Menschen, die an ein weichliches und zerstreutes Leben gewöhnt, zu einer ernsthaften Beschäfti-

gung unfähig sind, deren einziger Gegenstand Unterhaltung ist, deren Pracht und Eitelkeit ihre ganze Größe ausmacht, gegen eine Krankheit Mittel, von der sie selbst mehr wie andere befallen sind? Vergebens schmeicheln wir uns damit: in einem Lande, wo der Monarch bis zum geringsten seiner Unterthanen herab vom Luxus angesteckt ist, ist alles mehr oder minder krank: der Durst nach Reichthum plagt alle Bürger, und die im Vollgenuße eingeschläferten Großen kann man nicht anders aus ihrem Schlummer wecken, als durch abwechselnde Unterhaltungen, durch vermehrten Aufwand, und durch Vergnügen deren Kostbarkeit oft ihren ganzen Werth ausmacht.

Frankreichs Heinrich der IV. gab sich alle Mühe, durch mehrere Verbothe das Tragen des Golds und Silbers auf den Kleidern abzustellen. Zuletzt nahm er nur die Huren und Spitzbuben von diesen Verbothen aus, weil er, wie er sagt, ihnen nicht die Ehre erweisen wollte auf ihr Betragen aufmerksam zu seyn. Aber wie schlecht war der Erfolg dieser Verbothe? — Prachtgesetze werden demnach unnütz; sie helfen keinesweegs dem epidemischen Wahnsinne ab, der sich einmal der Geister bemächtiget hat. Zudem sind dieses entweder allgemeine oder besondere Gesetze, Sind sie allgemein, oder werden sie von allen Bürgern streng beobachtet, so wird der Manufacturist für sein Land bald unnütz, und er geht mit seinem Kunstfleise zu fremden Nationen über; der Staat verliert also Leute und den Reichthum, den ihr Kunstfleiß vom Auslande herbeyziehen sollte. Sind es besondere Gesetze, oder sollen sie nur dem Luxus einiger Stände unter den Bürgern Einhalt thun, so führen sie unter ihnen einen um so schmerzlichern Unterschied ein, als die Eitelkeit in einem Lande, wo Luxus herrscht, etwas Wesentliches ist. Unsere

Reichspolicey-Ordnung von 1577. verordnet, daß die Kaufleute, welche durch Pracht und Schwelgerey Banqueroute machen, wie Diebe gestraft werden sollen: aber dieser Strenge ohngeachtet haben sich die Banqueroute unter unsern Kaufleuten nicht nur allein bisher nicht vermindert, sondern um vieles vermehret. Auf einer andern Seite hat eine selbst von der Seuche des Luxus angesteckte Regierung nicht die nöthige Energie, um mit Nachdruck zu befehlen, und ihre Befehle, in Vollzug zu setzen; sie macht sich zur Mitschuldigen der Gesetzwächter. Die Monarchien sind noch mehr diesen Unfällen unterworfen als die Republiken; die Ungleichheit des Rangs, die Geburt, das Ansehen, die Gunst, und vor allem die Verführung der Weiber vereiteln die sorgfältigsten Anstalten der Regierungen dagegen, und entwaffnen ihre Strenge.

Will man den Luxus mit Auflagen belegen; so schaden diese auch den Manufacturen, und machen sie mißmuthig; nebendem gesteht Niemand ein, daß er überflüßigen Aufwand mache; Jedermann behauptet, daß die unnützesten Gegenstände, daß die übertriebenste Pracht seinem Stande wesentlich seyen: der Große findet dreyßig Bediente für sich unumgänglich nothwendig, und glaubt, es wäre wider den Anstand, weniger Equipage und Pferde zu haben, als er würklich hat. Der gemeine Mann sagt das Nämliche von seinem Staate, und von seinen Phantasien; er beklagt sich über die Auflagen, die man auf seine Bedürfnisse legt weil er gewöhnt ist, seine Eitelkeit als unentbehrlich zu seinem Glücke zu betrachten.

So sind also diejenigen, die den Staat regieren, entweder an den Uebeln, die der Luxus anrichtet mit Schuld, oder unfähig, Mittel dagegen zu brauchen. Und doch

schickt man die Nationen zu jenen Aerzten, um eine Krankheit zu heilen, die durch ihr Beyspiel veranlaßt und verbreitet ward. Sollen eitle Minister, die nur den Schein von Größe kennen, über das Wohlseyn des Staats nachdenken, und die Vernunft zu Rathe ziehen? Sollen leichtsinnige und unbeständige Menschen, die nur mit eiteln Weibern, mit Schmeichlern, mit Schmarotzern, mit Sykophanten in Verbindung stehen, mühsam die Mittel gegen die Uebel ausfindig machen, die sie selbst gerne haben?

§. XIV. Er verdirbt die Sitten.

Vergebens sucht man bey einer vom Luxus angesteckten Nation Sitten und Tugenden; vergebens erwartet man von einem Haufen nach Reichthum gieriger und allzeit für sich selbst ungenügsamer Menschen Billigkeit, Wohlthätigkeit, Mitleid: Jedermann hat dort so zahlreiche Bedürfnisse, daß er ohne eine für ihn selbst schmerzliche Aufopferung seinen Anverwandten, seinen Freund im Unglücke nicht unterstützen kann. So trennt also der Luxus den Menschen von seines Gleichen, er schadet dem Wohlwollen, das er gegen sie hegen soll, er unterbricht die gegenseitigen Wohlthaten, und die im geselligen Leben so nöthige wechselseitige Unterstützung. Empfindsamkeit ist nicht für den verhärteten Reichen. Das Jammern des Unglücks wird nicht im Schooße des Ueberflußes und unter rauschenden Vergnügen gehört. Der reichste Mensch findet kaum in seinen Schätzen das, womit er sich seine lange Weile vertreibt. Alles, was er andern giebt, scheint ihm von seinen Unterhaltungen abgebrochen. Ein

verschwenderischer und zerstreuter Vater vernachläßiget die Erziehung seiner Kinder; giebt er sich damit ab, so lernt er ihnen von ihrer zartesten Kindheit an die Kunst Weibern zu gefallen, und sich mit Ungestümm allen Vergnügungen zu überlassen. In der Folge sind sie unfähig, zur Gewohnheit gewordenen Neigungen zu entsagen. und der Tod eines so unsinnigen Vaters stürzt sie oft in eine Dürftigkeit, die sie nicht ertragen lernten. Heurathen, Verbindungen, die das Interesse allein schließt, bringen gleich phantastische und unvernünftige Eheleute zusammen: um die Reue über eine übel gewählte Ehe zu vergessen, werden beyde genöthiget, doppelten Aufwand zu machen, und anderswo das Vergnügen zu suchen, das sie in sich selbst nicht finden. So herrscht also in der Gesellschaft nichts als Unordnung; man sieht dort die Ausgelassenheit, die Entehrung, den Ehebruch unverschämt ihr Spiel treiben, und weder den öffentlichen Tadel, noch die Gesetze scheuen. Setzen wohl die Großen, die verdorbener als andere sind, dem allgemeinen Sittenverderbniß Schranken? Sie bestärken es durch ihr Beyspiel, sie muntern es auf, sie belohnen es. Die Gesetze vermögen in einer Gesellschaft nichts, deren Häupter gewöhnlich die wahren Sittenverderber sind: sie verbannen den Anstand, die Scham, die Redlichkeit, die Billigkeit daraus; sie belohnen das Laster, das ihnen gefällt, und machen gute Sitten lächerlich und verächtlich.

Was soll bey solchen Beyspielen aus den Sitten der Bürger werden! Haben lasterhafte Aeltern tugendhafte Kinder? Es giebt für Menschen, die der Hang zum Vergnügen isolirt, und denen die Furcht vor langer Weile und ihre eingebildeten Bedürfnisse nie etwas übrig lassen, keine Bande des Geblüts, der Freundschaft, der Mensch-

lichkeit mehr. Bey einer Nation, die dem Luxus Preis ist, scheinen alle Tugenden fremd und am unrechten Orte. Rechtschaffenheit ist nur eine Einfältigkeit; Enthusiasm für Ruhm eine Thorheit; Liebe zur Freyheit eine Schimäre; Genauigkeit und Treue in Erfüllung seiner Pflichten sind Zeichen der Dummheit. Dem Reichthum und der Veränderung zu Liebe verzeiht der Luxus alles; das Laster scheint ihm liebenswürdig, sobald es ihm Unterhaltung gewährt; dem Vergnügen zu Liebe begnadigt er das Verbrechen selbst.

Der Luxus, auf eine unordentliche Sucht nach Reichthum gegründet, breitet sich immer mehr und mehr um sich her aus, und verdirbt zuletzt alle Stände des Staats. Ueberall erlöscht durch ihn die Ehrfurcht für die Redlichkeit; überall erzeugt er Betrug und Uebervortheilung; überall erhebt er das Geld auf die Altäre der Ehre. Schulden haben wird ein Zeichen von Größe, seine Gläubiger betrügen, bey andern schmarotzen, Geldlehnen und nicht wieder geben, den arbeitsamen Bürger zur Dürftigkeit bringen um mit Aufwand zu glänzen, dieses sind die Ehrlosigkeiten, die die Gewohnheit rechtfertiget, und die bey einer Nation nicht mehr entehren, bey welcher der Luxus alle Scham verbannt hat. Wundern wir uns darüber nicht; diese Verbrechen werden durch das Beyspiel der Fürsten geadelt, welche oft nicht erröthen, wenn sie ihre feyerlichsten Verträge brechen. Die Bürger werden bisweilen durch den Verlust des Zutrauens gestraft, das sie in das geheiligte Wort ihrer Souveraine hatten; diese werden oft vom Luxus und von strafbaren Schwelgereyen verleitet, die Rolle eines Schmarotzers zu spielen.

Unter ungerechten und habsüchtigen Souverainen wird alles verdorben. An einem feilen Hofe theilt das Geld

die Gnaden aus; es ertheilt die Grade bey der Armee; es ersetzt Wissenschaft und Sitten in der Kirche. Redlichkeit wird aus dem Handel verbannt; man trifft keine Güte und Dauer in den Manufacturwaaren an; an die Stelle des reellen Werths tritt betrügerisches Scheingut. Jeder will schnell und ohne Mühe reich werden; alles strebt nach Reichthum, um Bedürfnisse zu befriedigen, die die Eitelkeit vermehrt und die Einbildung übertreibt. Der Künstler und Handwerker lassen den unwissenden Reichen seine beständigen Phantasien theuer bezahlen; kurz der Diener selbst beschäftigt sich blos mit den Mitteln, einen nachläßig bedienten Herrn zu plündern und zu übervortheilen.

§. XV. Seine Würkungen auf die Geistesgaben und Künste.

Der Luxus steckt auch die Gelehrsamkeit, die Wissenschaften, die Künste so wie alles übrige an, was sich ihm naht. Der Gelehrte kennt nicht mehr jenen uneigennützigen Enthusiasm, der das Genie characterisirt: er lernt berechnen, er sucht sich zu bereichern, und vernachläßigt das mühsame Studiren; mit Scheinwissenschaften zufrieden, verläßt er seine Studirstube, um eitle Zirkel zu besuchen, die eher im Stande sind, sein Genie zu ersticken als ihm Kraft zu geben. Statt der Sprache des edeln Gefühls für Wahrheit und Menschenwohl hört man nichts als süßtönende Phrasen und Reime der epidemischen Empfindeley oder sogenannte Kraftausdrücke, die im eigentlichen Sinne nichts als baarer Unsinn sind.

Die

Die Geschichte wird zum Roman, die Beredsamkeit zur Schmeicheley.

Die Lobredner des Luxus scheinen vor allem durch die Schritte gerührt, die die Künste bey ihm machen. Man kann auch nicht läugnen, daß er eine sehr ausgezeichnete Nacheiferungssucht unter den verschiedenen Künstlern erregt, die der Reitz des Gewinnstes anspornt, einander zu übertreffen. Aber eine Nation kann einen Haufen berühmter Maler, Bildhauer, Manufacturisten besitzen, ohne darum glücklicher zu seyn. Kein König verbreitete mehr Unglück über Frankreich, als Ludewig der XIV., und doch unterstützte keiner die Künste und Wissenschaften mehr als er. Die Eitelkeit eines Despoten kann die Künste sehr befördern, ohne daß daraus etwas Gutes für sein Volk entspringt: dieses erschöpfte Volk wird im Gegentheile oft gezwungen, sich immer mehr und mehr zu Grunde zu richten, damit sein Tyrann desto leichter seinen Geschmack befriedigen kann. Unter einer schlechten Regierung dienen die Meisterstücke der Kunst zu nichts, als das Grabmal der Nation zu zieren.

Auf der andern Seite vertilgt der Luxus das Gefühl für die schöne Natur; so entsagen die Künste und Talente der Wahrheit, der Einfalt, der Energie; sie fürchten, sie möchten kleinmüthige Seelen erschrecken; sie bedienen ihre wunderlichen Launen; sie werden weichlich um den Ton der Gesellschaft anzunehmen. Das Verlangen sich zu bereichern und zu gefallen macht, daß der Mann von Genie seine Werke der männlichen Schönheiten beraubt; er streut dem schlechten Geschmacke, den herrschenden Schwachheiten Weyhrauch; überall müßen die nützlichen und ernst-

haften Kenntnisse den angenehmen Talenten nachstehen: diese haben in eiteln Ländern, wo man nichts als Unterhaltungen will, den Vorzug.

§. XVI. Er ist ein schwer auszurotten- des Uebel.

Man sieht daher, daß sich eine Nation beym Luxus, man mag ihn unter was immer für einer Gestalt betrachten, in einem unglücklichen Zustande befinde. Er ist der Vorläufer ihres Untergangs. Es giebt kein Mittel gegen ein Uebel, das diejenigen unterhalten, welche es heilen sollen. Was wird erst daraus, wenn zu diesem Uebel eine thörichte oder tyrannische Staatsverwaltung hinzukömmt? Keine Menschenhand ist alsdann mehr im Stande, einer Nation ihre Schnellkraft wieder zu geben. Der Luxus ist eine so um sich fressende, so verwickelte, so eingewurzelte, so hartnäckige Krankheit, daß sie eine Sorgfalt erfodert, deren eine nachläßige oder boshafte Regierung gänzlich unfähig ist. Sobald die Luxusseuche einen von einer unklugen Staatsverwaltung schon geschwächten politischen Körper ansteckt, so sind ihre Fortschritte reißend, und sie biethet allen Gegenarzneyen Trotz. Der Luxus schläfert die Souveraine noch eher als ihre Unterthanen ein; sie verlassen sich alsdann vor allem auf Reichthum, und schmeicheln sich vergebens, daß das Geld ihren Staaten wieder aufhelfe. Das Geld ist nur ein Werkzeug der Macht; es ist wahr, es verschafft Aerme, Armeen, Schiffe, aber es giebt uns keinen patriotischen

Sinn, kein Genie, keine Talente, keine Tugend, die doch alleine die Reiche aufrecht erhalten, und ihnen aufhelfen.

Vergebens sucht man die Uebel zu verbergen, die der Luxus erzeugt; vergebens sucht man Leidenschaften zu erregen, die mit der Liebe zum Gelde buhlen; keine hält ihr das Gegengewicht. Das Vergnügen und die Trägheit halten immer diejenigen zurücke, die einmal ihre Sklaven sind; um den Geschmack an ihnen zu vertreiben, muß sich eine ganze Generation zum Dulden verstehen; sie muß in der Folge von neuen Menschen ersetzt werden, die die Pest ihrer Väter noch nicht angesteckt hat. Glauben wir sicher, sobald sich der Luxus in einen Staat eingeschlichen hat, so macht er alle Unterthanen durch die Unordnung, die er in ihre Lüste bringt, thöricht und unglücklich. Will man ihn verbannen, so scheint die Beraubung der Vergnügen unerträglich; tausend Stimmen widersetzen sich mit durchdringendem Tone der Reform, vor der man sich fürchtet. Niemand entsagt gerne Schlimären, die durch die Gewohnheit, durch die Meynung und durch das Beyspiel nothwendig geworden sind. Unglückliche Begebenheiten können einen Staat hart hernehmen, und ihn an den Rand des Abgrunds bringen; eine vorübergehende Unterdrückung kann eine großmüthige Nation eine Zeit lang ihrer Freyheit berauben; haben die Völker noch Muth und Tugenden, so können sie sich wieder erholen; aber eine Nation, die der Luxus beherrscht, wird eine träge Masse, der nichts mehr Leben und Thätigkeit geben kann.

Es ist leichter eine Nation zu erschaffen, als sie zu reformiren. Der Gesetzgeber, der für ein wildes, unerfahrnes Volk Gesetze macht, hat große Vortheile vor

dem, der einem verdorbenen Volke Gesetze geben will. Der erste findet eine glatte Tafel, der andere findet sie schon beschrieben: der erste herrscht entweder durch Gewalt, oder durch Ueberredung über uneingenommene und für die Vorschriften, die er ihnen geben will, geneigte Menschen; der andere muß eine Menge Meynungen, Gesetze, Gebräuche, Vorurtheile, Gewohnheiten und Launen bestreiten, die die Menschen seit langer Zeit angenommen haben; besitze er noch soviel Genie, so fällt es doch dem Gesetzgeber schwer, selbst alle Mißbräuche anzugreifen; und läßt er sich nicht oft zuerst von den Irrthümern übertölpeln, die er bekämpfen soll?

Plato wollte den Cyreneern keine Gesetze geben, weil er sah, daß sie zu sehr am Reichthum hiengen, und weil er glaubte, daß ein so reiches Volk den Gesetzen nicht gehorchen könnte. Keine Leidenschaft ersetzt die Sucht nach Geld, sie allein befriedigt alle. Vergebens also geben die Vertheidiger des Luxus vor, daß ihm eine kluge Regierung eine für den Staat vortheilhafte Wendung geben könne. Sie stützen sich Zweifelsohne auf das Beyspiel einiger freyen Länder, in denen eine vernünftige Staatsverwaltung hindert, daß die Luxusseuche keine so empfindliche und schnelle Verheerung anrichtet, als in Staaten, die einer unumschränkten Gewalt unterworfen sind. Es ist gewiß, daß eine aufmerksame und aufgeklärte Regierung eine Nation eine Zeitlang vor dem unglücklichen Einfluße des Luxus bewahren kann; sobald aber die Regierung selbst den Luxus erzeugt und unterhält, oder ihn als seinen Absichten nothwendig ansieht, wie kann man Mittel dagegen brauchen? In einer Republik oder in einem freyen Lande wird der Luxus auf eine min-

der grausame Art fühlbar, weil dort der Reichthum der Bürger als Folge der Freyheit mit mehr Gleichheit vertheilt ist; Jedermann arbeitet, und beschäftiget sich minder mit den eingebildeten Bedürfnissen der Eitelkeit, die unter einer monarchischen Regierung, oder unter dem Despotism zu reellen Bedürfnissen werden: denn der immer selbst eitle und Pracht liebende Despot theilt seine Laster seinen eiteln oder dummen Unterthanen mit.

§. XVII. Der Luxus ist von Monarchien unzertrennlich.

Wenn man in der That auf die Quelle des Luxus zurückgeht, so findet man, daß der Despotism der wahre Vater und Begünstiger des Luxus ist, und daß er an allen Uebeln mit Schuld trägt, die dieser der Gesellschaft zufügt. Der Despot ist allzeit eitel; er kennt nichts als einen kindischen Pomp, eine blendende Pracht, ein übertriebenes Großthun; er steckt seinen Hof mit den nämlichen Lastern an, denen er unterliegt. Die Sucht zu glänzen, sich mit Aufsehen zu zeigen ist und wird allzeit die Krankheit derjenigen seyn, die das Recht haben, sich den Gottheiten der Erde zu nahen. Aus Mangel an Talenten, an Wohlthaten, an Tugenden wollen die Fürsten und Großen die reelle Größe durch eine eingebildete ersetzen. Die Bürger trachten, es begünstigten Menschen, von denen ihr Schicksal abhängt, soviel ihnen möglich, gleich zu thun. Die Eitelkeit ist die Leidenschaft der Höfe, und der — der Regierung eines einzigen Menschen unterwor-

fenen Nationen. Wir haben in Teutschland gegen neunzig Fürstenhöfe, und wir finden an einem jeden einzelnen Hofe die Wahrheit dieses Satzes bewiesen. Der Luxus ist seltener in einer Republick, oder in einem freyen Lande, als in einem sklavischen; hat er sich aber dort einmal eingenistet, so macht er es bald von sich abhängig, und dem Joche desjenigen unterwürfig, der im Stande ist, seine vielfältigen Lüste zu stillen.

§. XVIII. Mittel ihn zu mäßigen.

Nichts ist lächerlicher, als die Mittel, welche die Häupter der dem Luxus ergebenen Nationen gemeiniglich anwenden; nichts ist widersprechender, als die Mühe, die sie sich geben, um sich aus der Dürftigkeit zu ziehen, die sie im Schooße des Ueberflußes selbst drückt. Die Oekonomie scheint ihnen immer das unanwendbarste Mittel, oder wenn sie sich die Mine geben, als wollten sie ihre Zuflucht zu ihr nehmen, so machen sie den schädlichsten Gebrauch von ihr. Auf der einen Seite beschneiden sie die treuesten Staatsdiener, die ihnen zu ihrem und des Landes Besten rathen, in ihrem Gehalte, oder danken sie gar ab; auf der andern belohnen sie mit diesem Raube ihre Günstlinge, oder vermehren damit das unnütze Hofgesinde. Oekonomie, die die Schätze eines Reiches wie die Güter einer Familie verwaltet, die Ordnung einführt, die Verschwendung verhütet, und das Vermögen, ja selbst das Blut des Staates zu den Bedürfnissen desselben verwendet, — Oekonomie, bey

deren geheiligten Namen, wie Thomas auf den Herzog von Sully sagt, jeder unter der Last seiner Schulden seufzender und verarmter Staat, wie ein Unglücklicher bey dem Namen eines großen Wohlthäters, hüpfen soll, — Oekonomie verträgt sich nicht mit einer Staatsverwaltung, die keinen andern Reitz als das Geld kennt; ihre Habsucht bleibt; ihr Aufwand häuft sich; es ist zu vielen Leuten daran gelegen, dessen Fortdauer zu erhalten. Denkt sie wohl daran, den Ackerbau wieder zu beleben? Die Härte der Auflagen, die Drückung, die Nachläßigkeit haben vorher den Bauer schon muthlos, und die Felder öde gemacht. Will man den Handel beseelen? Er kann mit den Fesseln nicht frey seyn, die ihn durch die Raubsucht der Zöllner drücken. Der Luxus und der Despotism sind gleich habsüchtig und unvernünftig, sie werden grausam, weil die Phantasie der einzige Maaßstab ihrer Bedürfnisse ist; alle zwey wollen den Zweck, ohne die Mittel dazu einzuschlagen; sie wollen aus dem Schooße der Armuth Reichthum erpressen; sie fodern von denen neue Auflagen, die schon unter ihrer Last erlagen; sie verlangen von einem Volke Muth, das sie entnervt haben; sie wollen Uebel heilen, ohne ihre Ursachen zu heben; sie geben nie zu, daß man ihre Launen und ihren Aufwand in Ordnung bringe, weil sich ihre eingebildeten Bedürfnisse von Tag zu Tag vermehren, und zuletzt alle Schranken überschreiten; sie glauben, was ihre Lüste ein Mal stillte, könnte sie alle Male stillen.

§. XIX. Der Luxus war an dem Verfalle aller alten Staaten Ursache.

Um die Sitten einer Nation zu bessern, muß man zuerst die Gesinnungen und Begriffe derjenigen reformiren, die sie regieren; um den Luxus von ihr zu verbannen, muß man ihn zuerst von dem Hofe verbannen, der allzeit den übrigen Bürgern den Ton angiebt. Um den vom Luxus angerichteten Uebeln abzuhelfen ist eine weise Oekonomie nöthig. Aus diesem seltenen Zusammenfluße aller Umstände kann die Wiedergeburt eines politischen Körpers und seine Reform in Haupt und Gliedern entstehen. Nichts ist ungewöhnlicher als billige, aufgeklärte, gegen das öffentliche Elend nicht unempfindsame Souveraine. Souveraine, die Freunde der guten Sitten und der Einfalt sind. Unnütze und eitle Höfe widersetzen sich immer dem öffentlichen Wohl; lasterhafte Bürger wollen sich nicht bessern, und die Fürsten halten sich gemeiniglich entehrt, wenn ihre Pracht und ihre Verschwendung in etwas beschnitten wird. Die mächtige Stimme der Noth allein weckt sie aus ihrem Schlummer; das gänzliche Verderben zeigt oft den Königen und den Völkern ihre Gefahren zu spät, als daß sie ihnen noch ausweichen könnten.

Wundern wir uns also nicht, wenn wir in der Geschichte die blühendsten Nationen allmählig vom Luxus zu Grunde gerichtet sehen. Es giebt für Kranke, die ihre Uebel gerne haben, keine Rettung: nur Charlatane können durch vergebliche Palliative veraltete Geschwüre hei-

len wollen, die durch Feuer und Schwerdt allein vertrieben werden können. Menschen, deren Empfindlichkeit durch den mindesten Schmerz empört wird, gerathen bey den gelindesten Operationen in Hitze, und seufzen. Sie gehen also zu Grunde, und ihr Untergang dient den Nationen nicht zur Belehrung; der Enthusiasm für den Reichthum berauscht sie nach und nach, das Laster, das Sittenverderbniß, die Eitelkeit ersticken alles bis auf die Empfindung ihrer Uebel in ihnen. Sparta, das trotzige Sparta selbst, unterlag, nachdem es lange den Waffen Persiens widerstanden hatte, seinem Golde; Agis fand seinen Tod, als er es reformiren wollte. Der Luxus trocknete die Tugenden aus, die der strenge Lykurg gepflanzt hatte. Rom, die Beherrscherinn der Nationen, ward unter der Last seiner Reichthümer erstickt, und verlor seinen Luxus nicht eher als mit der Herrschaft der Welt.

Die Völker und ihre Regenten rennen also aus hartnäckiger Unwissenheit in ihr Verderben. Arme Nationen suchen sich zu bereichern, durch Eroberungen oder durch den Handel gelingt es ihnen: sie nehmen einige Zeit lang in der großen Weltgesellschaft einen von den übrigen Nationen beneideten Rang ein; sie verbreiten einen vorübergehenden Glanz um sich her, der einige Augenblicke blendet; sie besitzen eine fürchterliche Macht; aber zuletzt führen ihre Reichthümer und ihre Größe selbst ihren Verfall und ihr Elend herbey; ihr Ueberfluß berauscht sie; das Laster verdirbt sie, der Luxus schläfert sie ein; und auf diesen Schlaf folgt eine tiefe Schlafsucht, die zum Tode führt. Eine Nation ist todt, sobald sie nicht mehr die

Thätigkeit hat, die sie haben soll, sobald sie aus Mangel an Freyheit nichts neues mehr unternimmt, sobald sie unter dem Joche des Despotism kraftlos schmachtet, sobald sie in ihrem Innern durch Laster verdorben ist, und die zu ihrer Erhaltung nöthigen Tugenden nicht mehr besitzt. (*)

Die wahre Politik muß die wahre Moral zur Grundlage haben, und darf sich nicht von ihr trennen. Tugendhafte und weise Souveraine bilden allein große und blühende Nationen, deren Wohlseyn von Dauer ist; Fürsten ohne Einsichten und Tugenden herrschen nur über leichtsinnige, dumme, verdorbene Völker; ihre unsichere Macht und ihre ephemerische Größe können nicht lange bestehen. Mit einem Worte, nach den ewigen Gesetzen der Natur giebt es kein Laster auf der Erde, das sich nicht selbst straft.

§. XX. Von der Reform der Staaten.

Nichts wäre unnützer und untröstlicher für die Menschen, als wenn man ihnen das betrübte Gemählde ihres Elendes vor Augen stellte, ohne ihnen die Mittel dagegen

(*) Ubi non est pudor,
Nec curia juris, sanctitas, pietas, fides,
Instabile regnum est.

Senec. in Thyeste.

zu zeigen. Aber welche Mittel soll man Uebeln entgegensetzen, deren ursprüngliche Quelle unter dem Throne ist? Wie den Einfluß einer Seuche aufhalten, welche allzeit von verpesteten Höfen, deren Hauch die Nationen ansteckt, verbreitet wird? Welche Macht ist stark genug, um die unwiderstehliche Gewalt, die die Gesellschaft unterjocht, der Vernunft zu unterwerfen? Die Wahrheit ist im Stande, dieses Wunder zu würken: sie allein ist stark genug, um die Hindernisse zu besiegen, die der Betrug, die Tyranney, die Meynung der Volksglückseligkeit entgegensetzen. Soviele Fürsten herrschen oft nur darum so gewaltthätig, weil sie die Wahrheit nicht kennen; sie hassen die Wahrheit, weil sie ihre unschätzbaren Vortheile nicht wissen. Sie verfolgen die Wahrheit, weil sie sie ihrem Interesse zuwider halten.

Was ist aber das wahre Interesse der Souveraine? Ist es nicht das, daß sie von treuen Völkern, die eine aufrichtige Anhänglichkeit an ihre Herren haben, und bereit sind, ihnen alles aufzuopfern, geliebt, geehrt, und unterstützt werden? Nun denn! was kann beßer diese Gefühle in den Herzen der Bürger erregen, als die Tugend? Ist ein guter, von der Liebe seines ganzen Volkes beschützter König mitten unter diesem Volke nicht sicherer, als der mißtrauische Tyrann, von unruhigen Satelliten umgeben, die die beständigen Zeugen seiner Furcht seyn müßen? Giebt es wohl eine reine Glückseligkeit für einen Despoten, der sich zum Gefangenen eines darum gemietheten Haufens macht, daß er ihn vor dem Zorne eines Volkes schützt, dessen Feind er geworden ist? Eckelt nicht zuletzt den Souverainen an jener ermüdenden und eitlen

Größe, von der sich so viele nicht herablassen? Finden sie lange an einem übermüthigen Etiquette Reitze, das sie zu dem Range der Götter erhebt, und sie auf immer der Annehmlichkeiten der Gesellschaft beraubt? Welches Vergnügen gewähren ihnen in die Länge jene einförmigen Zeitvertreibe, jener unnütze Aufwand, jener Glanz und jene Pracht, die ohne sie zu ergötzen, zu nichts dienen, als die Völker an den Bettelstab zu bringen?

§. XXI. Würkungen der Fürstenerziehung.

So wenig man von einem schlechten Lehrer gute Schüler erwarten darf, so wenig kann man von einem schlechten Regenten gesittete Unterthanen hoffen. Als der einfach und unter der Leitung der Wahrheit in Bearns Felsengebürgen erzogene Heinrich der *IV.* starb, **weinten** die Franzosen, weil sie sahen, daß die Wahrheit bey der Erziehung Ludewigs des *XIII.* vom Throne verscheucht wurde: sie **lachten**, als letzterer dem hoffnungsvollen Ludewig dem *XIV.* den Thron räumte: sie **fluchten**, als Ludewig der *XIV.* dem *XV.* Platz machte, weil sie sich getäuscht hatten: sie **schäumten vor Zorn**, als Ludewig der *XV.* mit Tode abgieng, und waren schon damals bey sich uneins, ob sie nicht gar den Thron einreißen sollten; blos das Vertrauen auf den guthmüthigen Ludewig den *XVI.* hielt sie noch zurücke: aber endlich **wurden** sie **rasend**, als sie sich auch bey diesem Irregeleite-

ten in ihrer Hoffnung betrogen, und seit Heinrich dem *IV.* die Wahrheit vom Hofe und beynahe aus ganz Frankreich verbannt fanden.

Eine Wahrheit liebende Erziehung belehre demnach diejenigen, die die Stimme der Nation zum Throne rnft, worinn die wahre Größe, der wahre Ruhm, die wahre Sicherheit der Könige bestehe: ihr Unterricht bringe ihnen statt jenem Glanze der Eitelkeit ein rechtschaffenes Herz, einen Geist der Ordnung, den Geschmack am Einfachen, die Kenntniß ihrer Pflichten, eine unverletzliche Anhänglichkeit an die Billigkeit, eine tiefe Ehrfurcht für die Gesetze, für die Freyheit, für die Rechte der Bürger, eine starke Leidenschaft für das öffentliche Wohl, eine zärtliche Sorgfalt für den Wohlstand des Volks, die edle Ehrbegierde ihm zu gefallen, und die Furcht seinen Haß zu verdienen, eine große Liebe für den Frieden, und eine strenge Genauigkeit in der Erfüllung ihrer Verbindlichkeiten bey. Mit diesen Grundsätzen genährt, kann sich ein Fürst bald die Reform des Staats versprechen. Ein guter Fürst vermag alles über den Geist seiner Unterthanen.

Die Menschen sind immer denen gehorsam, von welchen sie ihr Wohlseyn erwarten; nur durch die Nachläßigkeit, durch die Ungerechtigkeit, durch die Niederträchtigkeit der Regierungen werden sie rebellisch und lasterhaft. Ein tugendhafter und von den Schimären der Eitelkeit selbst nicht eingenommener Fürst sieht bald Minister um sich, die sich beeifern, seine ehrlichen Absichten zu unterstützen. Wenn die Tugend einmal zur Gunst, zu Wür-

den führt, so ist sie nicht mehr so selten an den Höfen. Die Könige haben die Herzen ihrer Unterthanen in den Händen; es hängt von ihnen ab, sie lasterhaft oder vernünftig, Pracht liebend oder einfach, habsüchtig oder freygebig, zu Freunden oder Feinden des öffentlichen Wohls, niederträchtig oder edel zu machen. Die Strafen und die Belohnungen, die Ungnade und die Gnade, die Verachtung und die Achtung eines Fürsten können in einem Augenblicke die Gestalt seines Hofes ändern: sind einmal die falschen Ideen der Großen zurecht gewiesen, so haben sie bald Einfluß auf die Bürger, die sich beeifern, die Tugenden wie die Fehler derjenigen nachzuahmen, die das Geschicke an ihre Spitze gesetzt hat.

§. XXII. Vom Unterrichte der Bürger.

Wenn die gute Erziehung des Souverains im Stande ist, eine so günstige Reform an seinem Hofe zu bewürken, welche glückliche Würkungen würde nicht eine gute Erziehung unter sämmtlichen Bürgern hervorbringen? Die Menschen sind nur darum so schlecht oder ungesellig, weil diejenigen, die sie regieren, entweder ihre Erziehung vernachläßigen, oder ihren Unterricht erschweren, oder auch sie theilen und verderben. Die Erziehung des Bürgers ist überall in den Händen von Menschen, deren Interesse vollkommen von dem Interesse der Gesellschaft getrennt ist, von Menschen ohne Vaterland, von Despoten, die sich's zur Sorge seyn lassen, die Vernunft unter dem Joche ihrer eignen Gewalt zu ersticken, von den ty-

rannischen Dienern der Gottheit, gegen die sie eine feige und knechtische Furcht einflößen. Unter solchen Lehrern nehmen die Völker nur einen Geist von Knechtschaft, die Gewohnheit sich ohne vernünftiges Nachdenken leiten zu lassen, eine schädliche Gleichgültigkeit gegen die wichtigsten Gegenstände dieser Welt an. Der Unterricht dieser Lehrmeister spricht den Menschen weder von Freyheit, noch von der Liebe zum allgemeinen Besten, weder von der Ehrbegierde die Achtung ihrer Mitbürger zu verdienen, noch von der im geselligen Leben nöthigen Thätigkeit; sie unterhalten die Menschen nur von ihrer Niedrigkeit und von ihren Schwachheiten, deren natürliche Ursachen oder deren wahrhafte Gegenmittel sie nie angeben; sie machen nur den Menschen muthlos, ungesellig, und benehmen ihm seine Kraft; wenn sie von der Thätigkeit seiner Seele Gebrauch machen, so geschieht es, um sie mit einem fanatischen, der Gesellschaft schädlichen, und oft den nämlichen Souverainen, die die Verblendung der Völker als wichtig für sie ansehen, nachtheiligen Eifer zu berauschen. Es gäbe keine so gewaltsame, keine so blutige Revolutionen, wenn der Bürgerunterricht die Unterthanen immer mit ihren Menschen- und Bürgerrechten, mit ihren Menschen- und Bürgerpflichten gehörig bekannt „machte. „Es ist," sagt eine kleine jüngst erschienene „Schrift, „ein nicht ungewöhnlicher Fall, daß ein an „seinen Kefig gewöhntes Vögelchen Gelegenheit findet, „seinem Gefängnisse zu entschlüpfen; im Taumel unge„wöhnter Freyheit, nicht einmal mit dem weiten Zim„mer zufrieden, will es die Fenster desselben durchflie„gen, aber sein kleines, von Freyheit erhitztes Hirn „wird durch den zu raschen Flug zur Freyheit zerschmet-

„tert. Eben so geht es mit dem Menschen. Die Mönchs„erziehung war sowohl in Rücksicht der körperlichen „als geistigen Bildung am meisten sklavisch, und eben „sie brachte am Ende in ihren einmal emancipirten Zög„lingen die größten Ausschweiflinge und After-Philo„sophen zur Welt. Gerade die Französische Nation, die „ihre Könige seit einem Jahrhunderte sklavisch vereh„ren mußte, beweist sich heut zu Tage als die ausge„lassenste unter der Sonne gegen eben diese Könige.“

Die wahre Politik kennt die Maximen und das Interesse der Tyrannen nicht: sie regiert durch Vernunft, durch Gesetze, durch das augenscheinliche Interesse der Gesellschaft. Sie hat nicht nöthig, daß man die Menschen betrüge, um sie gehorsam zu machen; sie will, daß man sie ihr reelles Interesse fühlen lasse; sie verlangt, daß man ihnen die Liebe zum Vaterlande einflöße, die ohne Freyheit nicht bestehen kann; sie fodert, daß man ihnen die Nützlichkeit des gesellschaftlichen Verbandes zeige; sie erheischt, daß man sie muthig, fleißig, arbeitsam, gesellig mache. Sie will, daß man sie in den wahrhaften Tugenden unterweise, ohne die ihnen das gesellige Leben unnütz und verdrüßlich ist; sie will, daß man sie die Bande, die sie als Unterthanen, als Gatten, als Väter, als Gesellschafter, als Freunde binden, für heilig ansehen lerne, sie will, daß man sie aufkläre, daß man ihnen einen erhabenen Geist, das Verlangen nach öffentlicher Achtung, die Leidenschaft solche zu verdienen beybringe. Sie will endlich nicht über niedrige Sklaven herrschen, von denen sie weiß, daß man nie Bürger aus ihnen machen könne. Für Sklaven, sagt ein

Schrift-

Schriftsteller des Alterthums, giebt es kein Bürgerrecht.

Die Menschen einander nähern, sie wahrhaft gesellig, sie durch Tugend glücklich machen, dieses ist der Gegenstand der Moral, welcher die Politik alle Unterstützung leisten muß. Weil die Menschen mit einem so klaren Grundsatze unbekannt sind, so leben sie in der Gesellschaft, wie in einem Gefängnisse, das ihnen ihre verdrüßliche Laune unerträglich macht. Die wahre Moral befindet sich in einem beständigen Widerspruche entweder mit ihren religiösen Meynungen, oder mit den Grundsätzen und mit dem übel verstandenen Interesse derjenigen, die sie regieren, oder auch mit den Gebräuchen, mit den Vorurtheilen, mit den eiteln Ideen, die man von der höchsten Gewalt eingeführt, oder gehandhabt findet.

Vergebens prediget man den Menschen, daß sie gerecht, wohlthätig, mäßig, friedfertig seyn sollen, wenn ihnen ihre Regierungen tägliche Beyspiele von Plakereyen, Grausamkeiten, Usurpationen, Schurkenstreichen, und Eroberungen zeigen. Vergebens verschreyt man das Laster, den Luxus, und die Eitelkeit, wann ein ganzes Volk die Ausschweifung, die Pracht, die Habsucht, die Verschwendrung unzertrennlich von seinen Beherrschern, von den Großen, die sie umgeben, von den Reichen, die dem Publikum den Ton angeben, und von den Priestern selbst sieht, die uns weiß machen, daß sie die Sitten in Ordnung bringen. Vergebens will man durch grausame und barbarische Gesetze Verbrechen ausrotten, welche

lasterhafte Regierungen schneller erzeugen, als sie sie vertilgen können. Ist nicht die Nachläßigkeit oder die Strenge der Souveraine an der Armuth, an der Faulheit, an der Ruchlosigkeit so vieler Elenden Schuld, die zu nichts anderm als zu Raub und Mord ihre Zuflucht zu nehmen wissen? Was vermag endlich die Religion und ihre Drohungen über Herzen, die hienieden alles zum Bösen reitzt?

§. XXIII. Die öffentliche Gewalt muß ihn unterstützen.

Die Erziehung und die Sitten können nur unter einer guten Regierung gut seyn; die wahre Moral ist für ein unter der Tyranney seufzendes Volk unnütz; sie kann nicht würken, wann sie nicht von der Staatsgewalt begünstiget, unterstützt, vom Gesetze bestärkt, durch Belohnungen und Achtung aufgemuntert wird. Alle wahrhafte Moral wird für eine ungerechte und despotische Regierung, deren nothwendige Würkung die Vernichtung aller Tugend ist, eine Satyre, eine Beleidigung.

Um die Menschen gerecht, mäßig, gesellig zu machen ist eine gerechte Regierung nöthig. Aber wie ist eine solche Regierung einzuführen? Dieses geschieht dadurch, daß man den unklugen Leidenschaften alljener einen Zügel anlegt, die ihre Verblendung verleiten könnte, Böses zu thun. Jeder Mensch ist schwach; selten hat der Mensch, der über andere zu befehlen hat, Stärke genug, um sich

selbst im Zaum zu halten; nebendem folgt oft der ungerechteste und unfähigste Tyrann, der in einem Augenblicke die Sitten und die Glückseligkeit eines Volkes zernichten kann, auf den gerechtesten Fürsten.

Gründen wir also das Wohlseyn der Nationen nicht auf die Eigenschaften eines so veränderlichen Wesens, wie der Mensch ist. Gründen wir dieses Wohlseyn auf Gerechtigkeit, welche keinem Wechsel unterworfen, auf die Natur der Gesellschaft, auf ihre Rechte, die nichts schwächen kann, auf ihren dauerhaften Willen, auf ihre, sobald sie vereint ist, allzeit fürchterliche Macht. Diese bleibende Macht der von dem nämlichen Interesse beseelten Bürger stelle Jedem eine unübersteigliche Wehrmauer dar, der ein Wagestück gegen den allgemeinen Willen unternehmen will. Alle Klassen der Bürger widersetzen sich, statt sich wegen lächerlichen und verächtlichen Vorzügen zu theilen, den Eingriffen einer ungerechten Gewalt, und weisen sie in ihre natürlichen Schranken zurücke. Jedes Glied oder Haupt hange von der Gesellschaft ab, und maaße sich nicht des Rechts an, sie seiner Laune zu unterwerfen; es finde, sobald es befiehlt, was recht ist, unter allen Ständen des Staats getreue Unterthanen; es finde, wann es etwas will, was gegen die Billigkeit ist, in dem Willen aller Bürger unübersteigliche Hindernisse. So wäre ohne Revolution, ohne Leidenschaft, ohne Unruhen der allgemeine, von der Vernunft geleitete Wille hinreichend, jeder Gewalt Einhalt zu thun, die dem öffentlichen Interesse zu schaden suchte.

Ist nun, um diese glückliche Vereinigung zu bewürken, etwas anders als Vernunft nöthig? Läßt sie nicht

alle Bürger fühlen, daß sie das nämliche Interesse haben, daß allen nöthig ist, frey zu seyn, von den Gesetzen beschützt zu werden, in Sicherheit zu leben, und nie von Leidenschaften und Phantasien abzuhangen? Ist demnach der dauerhafte Genuß der Freyheit für seine Person und sein Vermögen, von einer ganzen Gesellschaft zusammen gesichert, nicht dem Genuße jener precairen Privilegien, jener eiteln Titel, jener kindischen Ordensbänder, jener verderblichen Pracht und alljener Eitelkeiten vorzuziehen, deren sich der Despotism zu allen Zeiten bedient, um unkluge Bürger zu verführen, um sie unter sich zu entzweyen, um die einen durch die andern zu unterjochen? Sollte nicht die mindeste Ueberlegung die Großen überzeugen, daß, wenn sie auf ihre eitlen Unterscheidungszeichen und Vorzüge eifersüchtig sind, es keine Größe für Sklaven giebt; daß die Freyheit allein die Menschen adelt; daß der Schutz der Gesetze dauerhafter ist, als der Schutz eines unbeständigen Herrn; daß man eine unerschütterliche Sicherheit nicht jenen Spielzeugen, jenen Nichtswürdigkeiten, jenen eingebildeten Auszeichnungen opfern müße, deren sich die Tyranney bedient, um ihre Unterthanen zu theilen.

O ihr Adelichen, ihr seyd nur dann wahrhaft groß, wann ihr, selbst gerecht und wohlthätig, keine andere Herren als die Gesetze der Billigkeit anerkennet. Krieger! ihr besitzet nur dann wahrhafte Ehre, wann ihr euch durch euren Muth, die Volksglückseligkeit zu vertheidigen, der Achtung eurer Mitbürger würdig macht. Reiche Bürger! ihr seyd nur dann bey euren Besitzungen sicher, wann sie euch durch Gesetze gesichert werden, die der

Despotism nicht verletzen darf. Ihr Souveraine selbst endlich! ihr sitzet nur dann auf eurem Throne vest, wann sich eure Gewalt auf Tugend, auf Gerechtigkeit, auf billige Gesetze, und auf die Liebe eurer Unterthanen gründet, die sich vereiniget haben, um euch zu gehorchen und zu vertheidigen. Die Natur und die Vernunft rufen euch zu, daß sich euer Interesse nicht ohne Gefahr für euch von dem eurer Unterthanen trennen kann. Alles beweist euch, daß euch daran gelegen ist, euch selbst aufzuklären, eure Unterthanen unterrichten zu lassen, den Luxus und die Unordnungen zu verbannen, die er nach sich zieht, vernünftige Bürger zu regieren, und ein Beyspiel von den Tugenden zu geben, ohne welche ein Reich nicht lange bestehen kann.

Auf so einfache und so bewiesene Wahrheiten läßt sich die ganze Wissenschaft der Politik zurückführen. Fast überall wurden die Souveraine und die Völker verdorben, unruhig, beunruhigt, unglücklich, weil man sie mißkannte. Wenn man diese so klaren Wahrheiten anwendet, so werden die ohne Aufruhr, ohne Kriege, ohne Blutvergießen reformirten Staaten der Nachwelt das Schauspiel der auf eine sichere Grundlage gegründeten öffentlichen Glückseligkeit zeigen.

Höre man also auf, die Verbesserung des Schicksals der Menschen als eine Schimäre anzusehen; betrachte man nicht mehr die Abschaffung der Mißbräuche als eine unthunliche Sache. Wenn bisher soviele Regierungen den Grad von Vollkommenheit nicht erreichen konnten, dessen sie empfänglich sind, so schreiben wir ihre Gebrechen

der Unwissenheit, der Unerfahrenheit, der in den Köpfen der Souveraine und Nationen noch nicht entwickelten Vernunft zu. Die Vernunft ist nichts, als die durch Erfahrung erlangte Kenntniß dessen, was dem Glücke, dem Interesse der Menschen nützlich oder schädlich ist. Wenn die Menschen vernünftige Wesen sind, so sind sie da, um ihr Interesse zu kennen; wenn sie ihre Natur unaufhörlich anspornt, ihr Glück aufzusuchen, so müßen sie ihm endlich begegnen; wenn dieses Glück nicht gemacht ist, um es ewig zu genießen, so genießen sie es wenigstens eine Zeitlang, sobald es dauerhaft gegründet ist.

§. XXIV. Der Souverain ist der wahre Reformator des Staats.

Ferne von dem guten Bürger sey jene Unempfindlichkeit, die ihn hindert das Ende seiner Drangsalen zu suchen. Er verzweifle nicht an einem bessern Geschicke; er suche die Wahrheit, er decke sie andern auf; sind gleich ihre Würkungen langsam, so weckt sie doch früh oder spät die Fürsten und die Völker aus jener unglücklichen Schlafsucht auf, von der sie betäubt scheinen. Alsdann erröthen die Souveraine über eine zerstörende Politik, die ihnen nur eine unruhige Gewalt über Sklaven verschafft welche bereit sind ihre Fessel zu zerbrechen. Würde ein Souverain nicht den möglich größten Ruhm mit seinem größten Interesse vereinbaren, wenn er ganz freywillig der Ausübung eines Despotism entsagte, der der Sicherheit des Herrn und der Sklaven gleich nachtheilig ist.

Heißt nicht die unumschränkte Macht, das abgeschmackte Recht, Böses zu thun aufopfern — seiner eignen Sicherheit ein Opfer bringen? Heißt nicht zur Erleichterung eines ganzen Volkes einem schädlichen Luxus, einer verderblichen Pracht, einer dummen Eitelkeit entsagen — sich mit einem vesten und wahrhaften Ruhme bedecken? Ist der Glanz der Größe, sind die thörichten und kostspieligen Vergnügungen eines Hofes, sind die Unterhaltungen, die nur Abwechslungen der langen Weile sind, im Stande, dem Monarchen eine so reine, so dauerhafte Zufriedenheit zu gewähren, als die beständigen Seegnungen eines getreuen und aufrichtigen Volkes? Wird endlich ein Fürst durch gemiethete Legionen, durch interessirte Größe besser bewacht, als durch die Zärtlichkeit eines erkenntlichen Volkes?

Der Mensch hoffe also, daß die Fortschritte der Aufklärung einst die Augen der Souveraine erleuchten, und sie die wahre Macht, die reelle Größe, die wünschenswerthe Gewalt von dem unterscheiden lernen, was nur Schein ist. Welche große, welche heilige, welche vorher nur im Stillen gedachte Wahrheiten werden seit der Entstehung der Französischen Revolution überall laut gesagt! Die mächtige Hand des Schicksals leitet die Könige und die Völker, und zwingt sie, zur Billigkeit, zur Vernunft, ohne welche es nichts dauerhaftes in der Welt giebt, ihre Zuflucht zu nehmen. Wie schnell und mit welchem Erfolge würde ein über sein Interesse aufgeklärter Monarch der Wiederhersteller seines Staats, die Lust seines Volkes, das Muster der Souveraine, der ächte Held, die Bewunderung der Nachkommenschaft

werden! Ist je eine Politik mit jener eines Fürsten zu vergleichen, der dadurch unaufhörlich an seinem eignen Glücke arbeitet, daß er jeden Tag an dem Glücke seiner Unterthanen arbeitet.

Die glückliche Verbindung des Interesse der Souveraine und der Unterthanen ist augenscheinlich die Grundlage der gesunden Politik: diese Wahrheit muß alles in diesem Werke fühlbar machen. Wir wollen also kurz die Grundsätze wiederholen, die wir aufgestellt haben, um sie unter einem Gesichtspuncte zusammenzustellen.

§. XXV. Allgemeine Wiederholung.

I. Der Mensch wird im Stande der Gesellschaft gebohren, und durch seine Bedürfnisse und durch die Gewohnheit, die sie ihm nothwendig machen, darin zurückgehalten. Wenn ihm die Gesellschaft nützlich ist, so muß er sich seiner Seits der Gesellschaft nützlich machen, damit sie zu seinem Wohlseyn beyträgt; das besondere Interesse muß sich zum Besten eines jeden Individuums mit dem allgemeinen Interesse vertragen. Die Pflichten sind die Mittel, die der Mensch brauchen muß, um sich glücklich zu machen. Diejenigen Gesetze sind gut, die der Natur des geselligen Menschen angemessen sind, und die ihn anhalten, seine Pflichten gegen seine Mitgesellschafter zu erfüllen: die Moral ist die Erkenntniß eben dieser Pflichten: die Tugend besteht nur in der allgemeinen Nützlichkeit: die Gesellschaft muß denen Wohlseyn gewähren, die ihr

nützlich sind; die Vortheile und die Unterstützung, die sie giebt, sind der Grund der Gewalt, die sie über ihre Glieder ausübt; keine Gewalt ist gerecht; wenn sie nicht Gutes thut.

II. Die Menschen regieren heißt die Gewalt der Gesellschaft über sie ausüben, damit sie dem Zwecke der Gesellschaft gemäß leben. Die Regierung handelt im Namen der Gesellschaft, von welcher sie ihre Macht, oder die Gewalt hat, alle Glieder anzuhalten, daß sie ihre geselligen Pflichten erfüllen, oder sich nach den Gesetzen fügen, die nichts anders als der allgemeine Wille sind. Daraus folgt, daß die Regierung die Gewalt ist, welche die Gesellschaft gesetzt hat, um den Leidenschaften der Individuen Einhalt zu thun, sobald sie der öffentlichen Glückseligkeit entgegen sind, und sie zur Erfüllung der wechselseitigen Verbindlichkeiten anzuhalten, die sie durch den gesellschaftlichen Vertrag übernommen haben. Mit einem Worte die Regierung ist da, um die Menschen in der Gesellschaft zu zwingen, daß sie die vollkommnen Pflichten der Moral erfüllen. Jede Regierung ist gut, sobald sie die Verbindlichkeiten der Gesellschaft gegen ihre Glieder getreu erfüllt, und sie anhält, sich nach ihren Absichten zu fügen.

III. Die Souveraine sind die Machthaber der Gesellschaft, von ihr gewählt und gebilligt, um ihre Gewalt über ihre Glieder auszuüben: dem Souveraine gehorchen, der nach ihren Absichten und nach dem Zwecke des gesellschaftlichen Verbandes regiert, heißt der Gesellschaft gehorchen, von der die Souverainität ausfließt. Die Rechte des

Souverains sind also Rechte, die ihm die Nation willig übertrug; seine Gewalt ist auf die Gewalt seiner Nation gegründet; der Gehorsam, den man ihm schuldig ist, hat das Gute zum Beweggrunde und zum Maasstabe, das diese Gewalt der Nation gewähret; die Nation kann nie in das willigen, was ihr Wohlseyn stört. Die Billigkeit ist die Grundtugend des Souverains; er kann sich ohne Gefahr für sich selbst nicht von ihr entfernen.

IV. Der Souverain ist dem Gesetze unterworfen, welches der allgemeine Wille der Gesellschaft ist; und alle Bürger sind dem Souverain in soweit unterworfen, als seine Befehle dem allgemeinen Interesse angemessen sind. Keine Bürgerklasse kann ein abgesondertes Interesse von dem Interesse der Gesellschaft haben; diese gewährt allen Vortheile, und hat deswegen das Recht, alle ihre Glieder der öffentlichen Gewalt zu unterwerfen. Jede Klasse muß nach ihrer Art zum allgemeinen Besten beytragen. Die Theilung des Interesse ist die wahre Quelle der Schwäche der Nationen und der Mißbräuche, durch die sie leiden.

V. Der Despotism ist das besondere Interesse derjenigen, die regieren; er ist dem allgemeinen Interesse entgegen. Er ist die als Gesetz der ganzen Gesellschaft aufgedrungene Phantasie eines einzigen Menschen oder eines einzigen Standes. Die unumschränkte Gewalt artet bald in Tyranney aus; diese ist ein Zustand von Krieg zwischen dem Souverain und seinem ganzen Volke, ein gewaltsamer für alle beyde gleich nachtheiliger Zustand, den kein Bürger seines persönlichen Interesse wegen in Schutz

nehmen, oder dulden darf. Nichts ist dem Zwecke der Gesellschaft mehr entgegen, als der Despotism, oder die Zügellosigkeit des Souverains; er vernichtet alle Bande; er erstickt die Vaterlandsliebe, die Thätigkeit, den Kunstfleiß, die Tugend; er opfert das Glück aller dem Eigensinne eines Einzigen, oder einer kleinen Anzahl auf. Die unumschränkte Gewalt kann den Nationen nie ein reelles und bleibendes Wohlseyn verschaffen.

VI. Die Freyheit ist ein unveräußerliches Recht jeder Nation oder Gesellschaft, da sie zu ihrer Erhaltung und zu ihrer Wohlfahrt unumgänglich nöthig ist. Frey seyn heißt nichts anders als den zum Glücke der Gesellschaft abzielenden und von ihr gebilligten Gesetzen gehorchen. Die Zügellosigkeit ist dem öffentlichen Wohl eben so, wie der Despotism oder die Tyranney zuwider. Nur unter Nationen, die die wahre Freyheit genießen, kann es Patriotism, Seelengröße, reelle Ehre, und Liebe zum allgemeinen Besten geben.

VII. Die Politik muß über alle Gegenstände, die das Wohlseyn und die Erhaltung der Gesellschaft angehen, in gleichem Maaße wachen. Die Gesetzgebung muß sich nach den Bedürfnissen des Staats richten; sie muß den Bürger zur Arbeit aufmuntern, seine Sitten ordnen, Tugend in ihm pflanzen, ihm das Vaterland werth machen, die Bevölkerung, den Ackerbau, den wahrhaft nützlichen Handel begünstigen, dem Laster Einhalt thun, und lobenswürdige Handlungen, so wie die der Gesellschaft nöthigen Talente belohnen.

VIII. Das menschliche Geschlecht muß wie eine große Gesellschaft betrachtet werden, der die Natur die nämlichen Gesetze vorschreibt, welche eine besondere wohl eingerichtete Gesellschaft allen ihren Gliedern auflegen soll. Die Völker sind die mehr oder minder gescheuten und mächtigen Individuen der allgemeinen Gesellschaft; sie werden durch die nämlichen Pflichten an andere Völker gefesselt, welche die Bürger in einer Stadt an einander binden. Das Völkerrecht sollte nichts anders als die auf alle Nationen angewandte Moral seyn. Die Kriege sollten mit dem nämlichen Auge, wie Gewaltthätigkeiten und Meuchelmorde angesehen werden, die Eroberungen sind nichts als Räubereyen. Allianzen und Friedensschlüsse erheischen eben dieselbe Redlichkeit, wie Uebereinkünfte, Verträge und Verbindungen unter den Partikularen. Weil diese Wahrheiten nicht gefühlt werden, weil es an der nöthigen Macht mangelt, um die Nationen zur Beobachtung der allgemeinen, oder allen Menschen gemeinen Moral anzuhalten, so kennen sie selten die Pflichten, die sie wechselseitig binden, und ihre durch ihre thörichten Leidenschaften geblendeten Häupter betragen sich wie Räuber, die die Gesetze der Billigkeit mit Füßen treten. Die Thorheiten dieser Menschen ohne Gesetze führen die Nationen ihrem Verderben zu.

IX. Eine ungerechte und nachläßige Politik schlägt den Nationen jeden Tag grausame Wunden. Die Raserеyen und Gewaltthätigkeiten der Souveraine so wie ihre strafbare Unempfindlichkeit sind an der Entkräftung und an dem Untergange der Gesellschaften Schuld: der Luxus ist und bleibt allzeit eine nahe Ursache des Verfalls eines Staats: er entnervt die Seelen, und schwächt alle Trieb-

federn der Regierung. Er verscheucht den Patriotism, macht die Ehre verächtlich, und untergräbt nach und nach die Fundamente der Gesellschaft. Um eine von der Luxusseuche angesteckte Nation zu heilen, ist eine Weisheit, eine Mannskraft, ein hartnäckiger Muth nöthig, dessen wenige Souveraine empfänglich sind, weil sie gewöhnlich in einer vollkommnen Unwissenheit ihres wahren Interesse leben. Die Wiederherstellung eines einmal verdorbenen Staats ist ein Wunder, das man nicht von der Leidenschaft, von der Thorheit, von schnellen Revolutionen, von Wagestücken, von gewaltsamen Mitteln erwarten darf; sie vermehren nur die Schwäche eines Staats, dessen Temperament verdorben ist; man muß vielmehr diese Reform von den Fortschritten der Aufklärung erwarten, die die Völker über ihre Rechte, und die Souveraine über ihre Pflichten so wie über ihr augenscheinliches Interesse erleuchtet, und die sie fühlen läßt, daß kein Haupt in einer unglücklichen Gesellschaft glücklich seyn, — daß eine sittenlose Nation weder Glück, noch Bestigkeit, noch Macht besitzen, — daß keine Regierung ohne Gerechtigkeit und ohne Freyheit bestehen kann. Auf diese Wahrheiten muß sich jedes politische System gründen: sie sind hinlänglich in allen Theilen dieses Werkes erwiesen worden, das einzig zum Besten der Menschen und ihrer Gesetzgeber unternommen ward.

Wegen der Entfernung vom Druckorte konnte der Verfasser die Correctur nicht selbst besorgen, er bittet also, die eingeschlichenen Fehler nicht auf seine Rechnung zu schreiben, und bemerket hauptsächlich folgende auf nachstehende Weise zu verbessern.

Erster Band.

Seite.	Zeile.	statt.	lies.
VIII.	7.	bekehren.	belehren.
4.	27.	zurückführer.	zurückführen.
6.	3.	konnte.	könnte.
8.	14.	Aufopferung.	Aufopferungen.
10.	18.	ihm	ihnen.
22.	3.	sie.	sie sich.
24.	27.	verwandete.	verwendete.
37.	2.	Regel.	Regeln.
—	5.	müße	müßen.
56.	4.	welche	welches.
79.	7.	übrigen	ihrigen.
82.	2.	ehren	lehren.
84.	5.	schützte	stützte.
100.	letzte.	breiten	breite.
121.	25.	Ponitowsky	Poniatowsky.
128.	21.	schließen	schlossen.
140.	5.	Nationen	Nation.
183.	20.	jede	jene.
199.	9.	sonstige	seinige.
201.	7.	wenig	wenige.
217.	24.	geschichtesten	geschicktesten.
234.	13.	die	die sich.
240.	6.	demjenigen	denjenigen.
250.	30.	die	der.
268.	17.	einzuschaffen	umzuschaffen.

Bayerische Staatsbibliothek München

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Leth, Erhard von

Commentar über die natürliche Politik oder über das Werk: La politique naturelle ou discours sur les vrais principes du gouvernement

Bd.: 2

Germanien [i.e. Heidelberg] (1796)
Pol.g. 195-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10768645-0
VD18 80390234-001